Deutsche Rundschau

BAND CCLVIII

(Januar – Februar – März 1939)

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

Inhaltsverzeichnis

zum zweihundertachtundfünfzigsten Bande

(Januar – Februar – März 1939)

ERNST SAMHABER

Das veränderte Gesicht des Krieges

Als in den ersten Wochen des Weltkrieges das deutsche Heer wie eine unwiderstehliche Woge über die Fluren Nordfrankreichs hinwegbrauste, da zog die französische Heeresleitung alle ausgebildeten Männer zum Dienst mit der Waffe ein. Als dann auf die Marneschlacht der Wettlauf zum Meer folgte mit der bisher in der Geschichte unvorstellbaren Ausdehnung der Kampffront, verlangte der damit verbundene Mannschaftsmangel eine Neurekrutierung von weiteren 2,7 Millionen Mann. Der Gedanke, daß ein Volk seine Freiheit mit der Waffe in der Hand verteidigen müsse, schien gesiegt zu haben. Aber bereits im August 1915 kam der Rückschlag.

Hatte bisher die Auffassung geherrscht, daß ein moderner Krieg wegen der großen Kosten nur sehr kurz sein könne, so erkannte damals die französische Regierung, daß noch lange Zeit die größten Anstrengungen notwendig sein würden, bis Frieden geschlossen werden könne. Bis zu dieser Zeit kam es der Führung nicht so sehr darauf an, möglichst viel Material zur Verfügung der kämpfenden Truppe zu halten. Niemand hatte bei Kriegsausbruch auch nur entfernt ahnen können, welche Ansprüche ein moderner Krieg an den Munitionsnachschub stellen würde. Die Fabriken waren zwar darauf eingerichtet, im Ernstfalle etwas mehr zu liefern als die laufenden Erfordernisse des Friedens, aber die Zufuhr von bedeutenden Munitionsmassen zu gewährleisten, nachdem die geringen Vorräte aus der Friedenszeit aufgebraucht wären, dazu waren sie nicht in der Lage. Was sollten sich auch die Armeen den Kopf zerbrechen, was kommen würde, wenn die aufgestapelten Munitionsmassen verschossen waren, wenn dann nach den Vorbildern der Kriege des 19. Jahrhunderts doch die Entscheidung schon längst gefallen war!

Als nach der Marneschlacht die französischen Truppen sich den neuen deutschen Feldstellungen an der Aisne und in der Champagne näherten, befahl der General Foch den Angriff. Es wurde ihm von Joffre mitgeteilt, daß die Munitionsknappheit, die bereits kritisch sei, bald katastrophal werden könne. Foch werde daher für vierzehn Tage bis drei Wochen keine Granaten mehr für seine Feldkanonen bekommen. Dieser Umstand führte sofort zur Einstellung aller Angriffe. Selbst damals wurde die tiefe Wandlung nicht voll erfaßt, die der Krieg erfahren hatte. Die Armee sprach von vorübergehendem Mangel, sie stellte zwar große Ansprüche an die Industrie, die nicht erfüllt wurden, aber sie war nicht bereit, das Hinterland als Teil der kämpfenden Front anzusehen. Erst die bitteren Erfahrungen des Jahres 1915 brachten den Umschwung.

Im Dezember 1914 lagen die Anforderungen der französischen Armee bei 60000 Schuß 75-mm-Granaten täglich, während die Industrie nur die Hälfte liefern konnte. Dann stiegen die Anforderungen sprunghaft, und die Steigerung der Herstellung hinkte immer weiter nach. Im Januar 1915 wurden bereits 80000 Schuß täglich angefordert, im September 1915 sogar 150000 Schuß

täglich für die 75-mm-Kanone. Es ist interessant, daran zu erinnern, daß 1914 nur eine Tagesproduktion von 13000 Schuß täglich vorgesehen war.

Vielleicht noch schwieriger war die Lage der schweren Artillerie. Das französische Heer hatte 1914 nur die 155-mm-Kanone herausgebracht, die anderen Typen waren noch in Vorbereitung. Für dieses Kaliber waren täglich nur 350 Schuß vorgesehen. Im Dezember 1914 wurden dagegen bereits 3000 Schuß täglich und im Juni 1915 sogar 12000 Schuß täglich angefordert. Aber wie sollte diese ungeheure Leistung aus dem Boden gestampft werden? Zunächst kam es darauf an, Arbeiter freizubekommen. Der einzelne Mann diente nicht am besten seinem Vaterlande, wenn er irgendwo an einer Kanone lehnte, die aus Mangel an Munition hinter der Front stand und nicht eingesetzt werden konnte, sondern indem er Granaten drehte, damit die zahlenmäßig geringere Armee ihre Feuerkraft voll entfalten konnte. So wurden im August 1915 rund 550000 Mann von der Front an die Arbeit in ihren Betrieben zurückbeordert.

Das war das erste Zeichen für den Wandel der Kriegführung. In den folgenden Monaten und Jahren sollte sich das Gesicht des Krieges immer stärker verändern. Nicht nur daß der Feuerorkan der Front immer gewaltiger anschwoll — so stieg der Tagesbedarf allein der französischen 75-mm-Kanone bis 1918 auf über 300000 Schuß — es kamen die modernen Waffen, deren Materialverbrauch ungleich stärker war. Es wird berechnet, daß die durchschnittliche Lebensdauer eines Kampfflugzeuges in den letzten Kriegsmonaten nur zwei Monate, die eines Beobachtungsflugzeuges drei Monate erreichte. Die Tanks waren besonders im Anfang so kompliziert, daß der Materialaufwand ungewöhnlich groß war. Aber was am meisten ins Gewicht fiel, waren die Ansprüche, die die Versorgung des gegewaltigen Heeres an die Transportmittel stellte. Die Klagen werden nicht abreißen über die vielen waffenfähigen Männer, die in der britischen Handelsflotte und in den französischen Transportunternehmungen zurückgehalten werden. Dazu kommen die Aufforderungen, die an die Kraftwagenindustrie für Lieferung von Transportmitteln gestellt werden.

So verschiebt sich das Schwergewicht des Krieges immer mehr von der Front ins Hinterland. Neben die Zahl der kämpfenden Divisionen tritt entscheidend die Zahl der Industriewerke. Damit muß sich auch die Beurteilung der Macht und der politischen Stärke eines Volkes grundlegend ändern. Die Industriestaaten werden durch eine derartige Entwicklung gewinnen, die Agrarstaaten entsprechend verlieren. Das ist deswegen für das Deutsche Reich so wichtig, weil es das bei weitem mächtigste Industrieland Europas ist und nur durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika übertroffen wird. So groß und berechtigt heute der Stolz auf die deutsche Wehrmacht ist, daneben muß die Anerkennung der mächtigen Stellung der deutschen Industrie treten, die erst dieser Wehrmacht ihre ganze Schlagkraft verleihen kann.

In den letzten Monaten ist an der deutschen Westgrenze ein Befestigungswerk geschaffen worden, das nach dem Urteil der Fachleute, die es besichtigen konnten, als uneinnehmbar angesehen wird. Nur wenige werden die gewaltige Leistung würdigen können, die die deutsche Industrie und der deutsche Arbeiter mit der

Schaffung eines solchen Werkes inmitten der bereits bestehenden Vollbeschäftigung vollbracht haben. Alle Anstrengungen und aller gute Wille wären jedoch vergeblich gewesen, wenn nicht bereits eine starke, leistungsfähige Industrie bestanden hätte, die eine solche Aufgabe zu übernehmen in der Lage war. Die Festungswerke im Westen sind nur ein besonders deutlicher Ausdruck der großen deutschen Leistungsfähigkeit, aber sie stehen dabei neben den anderen Erscheinungen, die mit in das Bild der deutschen Wehrmacht gehören.

Wenn es auch nicht möglich ist, auf Einzelheiten einzugehen, werden wir aus den laufend veröffentlichten Zahlen doch einige herausgreifen können, die einen Vergleich der Leistungsfähigkeit der Industrien der großen Mächte erlauben. Dabei werden wir in erster Linie die Zahlen der Stahlerzeugung zu berücksichtigen haben. So mannigfaltig die moderne Wehrwirtschaft aufgebaut ist, in irgendeiner Form wird schließlich doch Eisen und Stahl eine ausschlaggebende Rolle spielen. Selbst der Flugzeugbau, der stärker mit Leichtmetallen als mit Stahl rechnet, benötigt in den Hallen und den Werkzeugen wieder Eisen. So läßt sich wohl sagen, daß die wirtschaftliche Wehrkraft, das „potentiel de guerre“, am Stande der Eisenerzeugung abgelesen werden kann.

Die Roheisenerzeugung des Deutschen Reiches erreichte im Jahre 1937 rund 16 Millionen Tonnen. Sie konnte schon einen Vergleich mit der Eisenerzeugung von England (8,6 Mill. Tonnen) und Frankreich (7,9 Mill. Tonnen) zusammen aushalten. Ähnlich liegen die Ziffern der Rohstahlerzeugung im gleichen Jahr. Einer deutschen Erzeugung von 19,8 Mill. Tonnen stand eine englische von 13,1 Mill. Tonnen und eine französische von 7,9 Mill. Tonnen gegenüber. Daneben kommen in Europa nur die Ziffern in Betracht, die von der Sowjetunion bekanntgegeben wurden (14,5 Mill. Tonnen Roheisen und 17,8 Mill. Tonnen Rohstahl), aber man wird gut tun, diese von der amtlichen Sowjetpropaganda veröffentlichten Zahlen mit Mißtrauen zu betrachten.

Bot bereits das Jahr 1937 so ein für Deutschland sehr günstiges Bild, so hat sich das dank der großen Anstrengungen der letzten Monate noch wesentlich günstiger gestaltet. Während die deutsche Roheisenerzeugung gesteigert wurde und im Monat Juli mit einer Monatsförderung von 1625000 Tonnen einen Höchststand erreichte, ging die englische im gleichen Monat auf 516000 Tonnen zurück und ist in den folgenden Monaten August und September sogar auf 450000 und 437000 Tonnen weiter abgesunken. Die französische Roheisenerzeugung unterlag einem ähnlichen Rückschlag. Sie ging im August auf 421000 Tonnen zurück, so daß England und Frankreich zusammen im August nur 871000 Tonnen Roheisen erzeugten gegen 1585000 Tonnen in Deutschland, also fast das Doppelte.

Ebenso hat sich auch das Verhältnis der Rohstahlerzeugung verändert. Während die deutsche Erzeugung in den letzten Monaten die beachtliche Höhe von rund 2 Mill. Tonnen erreichte und im August sogar leicht überschritt, ist die englische Rohstahlerzeugung im August auf 669000 Tonnen, die französische auf 425000 Tonnen abgesunken. Selbst wenn man berücksichtigt, daß inzwischen bei den Westmächten eine Besserung eingetreten ist, so lassen diese Zahlen doch deutlich er-

kennen, welchen Vorsprung Deutschland dank seiner entwickelten Industrie aus dem Wandel der Kriegführung ziehen kann.

Im Weltkrieg konnte sich die günstige Stellung Deutschlands bereits auswirken, zumal damals besondere Umstände den deutschen Vorsprung sogar noch weiter steigerten. Die Friedensförderung an Roheisen war zwar in den Gebieten der sogenannten Mittelmächte (Deutsches Reich und Österreich) mit 22 Mill. Tonnen genau so groß wie in den Ländern der Entente, dagegen lag ihre Stahlerzeugung mit 21 Mill. Tonnen über der der Entente mit nur 19 Mill. Tonnen. Als dann der deutsche Vormarsch in den ersten sechs Wochen des Krieges Belgien und Nordfrankreich und einen Teil Französisch-Lothringens in deutsche Hand gebracht hatte, da lag die Roheisenerzeugung des Friedens in den von den Mittelmächten beherrschten Gebieten mit 25 Mill. Tonnen weit über der der Entente mit nur 16 Mill. Tonnen, und das Verhältnis der Stahlerzeugung lag mit 24 Mill. Tonnen sogar bei fast dem Doppelten der Entente mit nur 13 Mill. Tonnen. Erst die Unterstützung der Entente durch die Vereinigten Staaten konnte diese fast hoffnungslose Unterlegenheit ausgleichen.

Am Mangel an Eisen und Stahl brach die russische Front zusammen. Die Versuche der Entente, Hilfe über die Dardanellen zu bringen, scheiterten an dem zähen Widerstand der Türken, und damit war Rußlands Schicksal entschieden. Aus Mangel an schwerer Artillerie waren die italienischen Angriffe am Isonzo zum Fehlschlagen verurteilt, und die ersten englischen Angriffe an der Westfront bis in die Tage der Sommeschlacht hinein blieben im deutschen Feuer liegen, dessen Überlegenheit die Engländer erst veranlaßte, die Materialschlacht vorzubereiten. Aber es ist sicher, daß ohne die Unterstützung der Vereinigten Staaten, die ungefähr die Hälfte der Leistungsfähigkeit an Eisen und Stahl in der Welt überhaupt darstellen, die Entente niemals einen Wettbewerb in der Materialbeschaffung mit der entwickelten deutschen Industrie hätte aufnehmen können. Während des Weltkrieges war die Bedeutung der Industrie nicht rechtzeitig erkannt worden. Erst nach der Sommeschlacht setzte das Hindenburgprogramm ein mit größter Ausnützung der zur Verfügung stehenden Möglichkeiten, und an dem deutschen Abwehrfeuer, das aus dem deutschen Hinterland ausreichend mit Munition gespeist worden war, zerbrach die französische Nivelle-Offensive vom Chemin des Dames. Ihre entsetzlichen Blutopfer brachten Frankreich an den Rand der offenen Meuterei.

Aber dann machten sich in Deutschland die entgegengesetzten Strömungen geltend, vor allem der Mangel an Arbeiterschaft. Es erscheint fast unmöglich, den modernen Krieg an beiden Fronten, an der Kampffront und an der Heimatfront, in voller Kraft zu führen. Es reicht einfach die menschliche Arbeitskraft nicht aus. Während des Weltkrieges konnte Deutschland noch sehr stark sich auf die Millionen von Gefangenen stützen, dazu kam, daß die Sorge der Verpflegung der belgischen und nordfranzösischen Bevölkerung von dem nordamerikanischen Hilfswerk abgenommen wurde. Dennoch wurden die Anforderungen der Heimat immer dringender, auch wehrfähige Männer für die Arbeit in den Munitionsfabriken von der Front zugewiesen zu erhalten. Es war ein schwerer Entschluß, der in erster Linie

von der Beurteilung der Dauer des Krieges abhing, denn solange die Hoffnung bestand, mit einer großen Anstrengung die feindliche Front durchbrechen und damit den Krieg beenden zu können, so lange mußte jeder Mann in die Kampfzone, um diesen Sieg erfechten zu helfen. Dauerte das Ringen länger, so mußte die Munitionsversorgung vorgehen. So ist es kein Zufall, daß gerade im Spätsommer des Jahres 1918, also als die Kriegslage sich ungünstig gestaltete, stärker Männer von der Front zurückgezogen wurden, aber damals war es bereits zu spät geworden.

Die Umwälzung in der Kriegführung durch die stärkere Betonung des Materials läßt auch die militärischen Kräfteverhältnisse an der Front nicht unberührt. Im Weltkrieg konnten die Russen noch gewaltige Millionenheere in den Kampf führen, deren Zahlen in keinem Verhältnis zur industriellen Leistungsfähigkeit des Hinterlandes standen. Es kam damals weniger darauf an, daß diese Massen gut ausgerüstet, als daß sie gut ausgebildet waren. Der Glaube an die russische „Dampfwalze" zerbrach jedoch an der überlegenen Abwehr des deutschen Heeres, an der auch die überlegene Bewaffnung nicht unwesentlich beteiligt war. Die industriellen Reserven erscheinen heute nach den Erfahrungen des Weltkrieges und der seitdem eingetretenen Verschiebung in der Waffentechnik vielleicht ebenso wertvoll wie die ausgebildeten Reserven, die vor dem Weltkriege ausschließlich bei der Berechnung der „Kriegsstärke" eines Landes berücksichtigt wurden. Desto mehr prüft heute jeder Staat, über wieviel ausgebildete Facharbeiter er im Notfalle verfügen kann, denn von dieser Zahl hängt die Zahl der kämpfenden Soldaten an der Front ab.

Die Anforderungen, die jeder einzelne kämpfende Soldat an die Versorgung durch das Hinterland stellt, wachsen mit der Entwicklung der Waffentechnik. Der Infanterist braucht naturgemäß weniger Nachschub als die Artillerie oder die modernen technischen Waffen, Tanks und Flugwaffe. Wir brauchen nur zu berücksichtigen, welchen Munitionsverbrauch etwa die Flak mit ihrer hohen Feuergeschwindigkeit hat, besonders wenn sie, wie vom spanischen Kriegsschauplatz berichtet wird, gegen feste Ziele im Stellungskrieg angesetzt wird. Die Zeiten vom Beginn des Weltkrieges sind vorbei, da die Franzosen je Rohr und je Tag nur vier Schuß zur Verfügung stellten. Es läßt sich heute wohl noch kein festes Zahlenverhältnis zwischen Anzahl der Facharbeiter und kämpfender Truppe nennen — die nordamerikanischen Berechnungen, die teilweise bis zum Verhältnis von 27 Facharbeiter je kämpfendem Mann in der Front gehen, sind wohl sehr stark übertrieben — aber es kann kein Zweifel sein, daß ein festes Verhältnis sich herauszubilden beginnt.

In einer Rede betonte kürzlich der englische Kriegsminister Hore Belisha, daß in einer kommenden Schlacht es das Bestreben der Heeresleitung sein müsse, die Zahl der kämpfenden Menschen auf dem Schlachtfeld so niedrig wie möglich zu halten, dafür ihnen unbegrenzt Material zur Verfügung zu stellen. Das gilt also nicht nur für die Munition, sondern auch für das Gerät jeder Art: Waffen, Tanks, Flugzeuge. An die Stelle des Ringens der Männer an der Front tritt das Ringen ganzer Völker.

Die Engländer hoffen, daß bei dieser Veränderung des Krieges sich die See-

macht sehr viel entscheidender auswirken wird als während des Weltkrieges, obwohl auch damals nach britischer Lehre es der eiserne unerbittliche Griff der Flotte in Scapa Flow gewesen sei, der Deutschlands Kräfte trotz aller Siege an der Front erlahmen ließ. Wenn die menschliche Arbeitskraft stärker ins Gewicht fällt als selbst der Mann in der Front, so daß dieser zurückgezogen werden muß, so würde nach englischer Anschauung die Mitarbeit der ganzen Welt, vor allem der Vereinigten Staaten von Nordamerika, kriegsentscheidend sein. Diese Lehre enthält aber für England eine schwere Gefahr: die der Abhängigkeit von den überseeischen Ländern.

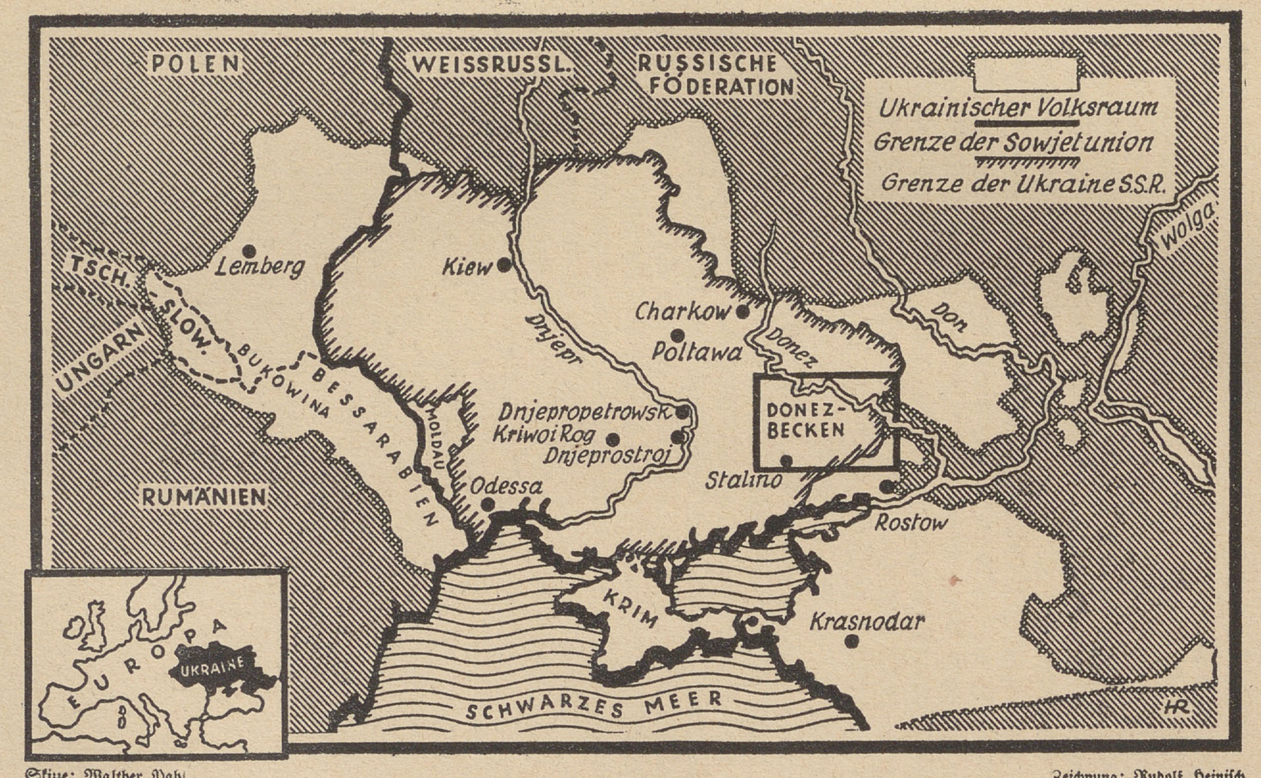
Während das Deutsche Reich stolz auf seine eigene Industrie ist und weiß, daß es sich auf sie verlassen kann, muß England um die politische Unterstützung der Dominions und der Vereinigten Staaten werben. In den kritischen Septembertagen dürfte die Rücksicht auf die Strömungen in anderen Erdteilen sicher sehr stark mitgewirkt haben, um die britische Haltung zu bestimmen. Es erscheint auch zweifelhaft, wie weit die englische Seemacht heute in der Lage ist, die wirtschaftliche Mitarbeit der Neutralen in Europa – und diese stellen einen beachtlichen Teil der neutralen Staaten überhaupt – zu erzwingen. Auf ihr beruht ein beträchtlicher Teil der deutschen Rohstoffversorgung, die der großen Produktion als Grundlage dient.

Die deutsche Wirtschaftspolitik der letzten Jahre hat es verstanden, den europäischen Südosten sehr stark als Rohstoffquelle zu erschließen. Viele Güter, die wir bisher ausschließlich aus Übersee erhalten haben, bekommen wir heute aus den benachbarten Ländern des Südostens. Daneben steht der Norden. Besonders unsere Eisenerzversorgung ist zum Teil so lange auf die Zulieferung schwedischer Erze angewiesen, bis die Eigenversorgung durch den Vierjahresplan sichergestellt ist. Hier liegen zweifellos noch Schwächemomente, die aber durch eine kluge Vorratspolitik beseitigt werden können. Wir haben im September von zuständiger Seite die Versicherung gehört, daß eine Blockade uns nicht mehr in die Knie zwingen kann, und daß wir Vorräte besitzen, um mehr als ein Jahr die Entwicklung mit Ruhe betrachten zu können. Bis dahin sollen dann die großen Vorhaben zur Befreiung von der deutschen Rohstoffabhängigkeit vollendet sein.

Das veränderte Gesicht des Krieges verlangt eine straffere nationale Disziplin nicht nur der Front, sondern auch der Heimat. Jeder Mann und jede Frau hinter dem Pflug oder dem Schraubstock kämpfen für die Erhaltung des Volkes, für die Abwehr des feindlichen Angriffes. Das gilt sowohl in der Stunde der wirklichen Gefahr bei Luftangriffen wie in der nimmermüden Erfüllung der Pflicht in den langen Stunden der Arbeit. Nur das Volk, das diese Disziplin aufbringt, nicht befohlen von oben und erzwungen durch Gewalt, sondern aus innerem Antrieb, aus innerer Selbstzucht und freier Liebe zum Vaterland, wird das schwere Ringen bestehen. Es erscheint zweifelhaft, ob Völker, die in der Vierzigstundenwoche ein Heiligtum sehen, diese Disziplin aufbringen, ebenso wie es wohl gewiß sein dürfte, daß eine blutige Diktatur der Rechtlosigkeit bolschewistiger Prägung nicht zum Durchhalten befähigt ist. Das mag in der Haltung Stalins in den Septembertagen den Ausschlag gegeben haben.

Die Karte des Monats

Der ukrainische Volksraum



Skizze: Walther Pahl

Zeichnung: Rudolf Heinisch

Der ukrainische Volksraum erstreckt sich über ein Gebiet von etwa 760000 qkm mit rund 44 Millionen Ukrainern. Die Sowjet-Ukraine (Ukraine SSR.) umfaßt 452000 qkm mit rund 32 Millionen Einwohnern. Von dem ukrainischen Volksgebiet außerhalb der Ukraine SSR. liegen etwa 144000 qkm in der „Russischen Föderation" und 132000 qkm in Polen. Der Rest ist zwischen Rumänien und der nunmehr autonomen Karpatho-Ukraine (Tschecho-Slowakei) aufgeteilt. Die Vertreter der in Polen lebenden 5 Millionen Ukrainer haben im polnischen Sejm einen Autonomieantrag in Form einer Verfassung für das gesamte ukrainische Siedlungsgebiet eingebracht.

KURT FLÜGGE

Von der Technik des Friedens

Oswald Spengler hat die Zeit von 1871 bis 1914 einen „unwahrscheinlichen Zustand von Ruhe, Sicherheit, friedlichem und sorglos fortschreitendem Dasein" genannt, zu dem eine Parallele aber weder in der Vergangenheit gesucht noch für die Zukunft erhofft werden könne. Spengler erklärt in demselben Zusammenhang, in dem er es ablehnt, die lange Friedenszeit für „normal" anzusprechen, die Gründe für „diesen auf die Länge unmöglichen Zustand" seien unbekannt. Mit dieser Anschauung darf sich der Historiker nicht zufrieden geben; denn so gewiß letzte Gründe für den Verlauf einer namentlich noch an die Gegenwart heranreichenden Epoche schwer zu ermitteln sind, so unabdingbar hat der nacherlebende und erzählende Historiker die Pflicht, Zusammenhänge zu untersuchen und die stark verknoteten Fäden der weltgeschichtlichen Entwicklung bis in die Zentren der Knoten hinein zu verfolgen.

Die Frage nach den Gründen für die lange Friedenszeit von 1871 bis 1914, die als Epoche der „Friedensware" und der „Friedenspreise" weithin immer noch als „Normalzustand" trotz aller Ablehnung der damaligen politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse empfunden wird, führt folgerichtig zu der allgemeinen Frage nach der Möglichkeit längerer Friedenszeiten überhaupt. Gemeinhin werden die Kriege als die Katastrophen und Ausnahmezustände im Leben der Völker angesehen; und doch berichtet die Weltgeschichte auf jeder ihrer Seiten von blutigen Verwicklungen, die im Hinblick auf ihre Häufigkeit eher als Regel denn als Ausnahme erscheinen. Aber zuletzt wird jeder Krieg durch einen Friedensschluß beendet, der freilich die verschiedensten Formen annehmen kann. Zwischen der völligen Besiegung und Unterwerfung eines der Kriegsgegner und dem Verständigungsfrieden zwischen zwei oder mehreren Staaten liegt eine Fülle möglicher Arten des Friedensschlusses, die alle im Lauf der Weltgeschichte schon „durchgespielt" sind und je nach den Umständen in einem Fall wirklich zum Frieden führten, im anderen nicht. Eine eingehende Untersuchung der Typen des Friedensschlusses wäre erforderlich, um aufzuzeigen, wie weit etwa die Länge der folgenden Friedenszeit ursächlich mit der Art und Form der vorhergehenden Kriegsbeendigung zusammenhängt.

Bezweifelt werden muß die Richtigkeit der oben erwähnten Ansicht Spenglers, daß die Epoche von 1871 bis 1914 einzig im Lauf der Weltgeschichte hinsichtlich ihres Zustandes von Ruhe, Sicherheit und friedlichem Fortschritt dastehe. Wird uns wirklich nicht auch von anderen Zeiten berichtet, daß sie ein „sorglos fortschreitendes Dasein" kannten? Freilich: die Bezeichnung „sorglos" kann immer nur das Werturteil eines Späteren sein. Sorglosigkeit als gegenwärtigen Zustand gibt es in der Empfindung der Lebenden — glücklicherweise — nicht. So kann man doch wohl die Zeitalter eines Perikles, eines Augustus, eines Heinrich III. mit ausreichendem Grund Friedensepochen nennen; auch sie sind bezeichnenderweise

von der Nachwelt als „normale" Zeiten gewertet worden und leben bis auf den heutigen Tag glanzvoll verklärt in den Begriffen „Blütezeit Athens", „Pax Romana" und „Treuga Dei" fort. Sind diese Friedenszeiten Schöpfungen Einzelner? Sind sie Ergebnisse einer zufälligen außenpolitischen Situation? Sind sie Ausfluß der Völkerwillen? Betrachtet man den inneren Zustand der Staaten und Völker, die eine solche gesegnete Epoche erleben durften, so fällt übereinstimmend auf, daß der Frieden nirgends auf Erschöpfung beruhte, sondern auf vorangegangenen außenpolitischen Erfolgen, die zu einer gewaltigen Steigerung der staatlichen Machtfülle sowie der kulturellen und wirtschaftlichen Betriebsamkeit geführt hatten. Die durch Erfolge gesteigerte Staatskraft kann zweifellos ein Moment der Beruhigung darstellen und ist oft von Natur konservativ. Man darf wohl annehmen, daß jedes seßhafte Volk von sich aus friedfertig ist und ohne Not niemals bewußt den Zustand der Ruhe zu unterbrechen wünscht. Insofern stellt es mit Recht an seine Regierungen die Forderung, entsprechende politische Situationen zu schaffen und zu nützen. Das Format und die Kunst der Staatsmänner ist daher von entscheidender Bedeutung für die Frage Krieg oder Frieden. Das hindert nicht, daß Spannungen von weltgeschichtlichem Ausmaß entstehen, die auf die Dauer nur durch das Schwert befriedigend gelöst werden können, häufig genug nur durch den Sieg oder Untergang einer der beteiligten Mächte, häufig auch erst durch das Eingreifen eines Dritten. Zwei Beispiele aus der Geschichte der antiken mittelmeerischen Völker mögen das erläutern.

Seit 500 v. Chr. bestand der offene Konflikt zwischen den griechischen Stadtrepubliken und dem Reich der persischen Großkönige. Das Vordringen der Griechen, die seit 350 Jahren immer stärker den mittelmeerischen Handel an sich zogen, stieß mit der von Kyros noch einmal geeinten Macht des vorderen Orients zusammen. Dem tatkräftigen Eingreifen der Griechen des Mutterlandes gelang es, die Gefahr einer Aufsaugung der jonischen Stadtstaaten, aber auch des eigentlichen Griechenland in den persischen Flächenstaat wirksam abzuwenden. Aber die eigenartige Individualisierung des griechischen Staatslebens, die auch angesichts der drohenden Gefahren und nach gemeinschaftlich errungenen Siegen nicht überwunden wurde, führte schließlich zu jahrzehntelangen erbitterten Kämpfen der Hellenen untereinander. Das Ergebnis war, als Sparta nur mit persischer Hilfe die Athener niederringen konnte, die schmachvolle Bestimmung des Königsfriedens von 386 v. Chr., daß der Großkönig jetzt von Rechts wegen in die innergriechischen Verhältnisse eingreifen durfte. Der fast gleichzeitig einsetzende Verfall der persischen Königsmacht infolge der eigensüchtigen Politik der Satrapen hat den endgültigen Sieg der Perser im östlichen Mittelmeergebiet und damit eine sonst wohl zwangsläufig eingetretene Beruhigung und Befriedung dieser politischen Wetterecke verhindert. Auch Alexander gelang es nicht, für längere Zeit hier Ordnung zu schaffen; die Spannungen zwischen den vielfältigen Völkern und Interessen waren zu groß, um dauerhaft ausgeglichen werden zu können, und auch die den Eindruck der Einheitlichkeit hervorrufende Bezeichnung „Hellenismus" für die Kultur jener Gebiete in der Zeit nach Alexander faßt lediglich sehr heterogene Elemente griechischen und

orientalischen Wesens zusammen, die zwar eng nebeneinander lebten, aber sich selten genug wirklich verbanden.

Völlig anders im Ergebnis endete der Zusammenstoß zwischen Römern und Karthagern, der auf Jahrhunderte hinaus Bedeutung erlangte. Es war durchaus nicht von jeher der Weisheit aller römischen Außenpolitik letzter Schluß, daß Karthago vernichtet werden müsse. Wie denn überhaupt in Rom nicht eine vorgefaßte politische Konzeption nach Art etwa der persisch-alexandrischen Weltreichsidee, sondern die harte Notwendigkeit des Augenblicks den Gang der Politik bestimmte. Aber nachdem der Erste Punische Krieg die Gefährlichkeit des Gegners deutlich offenbart hatte, mußte Rom das allzu nahe vor seinen Interessengebieten liegende Karthago ständig fürchten. Auch die vertragliche Abgrenzung der beiderseitigen Interessen in Spanien nutzte dem Frieden nichts mehr; im Gegenteil, gerade hier ergaben sich neue Reibungsflächen, die den Kampf auf Leben und Tod erst recht entzündeten. Die Ursachen des römischen Endsieges seien nicht aufgeführt; sicher ist, daß die spätere „Pax Romana" im Mittelmeergebiet erst möglich wurde, weil die Staatsweisheit eines Augustus nicht nur in Italien, sondern — dank der erfolgreichen Außenpolitik der Republik in West und Ost — im ganzen mittelmeerischen Großraum wirksam werden konnte.

Denn nach der Erlangung der Herrschaft im westlichen Mittelmeer wandte sich Rom in stärkerem Maße als bisher gegen Osten. Die hellenistischen Großmächte, deren Gleichgewicht stets nur labil gewesen war, boten reichlich Gelegenheit zum Eingreifen, wobei Rom geschickt den Schutz der kleineren Staaten, Rhodos' und Pergamons, als Aushängeschild benutzte. Die kluge Politik des Senats vermied es noch peinlich, die Schutzstaaten endgültig zu unterwerfen. Es blieb daher den Sulla, Pompejus, Antonius und Oktavian vorbehalten, das Erbe Alexanders dem Römerreich einzuverleiben und damit den „Erdkreis" unter eine Herrschaft zu bringen. Und diese Herrschaft fand den ihr gebührenden Herrscher. Aus dem Politiker Oktavian wurde der Imperator, der Augustus, der Princeps, der Sohn des Gottes, der Vater des Vaterlandes, aus der alten Bauernstadt Rom wurde die Aurea Roma, aus der Vielzahl der unterworfenen Stämme und Völker das Reich des Friedens, an dessen Grenzen freilich unablässig gekämpft wurde.

Die bei Augustus zu beobachtende so glückliche Verbindung von politischem Erfolg und höchster staatsmännischer Weisheit war die Hauptursache für die mit ihm beginnende Friedensepoche. Erfolgreiche Staatsmänner und Politiker hat es zu allen Zeiten und bei allen Völkern gegeben, aber selten nur hat ihr Erfolg sie gleichzeitig maßvoll gemacht und ihnen die Grenzen ihrer Wirkungsmöglichkeit gezeigt. Wie oft im Lauf der Weltgeschichte sind nicht die Regierenden zusammengekommen, um nach blutigen Schlachten Frieden zu schließen; wie oft sind nicht Verträge geschlossen worden, die „in alle Ewigkeit" bestehen bleiben sollten. Wenn auch der ständige Wechsel und die Veränderlichkeit aller Dinge auf Erden von vornherein die „Ewigkeit" mit Skepsis zu betrachten Anlaß gibt, so bietet doch das allzu schnelle Zerbrechen solcher Verträge, oft schon nach wenigen Wochen

oder Monaten, ein geradezu groteskes Bild; es sei denn, daß von Anfang an die Vertragschließenden nicht guten Willens waren.

Auch der lange Kampf zwischen den Habsburgern und den französischen Königen um das burgundische Erbe und damit um die Vormachtstellung in Europa ist zum Schaden beider Mächte, vor allem aber des Deutschen Reiches niemals zu einem befriedigenden Abschluß gekommen. Weder der Friede von Senlis (1493), der Frankreich von einer aktiven Politik gegen Deutschland nach Italien hin ablenkte, noch der Westfälische Frieden (1648) haben für den Kontinent Friedensepochen eingeleitet, einmal, weil der unglückliche Ehrgeiz Maximilians I. Frankreich auch in Italien entgegentrat und wenig später das Habsburgische Imperium erst recht nicht für eine Ausgleichspolitik zu haben war, und zum andernmal, weil das geschwächte Deutsche Reich der Maßlosigkeit Ludwigs XIV. immer wieder neue Angriffsmöglichkeiten bot.

Dreimal ist in neuerer Zeit der Versuch unternommen worden, Europa von Frankreich her zu ordnen, dreimal hat diese „Pax Gallica" sich nicht nur nicht verwirklichen lassen, sondern Unheil gebracht und eine baldige Neuordnung Europas erfordert. Ludwig XIV. wäre nach Nymwegen und St. Germain durchaus in der Lage gewesen, dem Erdteil den Frieden zu schenken und gleichzeitig Frankreichs Vormachtstellung auf lange Zeit zu sichern. Aber die Eile, mit der nun auch die deutsch-französischen Grenzgebiete Frankreich angegliedert wurden, die Bedrohung mit den ständig unter Waffen gehaltenen Truppen und die Politik der Nadelstiche und Übergriffe gegen alle nichtfranzösischen Mächte brachten schließlich die große Koalition zustande, die im Spanischen Erbfolgekrieg die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts erkämpfte.

Nur ein knappes Jahrhundert später erhob Frankreich abermals den Anspruch, Führer in Europa zu sein. Weder der revolutionären Ideologie der Gironde und der Jakobiner noch den Heerscharen Napoleons I. ist es gelungen, den europäischen Völkern Ruhe und Frieden zu bringen; im Gegenteil, der französische Druck — stets als Übermut empfunden — hat einen fast beispiellosen Haß erzeugt, der zuletzt nach Leipzig und Belle-Alliance führte. Tilsit und Schönbrunn waren ebenso französische Frieden und ebensowenig Verständigungsfrieden, wie es 1919 Versailles war. Der militärische Sieg, die politische Vormachtstellung haben weder Napoleon noch Clemenceau genügt. Vernichtung, schlimmer noch: Knebelung und dauernde Erniedrigung des Gegners waren Endziele dieser „Friedensschlüsse" mit Völkern, von denen Frankreich außerdem die selbstverständliche Hinnahme der französischen Überlegenheit erwartete. Die Pariser Vorortfrieden haben es verschuldet, daß Europa noch nach 20 Jahren nicht zur Ruhe gekommen ist, und daß kein Europäer diese letzten 20 Jahre als wirkliche Friedensjahre ansieht.

Die neuere Geschichte der europäischen Großmächte und ihres Gleichgewichts ist voll von ähnlichen „Friedensschlüssen"; aber die meisten von ihnen waren daher auch lediglich Ansatzpunkte neuer Verwicklungen, die binnen kürzester Frist wieder zum Krieg führten. Um so berechtigter ist deshalb die eingangs gestellte Frage nach dem Grund für die verhältnismäßig lange Friedensepoche seit 1871.

Es sei jedoch einschränkend bemerkt, daß dieser Frieden im wesentlichen nur in Europa und auch hier nicht überall bestanden hat.

Die Gründung des Deutschen Reiches 1871, das als Erbe Preußens und nach einem großen militärischen Erfolg in das europäische Staatensystem eintrat, veränderte ebenso wie die damit verbundene Niederlage Frankreichs das politische Antlitz Europas von Grund auf. Bismarcks Werk war schnell, fast heimlich entstanden und immer mit dem besorgten Blick nach etwa eintretenden größeren Verwicklungen. Diese Besorgnis blieb auch weiterhin das Leitmotiv der deutschen Außenpolitik. Die rasch aufeinanderfolgenden Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 drängten den anderen Mächten den Gedanken auf, daß es in dieser Weise weitergehen werde. Daß das nicht geschah, sondern Deutschland daran ging, seinen Sieg in ruhiger Arbeit auszunutzen, schuf das allgemeine europäische Vertrauen zu Bismarck, das im Berliner Kongreß (1878) seinen äußeren Ausdruck fand. Die auf den preußisch-deutschen Siegen aufgebaute Großmachtstellung des Reiches wurde anerkannt.

Damit und mit der Wahrnehmung seiner wichtigsten Interessen hat das Deutsche Reich sich begnügt. Nur zögernd ist der Weg einer rein kontinental gerichteten Politik verlassen worden, die Verständigung mit dem geschlagenen Gegner wurde im Falle Österreich-Ungarns gesucht und erreicht. Die ruhige Vornehmheit der Politik Bismarcks, die gesichert durch die innere Stärke der Tradition und die äußere Macht der Armee zunächst jedem Angriff überlegen war, machte überall den richtigen Eindruck. Deutschland war nicht herrschsüchtig und tat auch nicht so. In Nikolsburg und Frankfurt war Bismarck rein militärischen Gesichtspunkten bei Stellung der Friedensbedingungen entgegengetreten. Die Früchte dieser maßvollen Haltung, die er nur schwer gegenüber den wichtigsten Stellen des eigenen Landes durchsetzen konnte, hat er und Europa in den folgenden Friedensjahren geerntet. Der Krieg war ihm Mittel zur Erreichung eines sonst nicht zu erreichenden, aber für den Staat lebenswichtigen Ziels. War er am Ziel, so steckte er es nicht weiter, sondern versuchte alles, den Gegner zu versöhnen, der weder 1864 noch 1866 noch 1870/71 von Bismarck als Gegner aus Prinzip angesehen wurde. Allein hieraus wird schon ein gut Teil der Dauer der europäischen Friedensjahre seit 1871 verständlich, die man füglich als „Pax Germanica" bezeichnen könnte.

Und dennoch hat Bismarck keinen Augenblick lang die Gefahren übersehen, die dem Reich von außen und innen drohten: von außen durch den täglich möglichen Wechsel der Mächtegruppierung, von innen durch das Verlassen der von ihm gewählten Position einer Großmacht, die nicht zu erproben gedenkt, was sich die anderen Großmächte von ihr noch gefallen lassen. Deutschland hatte wohl Gegner, aber es bot ihnen kaum Angriffsflächen und verstand, sie von sich abzulenken. Die zwanzig Friedensjahre, die Bismarck noch im Amt erlebte, erklären sich aus dem Zusammentreffen günstiger politischer Situationen und ihrer genialen Schaffung und Ausnutzung durch den Kanzler, der nicht, wie sein legendäres Bild zeigt, der Mann von Blut und Eisen war, sondern ein feinnerviger, empfindlich jeden Pulsschlag des Weltgeschehens fühlender Staatsmann. Als er

ging, schien sich nach außen hin nicht viel zu ändern. Ein Vierteljahrhundert lang blieb noch Frieden. Man hat kaum eine Zeit so eingehend untersucht, wie diese letzten Jahrzehnte vor 1914. Die Lüge von der Schuld Deutschlands am Weltkrieg zwang dazu; sie brach angesichts der von der Forschung gezeitigten Ergebnisse zusammen. Auch nach 1890 ist der europäische Frieden nicht durch Deutschland gefährdet worden. Die immer größere Interessengebiete erfassende deutsche Wirtschaft freilich forderte auch eine weiter ausgreifende Politik, so daß größere Vorsicht in der politischen Taktik am Platze gewesen wäre als selbst zu Bismarcks Zeiten. Hier ist manches versäumt worden. Dennoch dauerte der Frieden bis 1914; denn das Reich wurde, wenn nicht gefürchtet, so doch wegen seiner militärischen Stärke mit Vorsicht behandelt. Erst nach langen diplomatischen und militärischen Vorbereitungen wagten die Gegner den Angriff. Daß der Friede nach 1871 kein ewiger für Deutschland und die anderen Großmächte Europas sein werde, war zu erwarten, daß er aber immerhin 45 Jahre lang erhalten werden konnte, ist ebenso der weisen politischen Mäßigung des neuen Deutschen Reiches gegenüber seinen Gegnern als seiner Macht, die jeden Angriff zum Risiko werden ließ, zu danken. Man hat dem Deutschen Reich die Schuld am Kriege zumessen wollen; in Wahrheit ist es für die lange Dauer des Friedens der Hauptbürge gewesen.

Krieg und Frieden sind Ausfluß der wechselnden Völkerschicksale. Es wäre Selbstbetrug, an die Möglichkeit eines „ewigen" Friedens auf Erden zu glauben. Aber die Weltgeschichte beweist die Möglichkeit langer friedlicher Epochen. Man hat seit jeher aus der Kriegsgeschichte Kriegstechnik gelernt. Es bleibe dahingestellt, ob man aus den Friedensschlüssen und den Friedensepochen auch eine „Technik des Friedens" lernen kann; der Historiker aber muß versuchen, diese „Kunst des Friedensschlusses und der Friedensbewahrung" aus dem geschichtlichen Verlauf abzuleiten und darzustellen. Er kann die Grundsätze erarbeiten, die in vergangenen Zeiten dem Frieden und seiner Erhaltung nutzten.

Luc de Clapier, Marquis de Vauvenargues

(1715–1747)

Schnell gemachtes Glück jeder Art ist undauerhaft, weil es selten ein Werk des Verdienstes ist. Die arbeitsvolle Ernte der Klugheit reift spät.

*

Der Mut hat mehr Waffen gegen das Unglück als der Verstand.

*

Krieg ist nicht so drückend wie Knechtschaft.

*

Knechtschaft erniedrigt die Menschen – bis hinab zur Liebe zu ihr.

*

Das Heil schlechter Könige ist für die Völker ein Unheil.

*

Wir haben kein Recht, diejenigen unglücklich zu machen, die wir nicht gut machen können.

*

Was Anmaßung im Schwachen ist, ist im Starken Erhebung, wie die Stärke Kranker Raserei und die Stärke Gesunder Lebenskraft ist.

*

Große Menschen unternehmen große Dinge, weil sie ihre Größe erkennen, Narren, weil sie sie für leicht halten.

*

Man kann durch Gewalt herrschen, niemals aber durch bloße Gewandtheit.

*

Wer täuschen muß, ist ungeschickt.

*

Lügner sind niedrig und ruhmredig.

*

Wir schmeicheln uns törichterweise, anderen einreden zu können, was wir selber nicht glauben.

*

Wenn es wahr ist, daß man das Laster nicht ausrotten kann, sollte die Weis-

heit der Regierenden danach trachten, es in den Dienst des öffentlichen Wohles zu stellen.

*

Der übliche Vorwand derer, die am Unglück anderer wirken, lautet: daß sie deren Bestes wollen.

*

Wer strenger als die Gesetze ist, ist ein Tyrann.

*

Ohne Notwendigkeit strafen, heißt sich an der göttlichen Gnade versündigen.

*

Sobald eine Meinung nur allgemein geworden ist, bedarf es gar keines andern Grundes, um die Menschen zu veranlassen, sie aufzugeben und auf ihr Gegenteil zu schwören, bis auch dieses veraltet ist und sie schon etwas anderes wählen müssen, um sich hervorzutun. Wenn sie also in irgendeiner Kunst oder Wissenschaft das höchste Ziel erreicht haben, kann man sicher sein, daß sie bald darüber hinausstreben werden, um einem anderen, neuen Ruhm nachzujagen: das ist zum Teil der Grund, warum die schönsten Jahrhunderte so schnell entarten und in die Barbarei, der sie noch kaum entstiegen, wieder zurücksinken.

*

Man mag die Oberhoheit in einem Staate noch so sehr umschränken, kein Gesetz ist fähig, einen Tyrannen an dem Mißbrauch seiner Amtsgewalt zu hindern.

*

Der Glaube der Großen, sie könnten mit ihren Worten und Versprechungen verschwenderisch umgehen, ohne ihnen Folgen zu geben, ist ein Irrtum. Die Menschen ertragen es schwer, daß ihnen genommen wird, was sie sich durch Hoffnung gewissermaßen angeeignet hatten. Man kann sie nicht lange über ihren Vorteil täuschen, und nichts hassen sie so sehr, als hintergangen zu werden. Aus diesem Grunde ist Trug so selten von Erfolg begleitet, selbst zum Verführen gehört Aufrichtigkeit und Redlichkeit. Die, welche Völker in irgendeinem allgemeinen Interesse gemißbraucht haben, waren gegen den Einzelnen redlich; ihre Geschicklichkeit bestand darin, die Geister durch wirkliche Vorteile an sich zu fesseln. Wenn man die Menschen gut kennt und sie seinen Plänen dienstbar machen will, darf man sich auf einen so schwachen Köder wie Worte und Versprechungen nicht verlassen. So suchen große Redner keineswegs — wenn es mir erlaubt ist, diese beiden Dinge miteinander zu verknüpfen — durch ein Netz von Schmeichelei und Täuschung, durch dauernde Verstellung und durch geistvolle Sprechweise Vertrauen zu erwecken, sondern, wenn sie über irgendeinen Hauptpunkt zu täuschen suchen, so vermögen sie es nur durch Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit in den Einzelheiten: denn die Lüge ist an sich schwach, sie muß sich sorgfältig verbergen, und wenn man durch bestechende Redeweise wirklich etwas weismachen kann, so gelingt es doch nur mit großer Mühe. Man würde hieraus aber sehr zu Unrecht

folgern, daß darin eben gerade die Beredsamkeit bestände. Man erkenne vielmehr aus dieser Macht des bloßen Anscheins der Wahrheit, wie beredt und unserer Kunst überlegen sie selber ist.

*

Wenn einzig und allein gerecht geübte Herrschaft gesetzlich wäre – schuldeten wir schlechten Königen keine Unterwerfung.

*

Der Wahn derer, die Erfolg haben, besteht darin, sich für gescheit zu halten.

*

Die Welt ist voll von Menschen, die auf andere durch ihren Ruf oder ihr Geschick großen Eindruck machen, lassen sie uns aber allzusehr in ihre Nähe, so geht man oft mit einem Schlage von der Bewunderung zur Geringschätzung über, wie man bisweilen in einem Augenblick von einer Frau geheilt wird, die man heiß begehrt hatte.

*

Man soll verehrte Anschauungen nicht lächerlich machen, denn man verletzt dadurch nur ihre Anhänger, ohne sie zu überzeugen.

*

Die Politik tut zwischen den Fürsten, was der Gerichtshof zwischen Privatleuten vollbringt. Viele gegen einen Mächtigen verbündete Schwache zwingen ihm die Notwendigkeit auf, seinen Ehrgeiz und seine Gewalttaten zu mäßigen.

*

Bosheit ersetzt Geist.

*

Wenn man sein Glück gemacht hat, fehlt's einem niemals an Gründen, einen Wohltäter oder einen alten Freund zu vergessen, und man erinnert sich dann mit Unwillen alles dessen, was man so lange von ihren Launen hatte ertragen müssen.

*

Newton, Pascal, Bossuet, Racine, Fénelon, das heißt die erleuchtetsten Männer der Erde in den philosophischsten aller Jahrhunderte, haben in der Vollkraft ihres Geistes und ihres Lebens an Jesum Christum geglaubt, und der große Condé wiederholte sterbend die edlen Worte: „Ja, wir werden Gott erblicken wie er ist, sicuti est, facie ad faciem."

Aus „Betrachtungen und Maximen". Übersetzt von Ernst Hardt (München, R. Oldenbourg).



Benediktinerabtei Ottobeuren

Aufnahme: Walter Hege, Weimar

PAUL F. SCHMIDT

Ottobeuren

Landschaft und Lage

Von der Memminger Landstraße her kommen die hellen Massen von Kirche und Kloster Ottobeuren als erstes dem Absteigenden entgegen, die kleine Stadt gänzlich verdeckend; das Tal der jungen Günz, an deren Rand sie liegen, von Kempten her abwärts verfolgend, muß man das Örtchen passieren, ehe man zur Kirche die feierliche Freitreppe hinaufsteigen kann, in beiden Fällen aber, und erst recht, wenn man etwa über die östlichen Hügel das Günztal quert, überragt der Eindruck des Klosters die Bürgersiedlung so sehr, daß der Vergleich von Henne und Küchlein fast noch zu wenig aussagt. Das Städtchen, ganz im Tal zu Füßen der hochthronenden Kirche ausgebreitet, scheint dem Stilkundigen etwa zu gleicher Zeit erwachsen und erbaut wie das Kloster, es wirkt wie eine freundliche und einheitliche Ausstrahlung der Formkräfte, die jenen ungeheuren Bau erstehen ließen: als ein ländlich betontes Barockwesen von der heiteren Raumweite und Wohnlichkeit, die oberbayrische und vor allem schwäbische Städtchen und Dörfer von der spitzwinkligen Enge fränkischer und rheinischer Siedlungen auszeichnen. Von der Kirchenterrasse blickt man auf einen geräumigen Markt-

platz hinab, den gemächliche Giebelfronten umlagern; und in gleichem Geist dehnt sich das Städtchen in die ruhevolle Tallandschaft der Günz hinaus, deren Charakter deutlich der Raumweisheit und anmutigen Bescheidenheit Ottobeurens Rahmen und Vorbild bedeutet.

Es gibt diesen Einklang von Tallandschaft, Städtchen und hohem Benediktinerstift noch einmal, von noch großartigerer Barockform geprägt, in Melk, wo freilich die Annäherung zu Schiff auf der Donau das Königliche der Lage und die Pracht der Außenarchitektur auf den höchstmöglichen Grad von Ausdruck steigert, den man sich in menschlichen Verhältnissen denken kann. Was die Zisterzienser im Mittelalter mit anscheinender Gefühlsromantik überall bei ihren Klöstern durchzusetzen verstanden, die Situation in ebenso idyllisch lieblicher wie fruchtbarer Tallandschaft, übertrugen in den Jahrhunderten des Absolutismus die Benediktiner in den Stil hochgesteigerter Vornehmheit und barocker Kraftäußerung. Ihre Anlagen in Süddeutschland und Österreich bieten unerreichte Muster an großer Haltung: die Landschaft weit und breit durch ihre Höhenlage an Talrändern beherrschend, ihr geistigen und nicht bloß geistlichen Herrschaftssinn verleihend, den Sinn der „Stadtkrone" mittelalterlichen Andenkens steigernd zum vollkommenen Kern und Mittelpunkt, von dem ihre Siedlungen ausgehen als bloße Kräfteableger, als eine Art Erweiterung ihrer klösterlichen Ökonomie, bewohnt von beinahe hörigen Ackerbürgern und Handwerkern; künstlerisch aber als höchste Erfüllung aller Möglichkeiten des Barock, der in diesen deutschen Klöstern eine nie und nirgends überbotene Pracht seiner Formen erlebte. Überboten auch nicht einmal von den prunkvollen Fürstenschlössern — die ohnehin zum guten Teile geistlicher Art waren, wie Würzburg, Bruchsal, Brühl: der Prachtentfaltung in deren Sälen waren doch schon räumliche Grenzen gesetzt, welche Kirchen wie Ottobeuren, Weltenburg, Vierzehnheiligen bis ins Grenzenlose, ja Märchenhafte der Wirkung erweitern konnten. Dazu kam dann noch die Ausstattung der sehr ausgedehnten Klosterbauten selber, die z. B. in Sankt Florian bei Linz im „Kaisertrakt" eine von keinem Fürstenschloß erreichte Großartigkeit von Raumdekoration und Möbeln entfaltet hat: und dies nur für den Fall von Besuchen der Kaiser und höchsten Herren, also wahrhaft uneigennützig und in einem hohen Sinne zwecklos.

Daß Klöster wie Melk, Sankt Florian und andere an der österreichischen Donau die reichsdeutschen noch übersteigern konnten, lag an ihren besonders günstigen materiellen wie politischen Gegebenheiten. Wenn man aber die Voraussetzungen barocker Kultur im Auge behält, so wird Süddeutschland nicht bloß unsrem Herzen noch näherstehen, sondern auch die Ostmark an innerem und äußerem Reichtum übertreffen. Die Fülle der Leistungen und Talente ist unübersehbar, die Verbundenheit mit Volk und Stammesart macht diese großen Werke höchst liebenswert. An dem Beispiel Ottobeurens — einer uralten Gründung aus dem 8. Jahrhundert, deren gegenwärtige Erscheinung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstand — kann man die Größe bodenwüchsiger Barockkunst kennenlernen; kann von hier aus den großen Zusammenhang des gesamten Barock deutscher Prägung und sein Ausklingen im Rokoko erfahren

und die Überlegenheit dieser Form über die italisch-französischen Urbilder durchschauen, über die sie hoch hinausgestiegen sind durch den urdeutschen Ausdruck grenzenlosen Wollens.

Die Kirche

Die äußere Erscheinung der Ottobeurer Kirche bereitet auf einen ungewöhnlich großen Raum vor – eine der umfänglichsten Kirchen, die es nächst St. Peter in Rom überhaupt gibt – aber kaum auf mehr. Der schöne hellgelbe Verputz umkleidet eine stark vergrößerte Landkirche von jenem anheimelnden Charakter, wie ihn bayrisch-oberschwäbische Dorfkirchen oft und heiter variieren: mit zwei hohen Türmen, zwischen denen das Mittelschiff sich, nach Vorarlberger Art, mächtig herauswölbt (ohne die günstige Gelegenheit zu gewaltiger Portalausbildung zu benutzen: dies wäre italienisch, deutsch ist das Herabdrücken der Portale, wie man es durch den ganzen Barock verfolgen kann).

Ihren Sinn erhält diese abgewogene Schlichtheit durch den unerwarteten Kontrast des Inneren. Der erste Eindruck ist der einer unbegreiflich vervielfältigten und unerhörten Üppigkeit der Ausstattung, deren Fortissimo wie ein erregtes Meer über den Eintretenden stürzt. Was man sich an farbiger und plastischer Unterstützung einer Raumfolge denken kann, ist hier angewendet worden, um die Seele in einen Zustand höchster Ekstase zu versetzen; so aber, daß keine Form die andere übertönt, daß im scheinbaren Chaos die reine Wirkung von Ordnung und Unterordnung herrscht, daß Raum und Dekoration sich durchdringen und gegenseitig steigern. Dieses Geheimnis höchster Kontrastwirkung, das beispielsweise zu der dynamischen Schrankenlosigkeit der Asamkirche in München in Gegensatz steht, findet seine nächste Erklärung in der Zweiheit der Entstehung, im Widerspruch von Grundriß und Ausstattung. Das größte Wunder erlebt man, wenn man sich die Kirche von ihrem Rocaille, von allen Altären,



Die Klosterkirche

Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg, Stuttgart

Kanzeln, Deckenbildern usw. befreit denkt: es bleibt ein Raum von erhabener Mächtigkeit und Einfalt, ein Kreuz im Grundriß, fünf aneinandergefügte Kuppelräume von übermenschlichen Dimensionen; eine Art Zentralkirche mit vier ausstrahlenden Armen, alle gleich hoch und gleich umfänglich.

Aber dieser Urraum von Ottobeuren bekommt erst seinen Sinn und seine überwältigenden Verhältnisse durch den Maßstab, den die Dekoration an ihn legt. Anders als im St. Peter und beim italienischen Barock überhaupt, und ähnlich den Prinzipien der Gotik, wird alles Schmuckwerk, Skulpturen und Malereien kleinteilig gehalten, und dies in doppeltem Sinne: schon die in sich geschlossenen Stücke wie Kanzeln, Beichtstühle, Zwickelfüllungen an den Kuppeln wirken als Ganzes klein in unmittelbarer Nachbarschaft der riesigen Säulen, Gesimse und Gurtbögen; sie sind aber an sich gewaltig und erscheinen auch so, wenn man sie an den plastischen Elementen mißt, Figuren und Rocailleformen, aus denen sie bestehen. So gewinnt die Spannung zwischen den letzten Formteilen, an denen man sich orientiert, den vielen überlebensgroßen Gestalten und dem flimmernden „Muschelwerk", einen doppelten Schwung, und die Proportionen, Glieder und Flächen der Räume wachsen ins Ungeheure, wenn das Auge von den Herrlichkeiten der Dekoration zu ihnen überspringt. Auch ist dafür gesorgt, daß die Erwartung niemals nachläßt, die Größenempfindung und der Formenrausch sich steigern vom Eingang über das Querhaus mit den phantastischen Flankengebilden von Taufstein und Kanzel, mit dem ungemeinen Aufwand von Altären und Beichtstühlen größten Formats bis zum Chor, in dem der Dreiklang von Hochaltar und doppeltem Chorgestühl rechts und links alles überbietet, was bisher geschaut wurde. Die Kombination von üppig geschnitztem Doppelgestühl mit darüber wie Meeresbrandung hoch aufgipfelnden Chororgeln findet selbst im barocken Deutschland schwerlich ihresgleichen: der Genius des Rokoko selber hat diesen Überschwang mit der Unbedingtheit höchster Qualität erfunden; verwirrend durch die Maßlosigkeit im Formenurwald, gleichwohl aber gebändigt und wohlgeborgen unter dem Gesetz einer Tektonik, wie es die großen Meister des Rokoko im Blut und Gefühl hatten.

Diese äußerste Steigerung barocker Formlust, die sich jauchzend ins Unendliche stürzt und wie die Woge immer wieder in sich selbst zurückkehrt, scheinbare Willkür in den großen Zusammenhang von Rhythmus und Raum einschmelzend, Asymmetrie und letzte Lockerung den Forderungen der optischen, der malerischen Einheit unterwerfend: diese sinnlich profane Freude eines Komponisten an brausender Orchestrierung kann man ganz rein in der Kirche von Ottobeuren nacherleben. Die Monumentalität des nackten Baus, für sich genießbar und von unbeschreiblicher Hoheit, sondert die Kostbarkeit der Dekoration nicht etwa von sich ab, erlaubt aber, sie als zweckbefreites Gebilde ganz für sich zu empfinden. In der Münchener Asamkirche, in der „Wies" von Dominikus Zimmermann ist beides nicht zu trennen, umfaßt eine einzige Woge das Brausen der Unendlichkeit und Übermaß des raumausdeutenden Schmuckes als Einheit. In Ottobeuren kann man Tektonik und Dekoration in der Anschauung scheiden; man braucht es



Innenaufnahme aus der Klosterkirche
Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg, Stuttgart

nicht. Das Rocaille- und Figurenwerk bildet den unentbehrlichen Gradmesser für die Monumentalität des Räumlichen.

Die an sich ungewöhnliche und dem Spätbarock in Deutschland keineswegs eigentümliche Zweiheit ist aus der Zwiespältigkeit der Bauentstehung erwachsen; sie ist aber naturhafter Art, sofern man Folgerichtigkeit einer künstlerischen Entwicklung organisch nennen mag, was sie zweifellos ist. In dem Fall der sogenannten Vorarlberger Schule findet sie sich beinah als Prinzip, ebenso rein wie in Ottobeuren ausgedrückt z. B. in den Kirchen von St. Gallen und Zwiefalten; in einer anderen Art von Zweisprachigkeit in den spätesten Werken der Schule, Wiblingen und Rot a. Rot.

Man fing mit dem Neubau des Klosters an, das 1711—1731 in seinem riesigen Umfang fertiggestellt wurde. Die Klosterbauten haben selten einen persönlichen Ausdruck der Bauauffassung; Ottobeuren ist typisch für die geschlossene Wirkung gewaltiger Massen, rechteckig oder quadratisch im Grundriß, mit vier Höfen im Innern, durch Hervortreten von Mitte und Eckpavillons, sonst aber nicht weiter fassadenmäßig gegliedert: eine imposante, von allen Seiten gleichmäßig unbetonte Menge heller Flächen, in drei Stockwerken von gleichartigen Fensteröffnungen gelagert. Im Innern gibt es dieselben Dominanten wie in den deutschen Fürstenschlössern: Stiegenhaus, Bibliothek und hohe Prunksäle sind die Gipfelpunkte einer verschwenderischen Ausstattung, deren Sinn sich nicht im Gebrauch, sondern in schöner Zwecklosigkeit einer Repräsentation für alle und für immer ausspricht. So imposant Treppenhaus, Kaisersaal, Bibliothek, Refek-

torium, ja schon die unendlichen stukkierten Korridore in Ottobeuren wirken: über das an so festlichem und reichem Orte zu Erwartende gehen sie nicht hinaus; übrigens heute wieder, wie je, den Benediktiner Chorherren und einigen klösterlichen Erziehungsinstituten überlassen. Daß es sich um eines der reichsten Stifte handelt, beweisen die ungeheuren Ökonomiegebäude, das anmutige Amtshaus und die Apotheke in stillem Grün: solche Nebenbauten, zu denen ja letztlich auch der Ort selber zählt, gehören in ihrer poetischen Abseitigkeit zum Eindruck der großen Herrenklöster.

Anonymität im Barockbau

Der Grundstein zum Kirchenneubau wurde 1737 gelegt; aber die Geschichte ihres Baubeginns ist so dunkel, daß man von Anfang an die Macht der Anonymität spürt, der das Werk sein Dasein verdankt, beinahe wie ein mittelalterlicher Dom. Das Wahrscheinlichste ist, daß der Grundriß und damit die ungewöhnliche Ausdehnung und die Zentralidee auf den Klosterarchitekten Simpert Kramer zurückgehn, dem also die Monumentalität des Baus zu verdanken ist: eine beträchtliche Leistung, die seinen sonst unbekannten Namen wohl der Vergessenheit entreißen sollte. Nach manchen Schwankungen, wie sie bei solchem Riesenbau üblich waren, wurde dann seit 1744 Johann Michael Fischer aus München als Architekt verpflichtet, und wenn man auch nicht weiß, in welchem Zustand, in welcher Mauerhöhe er den Bau vorfand: die Vollendung und vor allem die gesamte Ausstattung ist sein Werk. Daß er in ein schon begonnenes Unternehmen einspringen mußte, bedingte die Zwiesprachigkeit des Endgültigen: das Vorarlberger Raumschema hat er in derselben Art durchorchestriert, wie man es von seinen andern Werken gewohnt ist, vor allem von Zwiefalten, das Ottobeuren am nächsten steht.

Die Kraft des Anonymen äußert sich aber noch weit intensiver: denn Fischer, der ein sehr beschäftigter Kirchenarchitekt war — 32 Kirchen und 23 Klöster rühmt ihm sein Grabstein nach — hat sich zahlreicher Künstler bedient, um das Ungeheure würdig durchzuführen. In die Stukkaturen teilten sich die Wessobrunner Joh. Mich. Feichtmayr und J. B. Zimmermann, das Chorgestühl schnitzte Martin Hermann aus Villingen und Joseph Christian, Decken- und Altarmalereien stammen zumeist von F. A. Zeiller, Früheres auch von Amigoni, der einer der Vermittler italienischen Freskoschwunges nach Bayern war; selbstverständlich alle mit dem nötigen Atelierstabe von Gesellen und Schülern. Was uns dabei unfaßbar dünkt, ist die restlose Stileinheit in allen architektonischen, gemalten, plastischen, gewerblichen Einzelheiten, die Durchziselierung der einen großen Idee bis in die allerfeinsten Verzweigungen; dergestalt, daß anscheinend die Kirche von Ottobeuren nicht dem Zusammenspiel von mehr als einem halben Dutzend Meistern, sondern einem Kopf und einer ausführenden Hand zu verdanken sei; zwischen 1744 und 1766, in 22 Jahren erwachsen, dem Zauberstabe eines Magiers gehorchend. Der deutsche Barock hat viele Wunder an Schnelligkeit vollbracht, es gehörte zu seinem nie übertroffenen Glanz, das Unmögliche spielend durchzusetzen. Gleichwohl wird man einer so ungeheuren Ausdehnung von persönlicher Stilgleichheit auch dort nicht häufig begegnen. Das Genie des



Kindergruppe an einem Seitenaltar von Johann Michael Feichtmayr. Um 1760

Aufnahme: Walter Hege, Weimar

Baumeisters scheint sich allen Mitarbeitern dämonisch mitgeteilt zu haben, und der einzige und wahre Urheber dieses Gesamtkunstwerks heißt doch wohl: Johann Michael Fischer.

Barocke Namen

Gleichwohl, und wenn man auch sein übriges in Süddeutschland verstreutes Werk hineinrechnet, ist der Name dieses außerordentlichen Bayern nichts weniger als volkstümlich oder auch nur bekannt. Über die paar Hauptmeister Pöppelmann, Schlüter, Balthasar Neumann, vielleicht noch Asam geht die Kenntnis des gebildeten Deutschen kaum hinaus; von den Wiener Großen Fischer von Erlach, Prandauer, L. von Hildebrand schon zu schweigen. Es handelt sich hier nicht so sehr um das Bewußtsein barocker Schönheiten im deutschen Bereiche, als um die Namen; und da ist mit einer sonderbaren Tragikomik des Ethymologischen zu rechnen. Die Namen deutscher Meister aus dem 17. und 18. Jahrhundert schmeicheln sich selten dem Ohr ein, sie sind in der Mehrzahl gewöhnlich oder bizarr. Wer kann sich unter so betonten Provinzialismen wie Feichtmayr, Gunezrhainer, Gigl, Thumb, Moosbrugger etwas anderes vorstellen als schrullige Handwerker in Spitzwegschen Kleinstädten, denen man allenfalls Spieldosen und wilde Drechseleien verdankt? Die Wahrheit ist, daß diese und andere Künstler, oft in erstaunlicher Familienausbreitung, die kostbarsten Kirchen und Schlösser, Stukkaturen, Fresken, Orgeln und Chorgestühle geschaffen haben und den Ruhm des deutschen Barock auf ihren Schultern tragen. Vollends den Ausländern sind ihre unaussprechlichen Namen Anstoß und Hekuba. Der durchdringende Klang bayrisch-allemannischer Dialekte versieht diese Namen mit einem Nebengeräusch von bäuerlicher Härte, das ihre Anwendung in der hohen Sphäre, in die ihre Werke gehören, dem Gefühl beinahe lächerlich erscheinen läßt; während es in Wahrheit auf die urwüchsige Kraft und Bodenständigkeit ihrer Herkunft, ihrer familienhaften Tradition, ja auf Zusammenhänge mit altgermanischer Art und Namensgebung hindeutet. So wie sich auf anderen Gebieten längst vertrackte Namen durchgesetzt haben und geliebte Vorstellungen umfassen, wie Klopstock oder Grillparzer, so werden sich schließlich die Namen unsrer Barockmeister mit ihrer Mischung von Komik und Künstlergröße dem Gedächtnis dankbarer Nachwelt einprägen.

Ausblick von Ottobeuren

Johann Michael Fischers Rokoko, eine Übertragung höfischer Zierformen auf die kirchliche Architektur in einer ebenso gewagten wie schwungvoll-überzeugenden Art von Profanierung, bildet nur eine Etappe inmitten des großen Ganzen deutscher Barockentwicklung. Das Rokoko, späteste Blüte des Barock, wie es, auf den geistvollen Erfindungen des Franzosen Meissonier fußend, in Bayern Effner und Cuvillé (ein in München völlig eingedeutschter Wallone), in Franken vor allem Balthasar Neumann in die Praxis des Innenraums übertrugen, ist kein raumschaffender, nur ein dekorativer Stil. In seinem Ursprungslande Frankreich wurde es beinahe gar nicht angewendet. Die entzückenden Stiche Meissoniers blieben Vorlageblätter, die im wesentlichen nur deutsche Handwerker

und Dekorateure sich zu eigen machten. Der unvergleichliche Entwurf Meissoniers für die Fassade von S. Sulpice in Paris, in seiner blühenden Phantastik wie der Traum eines hochbegabten Deutschen wirkend, versank in der stummen Verachtung einer Kommission, und man kann den Abstand von der wahren französischen Formmeinung ermessen, wenn man neben jenes Geschöpf einer blumenzarten Rokokogesinnung die wirklich gebaute Fassade von S. Sulpice hält, wie sie noch heute mit ihren sturen Säulenhallen dasteht, ein mit nationalem Beifall überschüttetes Beispiel vernunftgeborener Trockenheit. Es gibt keine Brücke zwischen dem, was deutsche Architekten um 1740 gebaut haben, und dem, was man irrtümlicherweise „französisches Rokoko" nennt; auch in der Innenausstattung Pariser Hotels aus jener Zeit wird man den Schwung des Irrationalen und die spielende Souveränität niemals finden, die das Innere unsrer Schlösser und Kirchen bestimmen. Es ist die letzte und geistvollste Wiederholung unsrer uralten Kunsterfahrung: was die Nachbarn in zurückhaltenden Andeutungen darboten, übernahm der deutsche Genius, um es sogleich zu den höchsten Möglichkeiten des ihm innewohnenden Ausdrucks zu erheben. Meissoniers von seinen Landsleuten mißachtetes „Rocaille" griffen deutsche Architekten, Schnitzer, Stukkatoren, Kunsthandwerker mit Leidenschaft auf und führten es zur Vollkommenheit in praktischer Anwendung. Ist darum das Rokoko französisch, weil Meissoniers Stiche aus Paris kamen? Hier geht es um den Geist und die Praxis: und wer die letzte Entfaltung des Barock, seine äußerste Verfeinerung und Auflösung im Rokoko begriffen und in gebaute Materie übertragen hat, sind weder Franzosen noch Italiener, sondern Deutsche gewesen, und Deutsche selbst in den Möbelmanufakturen von Paris. Denn das irrlichternde und grenzenlose Element dieses Ornaments war ja nichts anderes als die letzte Verkörperung urgermanischer Formideen, die seit dem „Geriemsel" nordischer Miniaturen und Balkenverzierungen, in Gestalt von romanischen und spätgotischen Verunklärungsformen, selbst noch in der sog. Renaissance des 16. Jahrhunderts sich durchgesetzt hatte, im Knorpelstil des Dreißigjährigen Krieges die erste Überwindung des klassischen Formalismus erreicht und dann im Rokoko seine einstweilen letzte Verschmelzung mit romanischen Anregungen vollzogen hat.

Darum trifft es nichts Wesentliches, wenn man Kirchen wie Ottobeuren oder die Wies „profan" nennt, wenn sie sich auch ziemlich weit von der heiligen Strenge der Spätgotik entfernen. In Wirklichkeit ist die Distanz nicht so unüberwindlich. Selbst in St. Marien zu Danzig oder der Dinkelsbühler Georgskirche wird man Dinge entdecken, die in barocken Kirchen wiederaufleben: eine Unüberschaubarkeit, einen Willen zur Unendlichkeit der Raumwirkung, der deutsch und immer deutsch ist und sich schon in frühen romanischen Domen andeutet. Dem unheiligen Übermut des Rocaille-Ornaments antwortet auch in Ottobeuren die ernste Größe und Undurchsichtigkeit des Raumes, sein Streben nach Vermischung der Grenzen, die so sehr barock ist im deutschen Sinne. Und dies ist vorbereitet und organisiert schon in der ursprünglichen, der vorarlbergischen Raumbildung.

Es konnte nicht fehlen, daß die Kühnheit deutscher Phantasie die letzten Grenzen übersprang und das Rokoko-Prinzip von Asymmetrie, unendlicher Be-

wegtheit und Erstreckung ins Unbegrenzte vom plastischen Wandschmuck auf die Raumbildung selber übertrug. Fischer hat diesen letzten Schritt nicht getan; er war seinem Landsmann Dominikus Zimmermann und dem großen Balthasar Neumann vorbehalten, diesem freilich nur in seinen spätesten Werken, Vierzehnheiligen, das er in allem Wesentlichen festgelegt hat, und Neresheim, das von Anbeginn fremde Hände ausgeführt haben. Für den Geist vollkommener Gelöstheit des ganzen Raumes kommt doch nur Vierzehnheiligen infrage, dieser wahre „Tanzsaal Gottes", in dem die Befreiung von allen Gesetzen der Schwere und Korrektheit so weit getrieben ist, daß man von einem rokokohaften Eindruck sprechen kann; nicht was die Ausstattung, sondern den Sinn und die Durchbildung des Raumes selber angeht. Ellipsen beherrschen Grundriß und konstruktiven Aufbau; wären nicht die mächtigen Säulen — die keine Monumentalarchitektur schlechthin entbehren kann — so wäre der Raum des Tektonischen ganz beraubt; und der Nothelferaltar, inmitten der Kirche, stellt wohl das Höchste an Verneinung tektonischer Strenge dar, das in diesem Maßstab gewagt worden ist — ein Korallengebilde von maßlosen Linienschwüngen, das wie die Offenbarung dieser tänzerischen Raumseele wirkt, ein Meisterstück irrationalen Ausdrucks.

Doch werden im Bezirk des Rokoko die Kirchen Dominikus Zimmermanns immer das letzte Wort behalten, um die Möglichkeiten ausschweifender Raumphantasie in deutscher Prägung zu bezeichnen. Es sind nur Dorfkirchen nach Umfang und Bestimmung, aber vielleicht war materielle Beschränkung nötig, um ihre Inbrunst zu ermöglichen. Zimmermann, von Hause Wessobrunner Stukkator, brauchte sich nicht um Hof und reiche Prälaten zu kümmern; ihm genügte seine ländliche Tätigkeit, die er von Landsberg a. L. aus betrieb, und so bewahrte er den Instinkt für alles Volkstümliche, eine unschätzbare Bodenständigkeit, die keinem so angeboren ist wie diesem Genie des bayrischen Rokoko. Was bei Fischer die Dekoration, bei Neumann die Tektonik übernehmen mußte, besorgte er mit einer Echtheit des Formbildungsvermögens, die den wahren Höhepunkt deutscher Raumkunst erreichte. In der Kirche von Steinhausen, die das zuständige Kloster Schussenried einem kleinen Dörfchen bauen ließ, gab er den Auftakt, in der Wallfahrtskirche Wies die Vollendung seiner Idee: einen ovalen Zentralraum, von freistehenden Säulen umstellt, mit dem Ausblick in eine phantastische Höhle, die den Chor bedeutet. Beengung durch Schranken der Konstruktion gab es für diesen Schöpfer des absoluten Raumes nicht mehr: da ihm Beton nicht zur Verfügung stand, baute er seine girlandenhaften Gewölbe aus Holz, und man ist entzückt, daß ihm diese Ausflucht einfiel, weil nur so die Schwerelosigkeit und Rauschhaftigkeit seines Gewölbehimmels zu erreichen war. Der Unbegrenztheit und Durchsichtigkeit seines Raumes entspricht die beschwingte Kühnheit der Rokokoformen und Rokokofarben: mit den Mitteln des Rocailles, das derb, urtümlich wie bayrischer Dialekt, sinnenfroh und illusionistisch wie Schlierseer Bauerntheater, raffiniert und blumenfarben wie Tiepolofresken und über allem höchst persönlich gehandhabt wurde — erreicht er eine Höhe des Raumerlebnisses, die über die letzten Schöpfungen des Spätbarock hinausragt, so hoch hinaus, wie Rocaille über der Schwere des Barockornaments steht.

PAUL FECHTER

Was ist eigentlich Geist?

Seit einem guten Menschenalter etwa ist der Geist beinahe ebenso aktuell geworden wie der Raum oder der liebe Gott. Nicht nur die neue Philosophie und der Kreis um Stefan George nahmen sich seiner an: er drang als Feldgeschrei bis in Regionen, die von Natur nicht eben viel mit ihm zu schaffen hatten, und er errang Erfolge, die so weit gingen, daß schließlich eine regelrechte Kampagne gegen den Widersacher der Seele einsetzte. Es war, als ob das mittelalterliche Wort, das die Hegelzeit dann nicht mit Unrecht auf sich angewandt hatte, von neuem Geltung bekommen sollte — daß nämlich jetzt nach dem Reich des Vaters und dem des Sohnes das Reich des Geistes angebrochen wäre. Ob es immer ein heiliger Geist war, von dem das viele Reden ging, bleibe dahingestellt: die Aktualität des Geistes an sich ließ sich jedenfalls nicht mehr bestreiten. Zumal er zuletzt ebenso bekämpft wurde wie der liebe Gott.

Das Amüsante ist nun, daß dieser viel beredete, viel beschriebene Geist durch eine Welt geht, die wohl von ihm spricht, ihn allerorten diskutiert oder bekriegt — die aber im Grunde keine Ahnung hat, was er eigentlich ist, oder wie sie sich ihn vorstellen soll. Was Hunger, was Durst ist, wissen die Menschen so ungefähr; auch von Freude, von Angst, von Zahnschmerzen haben sie noch einige mehr oder weniger klare Vorstellungen; sobald die Unterhaltung aus diesen konkreten Bereichen des Innenlebens in die abstrakten Regionen aufsteigt, die das Sammelwort Geist umfaßt, versagen die Begriffe. Der Geist, Thema wie wesentlicher Faktor der Zeit, muß sich trotz all seiner Zeitgemäßheit durch ein Dasein schlagen, dessen Mangel an eindeutigen Definitionen höchstens noch von den Bereichen der Kunst oder der Dichtung übertroffen wird.

Was ist eigentlich Geist? Ein vorsichtiger Mann versucht es zunächst mit einem Wörterbuch. Er holt die Lexika von Herder bis zum Brockhaus hervor — und stellt fest, daß sie offenbar noch aus Zeiten stammen, denen die Existenz von Geist so selbstverständlich war, daß sie es verschmähten, ihn säuberlich umschrieben in ihren Herbarien der alten wie der neuen Wirklichkeiten unterzubringen. Um festzustellen, was Geist eigentlich ist, muß man schon in Sondergebiete übergehen, ein philosophisches Wörterbuch bemühen und befragen. Dann erfährt man etwa folgendes:

„Geist, im allgemeinen so viel wie Seele, oder Bewußtsein, oder Verstand, oder ‚Witz', oder innerer Gehalt, Sinn, Bedeutung. Im psychologischen Sinne wird Geist vielfach in Gegensatz gestellt zur Seele: unter dieser versteht man das unbewußte oder dunkelbewußte Gefühls- oder Triebleben und setzt sie gleich Leben; unter jenem, dem Geist, das ‚höhere' Seelenleben, die ‚Denkseele', Urteilskraft, Verstand, Vernunft, deren Organ man im Stirnlappen der Großhirnrinde sucht.

Im ontologischen Sinn erscheint Geist oft als eine Art feinster Materie (auch bei Goethe!). Im Gegensatz dazu steht die Auffassung des Geistes (der Seele) als einer immateriellen Substanz: eigentlich eine contradictio in adjecto.

Hegel unterscheidet den subjektiven Geist (im Denken, Fühlen und Wollen des Einzelmenschen), den objektiven Geist, der in Recht, Moralität, Sittlichkeit, Gesellschaft und Staat vorliegt, und den absoluten Geist, der sich in Kunst, Religion, Philosophie und Weltgeschichte offenbart."

Das ist immerhin etwas, wenn es auch noch nicht viel ist. Wer von Klages her den Geist als Widersacher der Seele anzusehen gewohnt ist, wird etwas erstaunt sein, zu hören, daß Geist im allgemeinen soviel wie Seele und eine immaterielle Substanz — selbst bei Goethe — sei. Wer in ihm etwas der Seele Übergeordnetes, die Denkseele sieht, wird sich vielleicht mit dem Versuch seiner Topographie trösten, mit der Ansiedlung im Stirnlappen der Großhirnrinde, die etwa den Versuchen des 18. Jahrhunderts entspricht, die Seele bald in der Zirbeldrüse, bald im ganzen Körper unterzubringen — ja sie sogar, wie es ein witziger Skribent einmal formuliert hat, zum Türhüter des unruhigen Hinterkastells zu machen. Es wird zwar definiert, es bleibt aber bei Versuchen, denen das Unvereinbare durchaus keine Schwierigkeiten zu bereiten scheint — als ob der Geist, um den es hier geht, umfassend genug ist, auch diese Widersprüche mühelos in sich aufzuheben und aufzulösen. Als ob er zuletzt überhaupt das alles Umfassende — und alles in sich Lösende ist.

Was ist eigentlich Geist? Vielleicht kommt man der Antwort auf dem indirekten Wege schneller nahe als auf dem direkten — auf dem Wege der Einkreisung eher als auf dem der Aussonderung. Es gibt ein altes, sehr altes Wort der Bibel: Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibet, bleibet in Gott und Gott in ihm. In eben diesem viel zitierten, wenn auch weniger gelesenen Buch aber findet sich eine zweite Feststellung: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Nach den Grundsätzen der Logik wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn man auf Grund dieser beiden Sätze feststellte: Der Geist ist — die Liebe! Die Frage nach seinem Wesen wäre damit auch noch nicht beantwortet: sie wäre aber in die Bereiche verschoben, in denen man der Klärung wenigstens etwas näher kommen kann: in die Bereiche, in denen man aus den bloßen Begriffen und Vorstellungen in die Bezirke des Seins jenseits der Begriffe und Vorstellungen eingeht. Wenn der Geist auf dem Umweg über den lieben Gott der Liebe gleichgesetzt wird, tritt er ganz von selbst in die Bezirke des Allgemeinen, des Verbindenden ein, in denen die großen Mächte aller Vereinigung, aller Religion zu Hause sind.

Denn trotz der philosophischen Wörterbuchdefinition beginnt das Reich des Geistes nicht erst jenseits der Materie, im Immateriellen, „Vergeistigten", sondern im Leben selber — da wo es aus dem Besonderen ins Allgemeine überzugehen beginnt. Hegels objektiver Geist, der sich in Recht, Sitte, Gesellschaft, Staat darstellt, fängt im Grunde viel früher an — im vormenschlichen Bereich der Natur, insofern als im Gesetz, in der Ordnung des Seins, der Existenz, zuletzt die gleiche Macht sich offenbart wie später im Gebiet der Koexistenz. Geist ist in der Lebensgliederung des staatlichen, des gesellschaftlichen Daseins: er ist ebenso als Voraussetzung der Ordnung und damit des Seins in den natürlichen Bereichen, den organischen wie den anorganischen. Geist ist der Aufbau des mensch-

lichen Staatsgefüges: Geist ist ebenso, ohne Reflexion, der Aufbau und die Existenz der Tierstaaten, von den Bienen bis zu den Ameisen. Geist aber ist schließlich die Voraussetzung aller anorganisch-kosmischen Ordnung — das, was die Beziehungen von Gestirnen und Himmelskörpern so regelt, daß sie überhaupt neben- und miteinander existieren können. Das Chaos, die gegenseitige Zerstörung des Ungeregelten wird Erhaltung, Ordnung, Kosmos allein durch den Geist, der das Verworrene ordnet, ohne ein anderes Ziel als die Erhaltung, als das Sein. Geist ist im Grunde die Selbstordnung, die die Dinge sich geben, indem sie übrigbleiben, sich aus dem Chaos des Ungeordneten hinüberretten in die Ordnung, die die einzige Garantie gegen die Vernichtung ist. Geist ist nichts, was von außen kommt, sondern ist als Ordnung, Gesetz, Regel, Wille zum Sein, Voraussetzung des Seins und damit erste Möglichkeit der Dauer. Schon hier erweist sich die Gleichsetzung von Geist und Liebe als durchaus sinnvoll: beide geben allein die Gewähr für das Bleibende, für ein Dasein über den Moment hinaus. Der Geist setzt nur noch früher ein als die Liebe, deren Reich erst mit dem Beginn des Organischen seinen Anfang nimmt: er ist die Voraussetzung des Seins überhaupt, das nur als ein Geordnetsein sich verwirklichen kann. Er ist nicht Wesen der Dinge, sondern darüberhinaus auch gleichbedeutend mit ihrer Existenz: er ist in Wirklichkeit viel umfassender, viel weniger „geistig", als noch Hegel ihn wollte.

Das ist überhaupt das Seltsame an dieser Wesenheit hinter den Dingen, an denen der Mensch auf eine geheimnisvolle Weise teil hat: daß sie viel höher und größer und tiefer ist als beinahe alle menschlichen Ausdeutungen. Geist hat mit dem, was die Menschen geistiges Leben nennen, sehr wenig zu tun: er hat nichts mit Wissen, nichts mit Bildung, nicht einmal mit Vernunft und Intellekt etwas zu tun. Schopenhauers Versuch, den Geist mit dem menschlichen Intellekt gleichzusetzen, ist kläglich gescheitert: man könnte höchstens sagen, der Intellekt sei so etwas wie das empirische Schattenbild der Transzendenz, die wirklich den Namen Geist verdient. Die einzige menschliche Denkform, in der etwas von der Wesenheit des wirklichen Geistes zutage tritt, ist die Mathematik: sie ist die Wissenschaft, die sich von selbst versteht — und Geist ist eigentlich auch nur das, was sich selbst und von selbst versteht. Die reine Wissenschaft an sich, wie sie sich in der gereinigten Mathematik etwa des Infinitesimalkalküls, der Mengenlehre, der analytischen Funktionen darstellt, spiegelt im Abstrakten, wenn auch noch nicht im Geistigen, die Wirklichkeit des Geistes — weil hier seine menschlichen Funktionen bereits auf nicht mehr vom Konkreten gebundene Objekte bezogen werden. Die bloße Anwendung der sogenannten Vernunft auf sogenannte geistige Probleme hat dagegen im Grunde nichts mit ihm zu tun: die logischen Kategorien sind auf jeden geistig sinn- und belanglosen Gegenstand anwendbar, können helfen, ihn zu zerdenken, ohne daß etwas Sinnvolles sich ergibt. Was dabei entsteht, ist recht eigentlich das, was man mit verdienter Verachtung Intellektualismus genannt hat: ein Denken, das nicht notwendig ist, nicht schon lebendige geistige Ordnung in etwas bringt, das ohne diese Ordnung nicht existieren kann, im Sein aber Sinn und Notwendigkeit hat, bleibt tot, auch wenn noch soviel Intellektsfunktionen in Bewegung gesetzt werden. Geistiges, Geist ergibt sich erst da, wo die

subjektiven geistigen Funktionen, d. h. die überpersönlich allgemeinen angewandt werden auf Objektives, das ebenso Geistiges enthält, nämlich auf Realitäten des Seins, die in die Wirklichkeit des Gefaßt- und Formuliertwerdens drängen. Da berührt sich Geist und Geist, vollzieht sich in der Tat eine Verwirklichung: weil nur diese Realitäten aus dem Allgemeinen leben, allgemein verbindlich sind und jenseits des Subjekts, das zu ihrer Verwirklichung notwendig ist, alle angehen, zum Leben aller gehören.

Hier aber leuchtet noch einmal die seltsame Gleichsetzung von Geist und Liebe auf, schließt sich noch einmal der Ring, der mehr ist als spielerische Willkür einer Wortannäherung. In der Liebe greift das Leben über die Bereiche der Einzelexistenz hinaus, verbindet es das Individuum mit der Allgemeinheit des Gefühls; der Einzelne geht ein in den Strom der Totalität, das Ganze trägt ihn, weil jedes Gefühl zu seiner vollen Wirklichkeit das gleiche Gefühl im Partner voraussetzt, den Anschluß an ein Gemeinsames, aus dem allein Rausch und Glück und die Ewigkeit des Einswerdens wachsen können. Im Geist greift das Leben jetzt am oberen Pol ebenso über die Bereiche der Einzelexistenz hinaus, verbindet es das Individuum mit der Allgemeinheit, der Allgemeingültigkeit erkannten Feststellens des Wirklichen. Der Einzelne und seine Rolle im Gefüge des Ganzen geht im Akt der geistigen Erkenntnis, die sinnvoll auch nur als eine gemeinsame, allgemein verpflichtende ist, ein in den Strom der geistigen Totalität, die zeitlos alle umfaßt: das Ganze dieser geheimnisvollen kristallenen Welt trägt ihn, weil jeder wirkliche geistige Akt, jede Einsicht, Feststellung, Verwirklichung die Verpflichtung zu gleicher Realisierung in jedem Partner, die Allgemeinverbindlichkeit mit enthält – weil sie sonst nicht den Namen Geist verdiente und keine Wirklichkeit enthielte. Liebe und Geist enthüllen sich als die einzigen Realitäten – und als die beiden Zugänge zu Gott, die das seltsame Wesen Mensch auf seinen Weg vom Himmel durch die Welt zur Hölle, vielleicht auch für den Weg in umgekehrter Richtung mitbekommen hat.

Was ist eigentlich Geist? Läßt sich die Frage in Definitionen überhaupt beantworten? Kaum. Geist läßt sich, genau so wie die Liebe, nur erleben: wer seiner nicht hat, ist ebenfalls nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Wer den Weg zur Wirklichkeit über das Gefühl nimmt, erfährt, sofern die Gnade mit ihm ist, den Sinn des Wortes, daß Gott die Liebe ist – erlebt ihn als Liebe. Wer den Weg zur Wirklichkeit über den Geist geht, über die erkennende Ordnung der Welt, erlebt diesen Sinn als Geist – und daß Gott im Geist und in der Wahrheit angebetet werden will, die nur über das Leben zu finden sind. Ohne den Weg des Lebens kommt man zu beiden nicht, weder zur Liebe, noch zum Geist – also daß am Ende auch der Geist nur erfahren, nie definiert oder gar beschrieben werden kann. Genau so wenig wie die Liebe, deren Gegenpol er nun einmal zum wenigsten auf der männlichen Seite der Welt zu sein scheint.

RUDOLF PECHEL

Noch einmal Talleyrand

Die Persönlichkeit des entscheidenden Gegenspielers Napoleons beschäftigt immer aufs neue Geschichtschreiber und Politiker. Lacour-Gayet hat in seiner Talleyrand-Biographie in vier Bänden alle bekannten Dokumente zusammengestellt. Die Mémoires du general de Caulaincourt, 1933 herausgegeben von Jean Hanoteau, brachten ebenso wie die in der „Revue des Deux Mondes" veröffentlichten Briefe Talleyrands und Caulaincourts wichtige Ergänzungen. Aber das Letzte über die Beziehungen zwischen Napoleon und Talleyrand wird verborgen bleiben, da wesentliche Teile des vertrauten Briefwechsels zwischen beiden vernichtet sind. Der Franzose Emile Dard hat nun auf Grund der Arbeiten anderer und von bisher unbekannten Dokumenten aus den Nationalarchiven und dem des Pariser Auswärtigen Amtes, aber auch aus dem Archiv des Wiener Ballhausplatzes eine bedeutsame Studie über die Beziehungen der beiden Männer veröffentlicht*.

Man hat dieses Buch irrtümlich als einen französischen Einspruch gegen die bekannte, in diesen Blättern ausführlich behandelte Biographie Talleyrands von Duff Cooper („Deutsche Rundschau", Februarheft 1936) bezeichnet und sie zu der interessanten englischen Arbeit in Gegensatz bringen wollen als eine sozusagen nationalfranzösische Antwort auf die englische Darstellung. Solche Absicht lag Dard völlig fern. Er selber erwähnt Duff Cooper nirgends, nur eine Anmerkung des Übersetzers nimmt auf ihn Bezug. Dard reizte es, unter Benutzung der genannten Dokumente und Arbeiten, zu denen auch die von Charles Dupuis und Louis Madelin, vor allem aber auch die Sorels treten, erneut das menschliche Phänomen Talleyrand und das Schicksalsmäßige seiner Berührung mit Napoleon darzustellen.

★

Schicksalsmäßig war nun freilich die Begegnung beider Männer, aus der eine Verbindung sich ergab, die für Napoleon unlösbar wurde. Am 16. Juli 1797 war Talleyrand vom Direktorium zum Minister des Auswärtigen ernannt worden. Schon am 24. Juli richtete er an den siegreichen General, der im April des Jahres den Präliminar-Frieden von Leoben abgeschlossen hatte, einen huldigenden Brief. Napoleons Antwort ist in ebenso schmeichelhaften Ausdrücken abgefaßt wie Talleyrands Brief. Im Dezember des gleichen Jahres knüpfte sich die erste persönliche Verbindung, nach der beide noch stärker als zuvor die Notwendigkeit engster Zusammenarbeit bejahten. Die Geschichte, die oft Burlesken liebt, wollte, daß beide Männer ihren wachsenden Einfluß einem der trübsten Vertreter der französischen Revolution, Barras, verdankten. Barras machte Napoleon zum Oberbefehlshaber der Truppen in Paris und vermittelte seine Ehe mit Josephine de Beauharnais, die Barras' Geliebte gewesen war. Talleyrand wurde Barras

---

* Napoléon et Talleyrand. Deutsche Übertragung von Willy Grabert. Berlin, Emil Roth.

unentbehrlich, weil er ihm in dem Augenblick nahe war und ihn richtig zu behandeln verstand, als Barras in tiefer Verzweiflung über die Nachricht vom Ertrinken eines seiner „Lieblinge", Raymonds, war. Unmittelbar anschließend hieran wurde Talleyrand Minister des Auswärtigen.

*

Größere Gegensätze als Napoleon und Talleyrand waren kaum vorstellbar. Schon der Altersunterschied von 14 Jahren stand zwischen ihnen, weit mehr trennten sie unüberbrückbar Abstammung und Vergangenheit. Ein Vergleich beider wird immer am Eigentlichen des Unterschiedes vorbeireden, denn Napoleon ist als Genie unvergleichbar, wie im Guten, so im Bösen. Wir folgen hier Dards Darlegungen. Er war bei allen genialen Eigenschaften ein Sohn des Glücks. Ihm fehlten alle politischen und religiösen Grundsätze, wie er auch keinerlei Tradition besaß. Das Fehlen der Tradition, das für ein Genie in der Politik vielleicht noch verhängnisvoller ist als irgendein anderer Umstand, hinderte ihn, seinen Weg sicher zu gehen. Er war nicht der Sohn Frankreichs, selbst in seiner Herkunft fehlte ihm die Sicherheit der Tradition. Er hätte das Ziel seines maßlosen Ehrgeizes auch außerhalb Frankreichs suchen können. So erklärt es sich auch, daß Napoleon nicht das Glück Frankreichs und des französischen Volkes, sondern nach klarer Einsicht in die eigene Lage nur noch den eignen Ruhm wollte, um vielleicht einmal sagen zu können, als letzte Entschuldigung beim unausweichlichen Scheitern, daß er zu groß für die Franzosen gewesen sei. Eine edle Gesinnung, ein lebhaftes Gefühl, ein ausgeprägter Ehrbegriff und eine bis zur Schwäche gehende Liebe zur eignen Familie zeichneten ihn aus. Er war fähig, Geduld zu üben und nachzugeben — immer unter der Voraussetzung, daß sein eigner krankhafter Stolz nicht verletzt wurde. In solchen Fällen war er von unbeherrschtem Jähzorn und selbst von brutaler Niederträchtigkeit. Er hatte ein phänomenales Gedächtnis, aber es war so glücklich eingerichtet, daß er von allem nur das behielt, was ihm nützen konnte, so daß er im Grunde neuen Ideen überhaupt nicht zugänglich war. Dard weist mit Recht darauf hin, daß bei der Beurteilung Napoleons fast immer vergessen wird, daß die engen und ärmlichen Verhältnisse seiner Jugend, das Fehlen jedes Vergnügens und jeder gesellschaftlichen Zerstreuung ihn zurückhaltend, befangen und scheu gemacht hätten. Diese Tatsache erklärt seine Unsicherheit in Gegenwart von Frauen, soweit er sie nicht nach Piratenart zur Abreagierung momentaner Gelüste benutzte, ebenso wie seine ungezügelten Wutausbrüche beim Empfang von Gesandten und seine bis zum Geschrei gesteigerten Maßlosigkeiten und Plötzlichkeiten gegenüber seinen Mitarbeitern, wenn sie aus sachlichen Gründen seine Empfindlichkeit nicht schonen konnten.

*

Talleyrand hingegen war ein Nachkomme der Grafen von Périgord, einer Familie, die den Bourbonen an Tradition, Stolz und Alter nichts nachgab. Talleyrand, der Amoralist schlechthin, der gegebenenfalls alles verleugnen konnte, wenn es ihm so paßte, und frei von jedem Vorurteil war, ist in seinem Leben von e i n e m Vorurteil niemals losgekommen: Herkommen und Geburt. Gewiß war

Talleyrand, wie Napoleon ihn nannte, die „personifizierte Unmoralität“. Graf Nesselrode sagte von ihm: „Die Frauen hatten für Talleyrand viel übrig, Gott weiß warum, nicht zum wenigsten wegen ihres instinktiven Sinnes für das Böse.“ Gewissensbedenken hatte er nicht, das einzige Verbrechen, was er für sich als solches anerkannte, war die Dummheit. Seine Bestechlichkeit ist weltbekannt; versöhnend bei ihr ist, daß er jeden verraten hat, der ihn kaufte. Nach dem Worte von Madame de la Tour du Pin konnte bei ihm nichts überraschen: nur eins war unmöglich, daß er gegen den guten Geschmack verstieß. Aus diesem Grunde und aus seiner überlegenen geistigen Klarheit hat er als abgesetzter Priester auch niemals etwas gegen die Kirche gesagt oder getan. Die sein Wesen bestimmende Eigenschaft war sein kristallklarer Geist, die Fähigkeit, jeden Gedanken unbestechlich zu Ende zu denken, und eine nie versagende Menschenkenntnis. Als kluger, ausgeglichener Geist übersah er genau die Grenzen menschlicher Fähigkeit und wiegte sich nicht, wie es einem genialen Emporkömmling geschehen kann, in der törichten Hoffnung, er könne die Grenzen weiter ziehen, über das hinaus, was menschliche Erfahrung als möglich erwiesen hat. Wer über Menschenkraft hinaus solche Erfolge erzielt, der erringt für kurze Zeit Ruhm und Ehren, aber im allgemeinen haben die Menschen, die sich bald enttäuscht fühlen, doch keinen Nutzen davon.

Talleyrand ist der einzige Franzose gewesen, der bei der allgemeinen Selbsterniedrigung den Kopf aufrecht trug und dem Diktator furchtlos ins Gesicht sah. Er war Franzose. In allem seinem Handeln hat er trotz skrupelloser Verfolgung eignen Vorteils als oberstes Gesetz seines Handelns nur eines anerkannt: das Wohl Frankreichs und des französischen Volkes. Er war überzeugt, daß der wahre Fortschritt für eine Nation nur darin liege, die Ordnung im Innern immer wieder neu zu bilden und stabile Verhältnisse zu schaffen und nicht an Eroberungen zu denken. Er wollte für Frankreich nichts anderes als seine „natürlichen Grenzen“ und wollte für Frankreich die Verwirklichung Europas. Als er erkannte, daß Napoleon, der als Einziger fähig gewesen war, die Revolution zu beenden, nach Bruch des Friedens von Amiens für seinen persönlichen Ehrgeiz jedes Jahr erneut Frankreichs Schicksal aufs Spiel setzte und Frankreichs Jugend und Frankreichs Männer auf den Schlachtfeldern der Welt bedenkenlos opferte und so Frankreichs nationales Interesse schädigte, zog er innerlich den Trennungsstrich zwischen sich und Napoleon. Die Erkenntnis, daß Napoleon Frankreich ins Verderben führen müsse, hätte allein ihn schon dazu bewogen, ihn zu verraten — auch wenn nicht persönliche Kränkungen schwerster Art ihm die Rache zur Kavalierspflicht gemacht hätten. Für Frankreich wurden dem Patrioten Hoch- und Landesverrat zur Pflicht. Er konnte eine Politik nicht unterstützen, die die Ideen seines ganzen Lebens Lügen strafte.

*

Napoleon war auf Talleyrand und Fouché angewiesen, sie allein duldete er neben sich, andere ließ er nicht aufkommen, „denn Diktaturen sind keine Schulen für politische Führer“. Bei seinem grauenhaften Spiel mit Menschen verfolgte

Napoleon den Grundsatz, die, die in seinem Dienst standen, nicht nur bloßzustellen, sondern sie alle auch in fortwährender Unruhe zu halten. Wie alle Emporkömmlinge hatte er nicht die Kenntnis von Menschen wirklicher Substanz, die dienen, weil sie es wollen, sondern er glaubte nur an die Diensteifrigkeit derer, die etwas von ihm erhofften, ohne zu wissen, daß nur der Freie wahrhaft treu sein kann. In teuflischer Lust gefiel er sich darin, nach Talleyrands Worten, die Menschen seiner Umgebung immer erneut zu beunruhigen, sie zu ducken und sie zu quälen. So zwang er Talleyrand, den ehemaligen Bischof von Autun, „eine Dirne zu heiraten, die Herr von Lessart ausgehalten hatte und die sich bei Soupers fast nackt zeigte". Die Rache, die Talleyrand für diese Herabwürdigung nahm, war satanisch. Er verleitete Napoleon zu dem Gewaltstreich und zum Bluturteil am Herzog von Enghien, einem Verbrechen, das ihm den Haß und die Verachtung der ganzen Welt eintragen mußte, und er sorgte so schnell wie möglich dafür, daß seine Mitschuld und intellektuelle Urheberschaft verdeckt wurden, damit er ihn, der ihn zu der schmachvollen Heirat gezwungen hatte, vor Europa brandmarken konnte. Er stützte die sich im Ausland verbreitende Ansicht, daß Napoleon verrückt sei, die Zusammenhanglosigkeit des Handelns sei nur bei einem Manne erklärlich, der die Tendenz habe, ins Uferlose auszuschweifen. Nach seinem inneren Bruch mit Napoleon begann Talleyrand das große Spiel, das bewußt auf Napoleons Untergang hinzielte und ihn auch bewirkte. Gewiß wäre Napoleon auch ohne Talleyrand von dem empörten Europa gestürzt worden, weil es noch niemals die Vorherrschaft e i n e s Mannes oder e i n e s Staates auf die Länge geduldet hat. Aber m i t Talleyrand konnte das Spiel schneller und sicherer gespielt werden. Er war der „Verbündete" der Männer draußen, die Europas Unruheherd beseitigen wollten. Vertraute Abgesandte wurden bei ihm „akkreditiert". Eine raffinierte Geheimkorrespondenz war ausgearbeitet, in der Napoleon als „Sophie Smith" oder „das liebe Herz" figurierte.

*

Es war Schicksal, daß der echte Franzose Talleyrand dem volksfremden Napoleon unentbehrlich wurde und es so bewirken konnte, daß trotz der strengsten Überwachung und der unvorstellbaren Bespitzelung der Verrat bis in die unmittelbarste Nähe des Diktators unbehindert drang. Napoleon mißtraute Talleyrand, aber im Grunde hat er von seinem Verrat nichts gewußt. Bei der fürchterlichen und abstoßenden Szene am 28. Januar 1809, als Napoleon drauf und dran war, Talleyrand erschießen zu lassen, hat er ihm die gemeinsten Beschimpfungen ins Gesicht geschrien — Verräter hat er ihn damals so wenig genannt wie in seinen Memoiren. Es ist bekannt, daß Talleyrand unbeweglich die Flut der Anwürfe über sich ergehen ließ, um beim Hinausgehen seine geistige Überlegenheit mit den Worten festzustellen: „Schade, daß ein so großer Mann so schlecht erzogen ist."

1812 sagte er zu Aimée von Coigny: „Er (Napoleon) muß vernichtet werden; wie, das spielt keine Rolle... Dieser Mann war einstmals in gewissem Sinne nützlich, aber jetzt nicht mehr. Seine Zeit, die des Kampfes gegen die Revolution,

ist vorbei. Die Gedanken, mit denen er allein die Welt faszinieren konnte, haben keine Stoßkraft mehr und sind nicht mehr gefährlich."

*

Die Stunde der Abrechnung kam. Ende 1813 erklärte Talleyrand: „Sein größtes Unglück, dem nicht abzuhelfen ist, ist, daß er sich isoliert hat. Er steht ganz allein, so, wie er es gewollt hat, allein in Europa; aber das ist noch gar nichts: auch in Frankreich steht er allein." Napoleon hatte zwar Frankreichs Ruhm ins Grenzenlose erweitert, aber auch seine Niederlage ins Maßlose vergrößert. Talleyrand äußerte, daß Napoleon, der die Zivilisation als seinen persönlichen Feind betrachte, das Menschengeschlecht herausgefordert habe wie niemals jemand zuvor.

*

Die Bilanz von Talleyrands Leben weist auf der Aktiv- wie auf der Passivseite gewaltige Posten auf. Seine moralische Würdelosigkeit und die mangelnde Charakterfestigkeit wiegen ungeheuer schwer. Aber sein Scharfblick, seine Beharrlichkeit, die nicht ermattete, obwohl die Geschichte Napoleon Recht zu geben schien, der in allen von Talleyrand widerratenen Kriegen Sieg auf Sieg gewann, sein Patriotismus, sein Streben nach Europa müssen auf der anderen Seite gebucht werden. Sein größtes Verdienst aber verdankt er dem Schicksal, das ihn Napoleon beigesellte und damit dessen Untergang besiegelte.

HARALD v. KOENIGSWALD

Der Auftrag Gottes

Es gibt Menschen und Zeiten, die die Vergangenheit nicht anders betrachten wollen als einen schönen Garten interessanter Erscheinungen, die an der Größe und Kühnheit oder an der Kleinheit und Verworrenheit einzelner geschichtlicher Leistungen und Menschen ihr ästhetisches Vergnügen, ihr psychologisches Interesse befriedigen. Es gibt aber auch andere, denen ist die Geschichte der Völker das Buch des Lebens und der Offenbarungen von Forderungen und Gesetzen, die das Zeitgeschehen dauernd überragen. Ihnen ist die Vergangenheit immerwährende Gegenwart, und keine Stunde der Geschichte ist für sie ohne die Beziehung zu der brennenden Nähe der eigenen Zeit denkbar, nicht daß sie das Ewiggültige der Geschichte verkleinern und entstellen, indem sie es in eine schnell vergängliche Tagespolitik hineinzuziehen unternehmen, sondern daß sie das Erbe der Geschichte so lebendig machen, daß bei seiner Betrachtung auch auf die Fragen des Tages der Widerschein der höheren Gesetze fällt, denen das Leben eines Volkes unterworfen ist.

Solcher Deutung der Geschichte dient das Schaffen Reinhold Schneiders. In allen seinen Werken geht es um den letzten Sinn, um die Auseinandersetzung der Menschen mit dem Auftrage Gottes in der Geschichte, um die Vergänglichkeit und Fragwürdigkeit alles menschlichen Planens und die Unvergänglichkeit der sittlichen Forderung des christlichen Gottes, um Schuld und Gnade in der Geschichte. Ob Schneider sich dabei der Geschichte Philipps II. von Spanien oder dem Leben Kaiser Lothars von Supplinburg zuwendet, ob er über die Aufgabe der Hohenzollern oder über die Last, Größe und Schuld der englischen Königskrone schrieb: immer sind es im letzten nur Variationen des gleichen Themas, in denen die Vielfältigkeit der Geschichte fruchtbar wird und sich in großartigen Bildern der Reichtum und die Tiefe des Glaubens Reinhold Schneiders lebendig erweist.

„Darin liegt es ja nicht, daß wir die Welt mit dem Kreuze durchdringen, sondern es liegt alles daran, daß wir über unserer Mühe von ihm durchdrungen werden", läßt Schneider den Dominikaner Las Casas am Schluß seiner neuen Erzählung* sagen. Das ist vielleicht die tiefste und innigste Deutung seiner eigenen Gesinnung. Der Stille, der Überwältigte ist dem Ewigen näher als der, der um die Geltung seiner eigenen Persönlichkeit ringen zu müssen glaubt, und es gibt Zeiten, in denen das leise Wort eines solchen Überwältigten tiefer und gewaltiger in den Seelen der Mitmenschen und im Unvergänglichen der Geschichte widerhallt als der überlaute Lärm des Alltages auf der Straße.

In mancherlei Beziehung scheint mir die Erzählung „Las Casas vor Karl V." die reichste und reifste Bekrönung des Schaffens Reinhold Schneiders zu sein.

---

* Reinhold Schneider: Las Casas vor Karl V. Szenen aus der Konquistadorenzeit Leipzig, Insel-Verlag.

Der Gattung nach wird man sie in die Reihe der historischen Novellen stellen müssen, dem Thema nach gehört sie in die spanische Geschichte im Zeitalter der Eroberung des neuentdeckten Amerika. In der Mitte steht der Kampf des Glaubens mit der menschlichen Vernunft, das Ringen des weltlichen Machtanspruches, der Wunsch nach dem materiellen Glück eines Volkes gegen die Forderung, die Gott diesem Volke auferlegt hat, die Auseinandersetzung der Staatsraison und des Staatswohles mit dem drohenden Verlust des Heils der Seele eines ganzen Volkes: es ist die Frage aufgeworfen, ob ein Volk Schuld und Verbrechen auf sich laden darf, um Reichtum und Macht zu gewinnen, ohne sündig zu werden und des höchsten Auftrages verlustig zu gehen, für den Gott dieses Volk ausersehen hat, um ihm den Glanz echter Würde und sittlicher Größe zu verleihen.

Der Dominikanermönch Las Casas hat die furchtbaren Grausamkeiten der Spanier in dem neuentdeckten Amerika gesehen, die Rechtlosigkeit, in die die Indios gestoßen wurden, die skrupellose, zügellose Habgier der Eroberer der Macht, den ganzen Unsegen, mit dem die Spanier das Glück eines ganzen Erdteils zerstörten — es ist vielleicht das niederdrückendste, schmählichste Kapitel in der Geschichte der abendländischen Völker. Las Casas bricht von Amerika auf, um vor dem Kaiser in Valladolid das Recht und die menschenwürdige Behandlung der Indios zu vertreten. Sein Gegner vor dem Kaiser ist ein klarer, geistvoller Politiker. Das Recht, das Recht des Staates ist wohl bei diesem unerbittlichen Ankläger des Mönches, der in der Disputation vor dem Kaiser Las Casas aufs tiefste demütigt, indem er Las Casas' Vergangenheit enthüllt, wie er nicht anders war als die Konquistadoren, die er nun verdammt. „Wir haben den gefährlichsten und ruhmreichsten Weg auf den letzten Gipfel der spanischen Geschichte betreten, lassen wir uns jetzt von Träumern betören, so stürzen wir ab. In unserer Macht wurzelt unsere Aufgabe, und wir würden beides opfern und unser Leben dazu, wenn wir dem ‚Vater der Indios' folgen wollten", bringt er leidenschaftlich hervor und gegen den Glauben des Mönches, „daß vor allem das Recht vollzogen werden müsse, dem der Mensch von Geburt an durch sein Menschsein unterstehe", setzt er die eigene, staatsbewußte Auffassung „daß es kein Recht gäbe, das sich nicht auf eine staatliche Ordnung beziehen müsse. Das erste Gesetz sei, Ordnung auf Erden zu schaffen, erst wenn sie begründet sei, gelte die Forderung des christlichen Lebens..." Die Sache Las Casas scheint vor der nüchternen Logik seines Gegners verloren. Nicht auf dieser kalten, politischen Ebene darf er antworten, nur von einer menschlicheren und zugleich höheren Warte kann er von der Idee zeugen, deren demütiges, überwältigtes Werkzeug er ist.

„Oh, daß doch die Stimme der Männer, denen das Geschick ihres Volkes im Herzen brennt, einen eigenen Ton hätte, so daß sie sich von allen anderen Stimmen unterschiede! Oh, daß sie doch nicht schweigen müßten, die vom geheimen Leiden wissen! Es sind ja so unbegreiflich wenige, die allein als Zeugen leben, um zu sagen, was wahr ist und in welchem Maße das Leben der Menschen der ewigen Wahrheit widerspricht!" ruft Las Casas erschüttert aus. Er, der nicht

um irdische Macht, sondern für die Reinheit des Auftrages Gottes an sein Volk kämpft, wird zum Mahner. Seine leidenschaftliche Anklage der geschehenen Greuel wird zur Rede für alle mißhandelte Menschheit, zu einem Schrei gegen die ungeheure Schuld, die die Machthaber auf sich laden. „Spanien hat seine Stunde verkannt, und die noch von Gottes Auftrag wissen, gehen als Narren hin, beladen mit aller Not der Welt... Und doch ist es wahr, daß das Gericht kommen wird über dieses Land! Denn wer den größten Auftrag verfehlt, der verfällt auch der schwersten Schuld!..."

Mit der politisch scharfsinnigen Rede hat der Gegner Las Casas' die um den Kaiser Versammelten auf seine Seite gerissen, aber jetzt, da der Mönch seinen durch tiefste Erschütterungen nun unerschütterlich gewordenen Glauben offenbart, wirft er unwägbare Gewichte in die Waagschale politischer Entscheidungen, und nicht diese Versammlung kann über Sieg oder Niederlage des Mönches entscheiden. Erregt und ohne ein Wort verläßt der Kaiser die Disputation. In der Stille einer einsamen Nacht spricht er aber zu dem Mönch: „Nicht die Irrtümer haben wir zu fürchten, sondern die Lüge!" Er nimmt den Gegner Las Casas' in der Disputation als treuen Diener des Staates in Schutz: „Wer neben ihm steht, muß die Dinge sehen wie er und muß ihm recht geben. Wer höher steht, nicht!" Und der Kaiser stellt sich neben den Mönch. Er unterzeichnet die Gesetze, die eine neue Ära in den entdeckten Ländern heraufführen, die die Indios befreien sollen, er macht Las Casas zum Bischof, der nach Westindien gehen soll, um dort für das Neue, das Größere weiterzukämpfen. Aber doch ist dies kein Sieg, wie die Welt den Sieg sich denkt, nur eine schwere, furchtbare Last, die der Gläubige auf sich nimmt, um der Ehre Gottes zu dienen.

Die deutsche Literatur ist nicht reich an Erzählungen von solcher erschütternden Wucht und dramatischen Spannung. C. F. Meyers Novelle „Der Heilige" ist ihr verwandt. Schneider hat hier eine Meisterschaft bewiesen, sowohl im technischen Aufbau der Novelle wie in der eindringlichen Bildhaftigkeit seiner Schilderung. Das Große, Mitreißende in seiner Erzählung aber ist die demütige Erhabenheit, mit der eine leidende Seele um das höchste Gesetz, das seinem Volk vor der Geschichte aufgetragen ist, ringt und aus dem Bewußtsein seiner Verantwortung die Kraft empfängt, dafür rückhaltlos zu zeugen.

RUDOLF PECHEL

Die Straße nach Taschkent

„Sie sprengen auf dem kürzesten Wege, unsereiner geht den längeren — aber auf eigenen Füßen. Beide zum gleichen Ziel. Kommen sie gut an. Ick bün all doar."

Kortüm zu einem Techniker.

Vielleicht sind das doch die schönsten Geschenke, die einem gemacht werden, ohne daß man eine Ahnung davon hat. Wenn irgendein Maler oder Bildhauer etwas einfängt im Auftrage Gottes von der Herrlichkeit und der schweren Größe seiner Welt oder wenn ein Dichter das zu sagen und zu formen weiß, auf das das eigene Herz die Antwort sucht und doch nicht findet.

Wenn unsereinem, der einigermaßen berufsmäßig das Schaffen der Dichter und Schriftsteller nachprüft, um das Korn von der Spreu zu sondern, es widerfährt, daß unter den vielen, allzu vielen Büchern eins ihn so packt, daß er's in einem Zuge unter Verneinung von Tag und Nacht lesen muß, so ist das ein großes Geschenk. Ein Geschenk, davon man reicher, reifer und nachdenklicher wird, und man ist von Herzen dankbar, auch wenn die schwere Melancholie des Wissenden sich noch um einen Schatten vertieft.

*

Da ist nun dem deutschen Volke eine Gabe geworden, die alles dies, wenn auch in einer stellenweise stachligen Schale, in sich birgt, und man fühlt die dankbare Pflicht, von dieser Gabe zu zeugen. Es gibt nicht viele Gestalten deutscher Dichtung, die Gemeingut aller Fühlenden sind. Wilhelm Raabes Menschen, Jean Pauls Gestalten, Eulenspiegel und Simplizissimus und manche andere Geburt und Ausgeburt deutschen Genius' haben einen Bruder bekommen: er heißt Kortüm. Und ist das Geschenk K u r t K l u g e s, der als Erzbildner lange schon seinen Platz hält, an die deutsche Nation.

Die „Deutsche Rundschau" ist stolz darauf, daß sie den zweiten Teil seines großen Werkes „Das Flügelhaus" zuerst veröffentlichen konnte, dem „Die silberne Windfahne" vorausgegangen war. Nun hat Kurt Kluge über diesen Menschen Kortüm das vorläufig letzte Wort gesagt, und in einem Bande von 746 Seiten liegt das unsterbliche Opus vor, abgerundet und vollendet durch die drei neuen Teile: „Die Gäste", „Die Echostube" und „Die weiten Wege", das Ganze zusammengefaßt unter dem Titel „D e r H e r r K o r t ü m" (Stuttgart, J. Engelhorns Nachfg.).

*

Man mag seinen Herrn Kortüm den „ewigen Deutschen", man mag ihn einen deutschen Don Quixote nennen — stets wird man doch nur einen Teil aussagen von dem Reichtum, der uns hier beschert wurde.

Bekanntlich ist Kortüm ein Hamburger Gastwirt, wobei der Akzent auf dem vollgültigen Inhalt des wahren Wirtes liegt, den das Schicksal anwies, sich in Thüringen anzusiedeln an der Straße, die einst und heute und immerdar von der Biskaya nach Taschkent führt. Durch seine Gaststätte wandern nun die Gäste aus allen deutschen Gauen, und alle diese Spielarten des deutschen Menschen werden durch die Begegnung mit einem Menschen von Substanz, der Atmosphäre hat und verbreitet, gezwungen, Farbe zu bekennen und den eignen Wert oder die eigne Minderwertigkeit unbarmherzig zu deklarieren. Denn Herr Kortüm ist nun einmal ein Mann ganz eigener Art. Seine Physik backt den Gästen Pasteten von unerreichter Güte, aber seine Metaphysik drückt ihnen das Gesangbuch in die Hand. So sagt einer seiner Getreuen über ihn aus. Wir wollen keinem der Leser die Freude nehmen, diesen Mann, sein Tun und Trachten und die Beglückungen wie die Erniedrigungen seiner Gäste im Zusammenprall mit Kortüms Wert selbst zu erleben. Nur von ihm sei noch die Rede — und damit von seinem Schöpfer Kurt Kluge. In dem vielleicht das große Es noch mehr schuf, als er selber weiß. Ein Mann der schweren, ein Mann der fröhlichen Weisheit.

*

Kortüm sein ist ein Wert an sich, ist Gnade und Fluch in einem. Wo Aufschwung ist, da ist Leben, und wo Leben ist, da ist Kortüm. Er gehört zu den Schaffern, die nur durchgehen dort, wo die andern besitzen. Er weiß um die Zwiespältigkeit und Gebrechlichkeit alles menschlichen Seins. Er weiß, daß jede Gegend, und nicht nur die der Straße von der Biskaya nach Taschkent, ein Erdbebenherd ist, weil Menschenherzen auf ihr schlagen, und er hört das gefährliche unterirdische Rollen des Vulkans Mensch. Er weiß von den „Menschen auf Widerruf" und von denen, die aus eigenem Recht leben, das sie im Grunde demütig von Gott empfangen, und dadurch auch im Rechte vor Gott sind. Kortüm ist aus eigenem Gesetz der Widersacher alles dessen, was unecht, verlogen, verkrampft ist. Er ist darin ganz deutsch, daß er immer recht hat, ohne daß es ihm etwas nützt. Der Genius der Deutschen bewahre uns die Kortüms und die Kortümbewegung! „Der lebenversichertste Tatbewohner liest gerne noch die kostbaren Scherben auf, wenn ein Kortümbau wirklich einmal geborsten sein sollte." Ein Bau, den die Kortüms immer auf i h r e Kosten ausführen.

Er weiß, daß die Welt nicht so maschinierbar ist, wie man es bei elektrischem Licht und andern glorreichen Erfindungen der Technik manchmal glaubt, und er weiß von dem Geheimnis der Herzen, die keinen Schatten mehr werfen können, wenn sie leuchtend geworden sind. Er hat durch die Außenhaut der Welt ihr Skelett gesehen. Er dient seiner Aufgabe, das Unvergängliche bodenständig zu machen.

*

Kortüm lebt und ist im Dasein. Das Gesetz menschlicher Gebrechlichkeit will, daß das, was gut und einfach ist, feindlich und dämonisch werden muß, weil die Umwelt in ihrem Unverständnis, gleich ob aus Böswilligkeit oder Unvermögen, und in ihrer Trägheit der Herzen echte Substanz nicht annehmen kann. Drum

bleiben alle Kortüms heimatlos. Aber wie alles Echte hat auch das Kortümhafte die wahre Werbekraft in sich selbst.

Das Leben ist schwer und hart, die Formen, in denen es sich uns stellt, sind oft burlesk und komisch. Der Meister der Form, Kurt Kluge, hat in seinem Roman Bilder und Szenen hingestellt, deren irrationaler Komik kaum etwas anderes deutscher Dichtung an die Seite zu stellen ist: es sind Visionen von dämonischer Hintergründigkeit. So die Szenen im Atelier, beim Preiskochen, die Sterbeszene, die Erlebnisse mit dem Film und seiner Welt, die Entlarvung Berlins, die Konfrontierung der Kleinstadt und ihrer Leute, die Inschriftenwand, die Gelage, bei denen die Weisheit des Trinkens herrscht, die Langloffs und die andern Minderwertigen, kurzum das ganze herrliche Lebenstheater, bei dem man sich nur bewußt sein muß, daß man Objekt des Schicksals bleibt, auch wenn man in der Loge, Parkett, Rang oder Galerie sitzt, weil man immer zu gleicher Zeit auf der Bühne meist in einer kümmerlichen Nebenrolle beschäftigt ist.

⋆

Die Straße nach Taschkent geht mitten durchs eigene Herz, und man muß sie zu Ende gehen, weil der Bogen Gottes nicht über der Erde steht und wir ihn nur sehen, wenn wir ruhen, und er mit uns wandert als Verheißung des Friedens, den die Kortüms nicht auf, sondern wohl nur in der Erde finden können. In einem Raum, der ihrer Körpergröße entspricht.

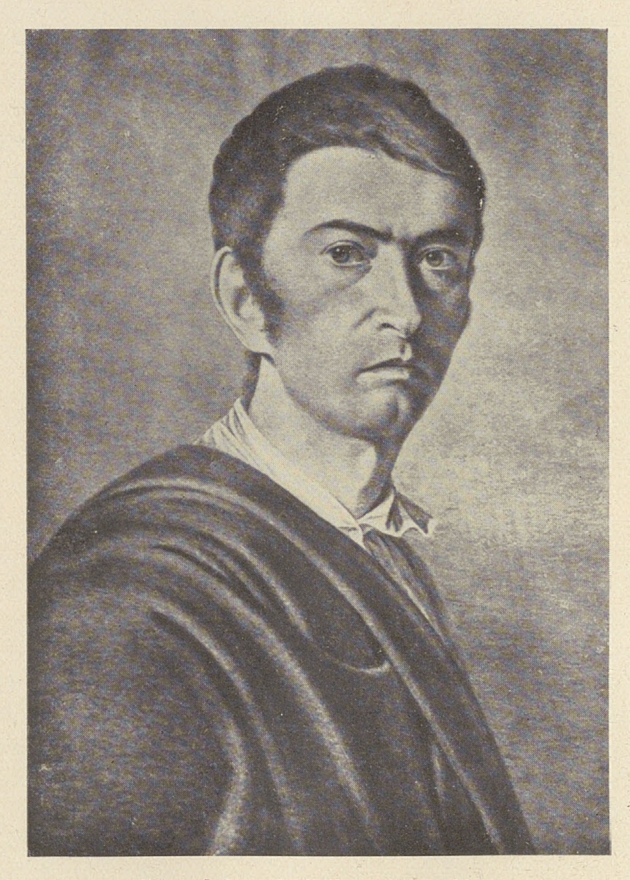
Kortüm entzieht sich allen Feierlichkeiten seiner Beisetzung, weil er natürlich nicht stirbt, als die andern es erwarten. Sein Verbleib hüllt sich in Dunkel, aber eine Sternwarte, die die Sternwirklichkeiten sieht, die die höheren Wirklichkeiten sind, entdeckt im Zeitpunkt seines Verschwindens einen neuen Stern, dem der Name Kortüm gegeben wird.

Wer diesen Kortüm mit den Augen seiner Seele sichtet: unsern Glückwunsch!

⋆

Ein strahlend klares C-Dur ist dieses Buch, in seinem letzten Sinn — trotz aller tollen Kapriolen und Bänkelsängereien, das denen, die es nichts angeht, die Herzwand einschlagen kann und denen, die es mit dem Herzen hören, für eine Weile das Gefühl des Alleinseins und der Fremdheit nimmt. „Fremd und fern ertönt die kalte Luft. Die Erzengel zu Füßen des Herrn stehen auf, heben die Posaunen. Der Grundakkord klettert auseinander, entfaltet sich, eine Melodie tastet in dem Tonsturm, hie und da schon Klarheit im ganz fernen Raum draußen, das warme Gewölk vorm Herrn und seinen Engeln wälzt sich, bläht auf, zerstiebt, und die Himmelsglocke steht silbern im zitternden Grün. Der Orgeltonhimmel tönt sich selber aus. Wie kaltes Metall schmettert der Klang in die verstörte Gemeinde. Ein Kind weint. Das schütternde Kirchgemäuer zergeht wie Rauch, steht offen als eine Tür. Gott der Herr lächelt vor sich hin. Stiebendes Rauschen, über der Erde fliegen die Adler tiefer. Da — vier Engel, acht, hundert Engel — Engelheere! — Wachsen aus der grünen flammenden Glocke. Die Melodie vom Ende der Tage. Der Herr erhebt sich, winkt — es ist gut."

Ja, es ist gut.



Eduard Joseph d'Alton 1772—1840
Selbstbildnis

HELENE d'ALTON-RAUCH

Eduard d'Alton und die Pferde

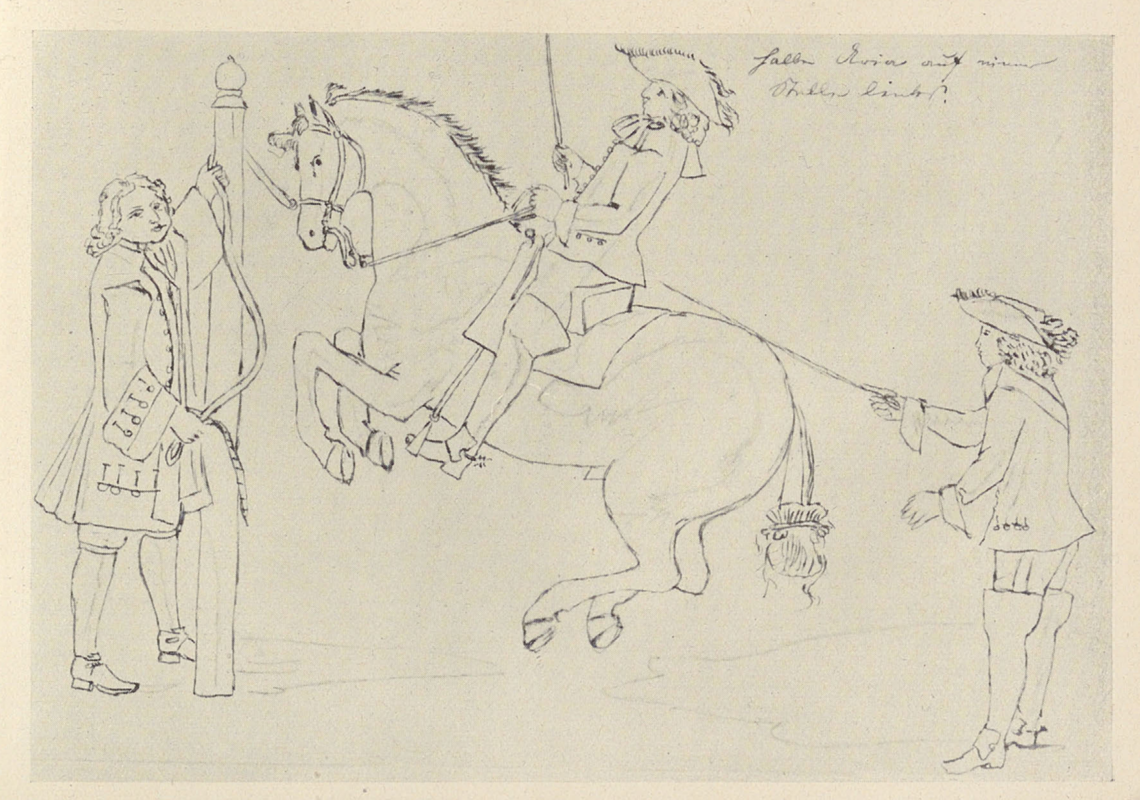
„Zu den ausgezeichnetsten Menschen, die mit dem Weimarischen Kunstkreis in Beziehung traten, gehörte seit 1808 d'Alton; er war Anatom, Archäolog, Kunstforscher, Schriftsteller, Fachgelehrter, Schöngeist, Radierer und überdies ein großherziger Charakter und eine herrliche Erscheinung. Einige Zeit war er Direktor des herzoglichen Gestüts in Tiefurt und hat später als Bonner Professor für Archäologie und Kunstgeschichte eine große Wirksamkeit entfaltet. Zu dem Hauptwerk seines Lebens, der vergleichenden Osteologie, an dem Goethe lebhaftes

Interesse nahm, hat er die Zeichnungen selbst radiert." So heißt es in dem Buche „Weimar" von Paul Kühn (3. Auflage, bearbeitet von Dr. Hans Wahl) über d'Alton.

Er starb im Jahre 1840 in Bonn, wo er 22 Jahre lang Professor der Kunstgeschichte war. Er war ein Genie, der vielerlei Anlagen und Liebhabereien mit großem Fleiß und künstlerischer Begabung verband.

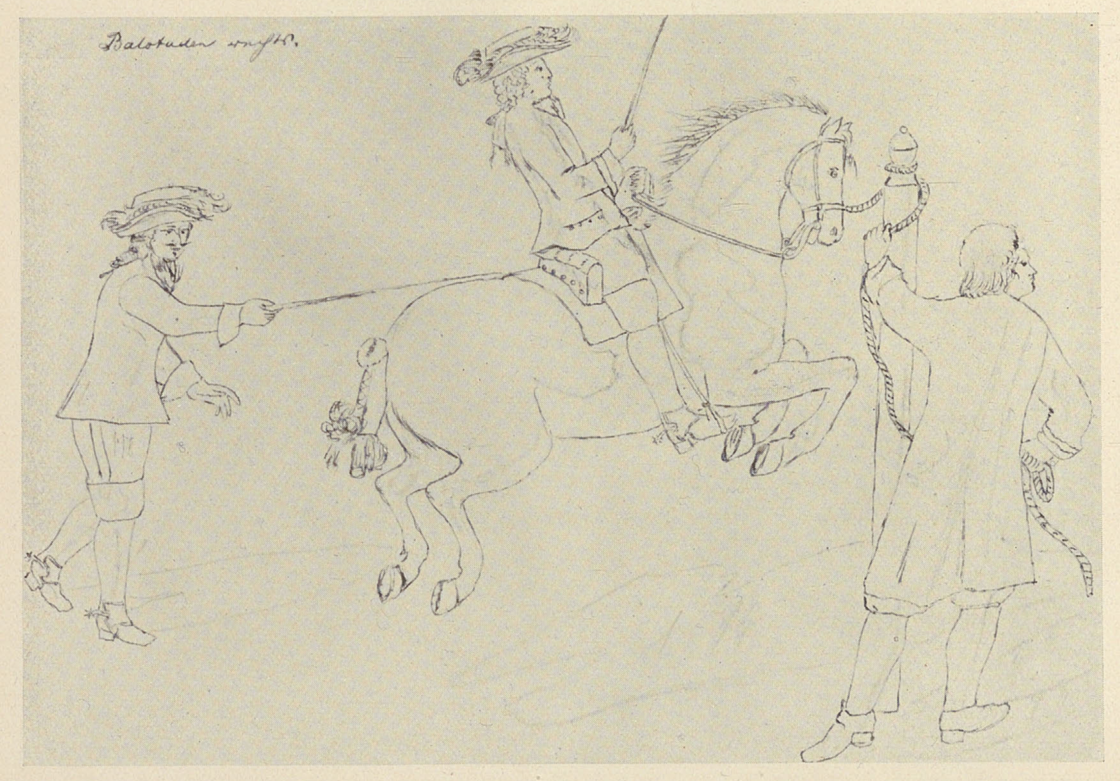
Eine seiner Liebhabereien war sein Interesse an allem, was mit den Pferden zusammenhing. Er war ein Offizierssohn, dessen Vater in österreichischen Diensten stand und den er früh verlor. Er selbst schreibt: „Ich, Eduard Joseph d'Alton, aus einer irländischen Familie abstammend, bin, indem meinen Eltern auf der Reise ein Unfall zustieß, den 11. August 1772 in Aquileja bei Triest geboren, aber in Wien erzogen worden." Schon in Wien war er in einer Reitschule, und das Interesse, das er an Pferden hatte, hat ihn bis zu seinem Tode nicht verlassen. In allen Nachrichten, die in großer Menge von ihm vorhanden sind, spielt das Pferd eine bedeutende Rolle, allerdings immer wieder an anderen Stellen, da der Krieg seine Pläne immer wieder umwarf.

Die Heimat seiner Frau, Wertheim, brachte ihm auch eine Tätigkeit, in der das Pferd ihm und seiner Familie zum Erwerb wurde. Aus St. Goar, wo er mit seiner Familie gewohnt hatte, ging er wieder infolge des Krieges nach Wertheim

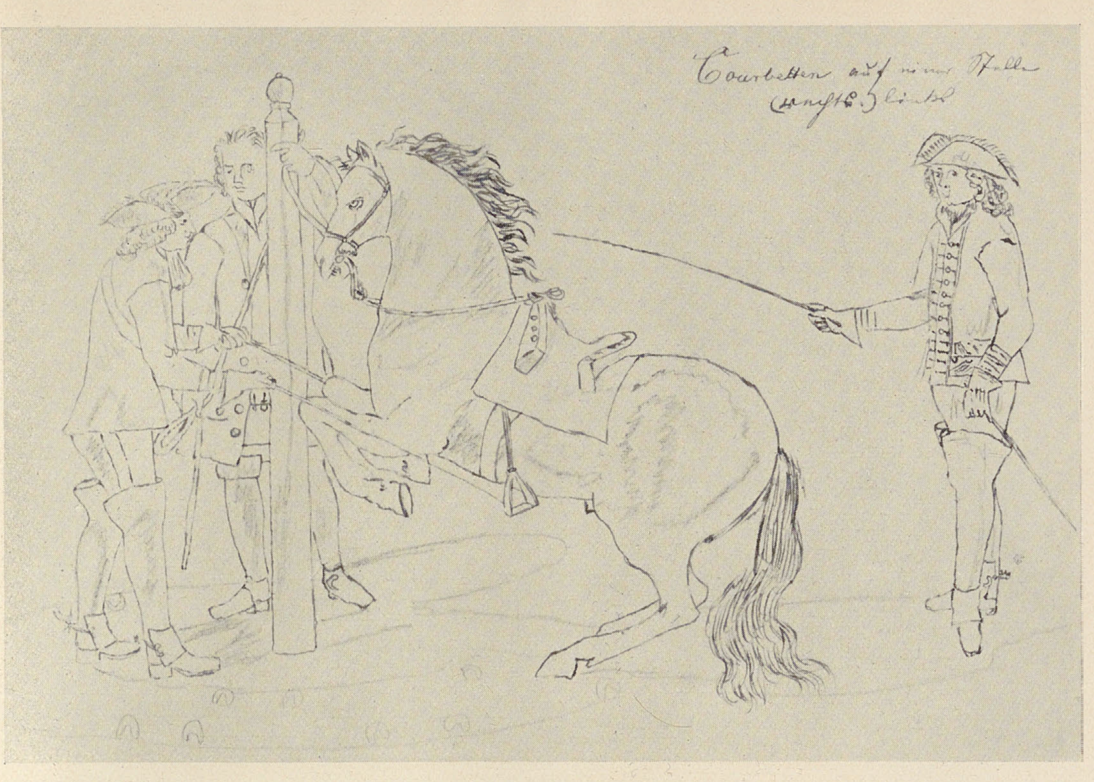


Halbe Aria auf einer Stelle links

und wurde vom Fürsten von Wertheim und dessen Sohn, dem Erbprinzen Karl, zur Anlegung eines Gestüts zur Züchtung edler Rassenpferde veranlaßt. Der Prinz hatte als Entschädigung für die verlorenen linksrheinischen Besitzungen von Napoleon die ehemalige Benediktinerabtei Neustadt zwischen Lohr und Wertheim, am Main gelegen, erhalten. Die glückliche Örtlichkeit hatte dem Erbprinzen Karl bereits den Gedanken nahegelegt, sie zur Anlage eines Gestüts zu benutzen. d'Altons Heimatlosigkeit brachte seinen Plänen Erfüllung. In der Folge finden wir d'Alton auf weiten Reisen, auf denen er für den Erbprinzen Karl von Spanien bis Griechenland Pferdestudien und Pferdeeinkäufe besorgte. Im Auftrag des Fürsten begab er sich zum Ankauf der Pferde in diese Länder, und das Gestüt hatte große Aussicht, ein Mustergestüt zu werden. Da kam das Jahr 1809, und der zweite österreichisch-französische Krieg setzte seiner Tätigkeit wieder ein Ende. Der Erbprinz Karl, der in österreichischen Diensten stand, ging nach Wien, die außerordentlichen Kriegskosten legten dem fürstlichen Hause große Beschränkungen auf, und d'Alton verlor wieder Heimat und Brot. Diese Zeit half ihm aber doch weiter, denn das reiche Material, das er aus seiner Pferdekenntnis gesammelt hatte, benutzte er dazu, eine Naturgeschichte des Pferdes zu verfassen. Der 1. Teil, die Rassen enthaltend, gelangte mit Tafeln und Text zur Vollendung und wurde dem Prinzen Karl von Löwenstein gewidmet.



Ballotaden rechts



Kurbetten auf einer Stelle (rechts) links

Er wohnte zu jener Zeit in der Nähe von Bamberg, und als er in den Jahren 1805 bis 1807 die Aufhebung der fränkischen Klöster miterlebte, war er einer von jenen, die von dem herrlichen Material, das entsetzlich verschleudert wurde, an Bildern und Büsten sammelte und vom Verderben rettete, so viel er konnte. Durch diese seine Tätigkeit bekam er zuerst Beziehungen zu Weimar, da sich Karl August und Goethe für die Erwerbungen der alten Kunstsachen interessierten, d'Alton schickte auch Abzüge seines Pferdewerkes nach dort. „Die Übersendung des ersten Teiles des Pferdewerks steigerte Goethes und des Herzogs Entzücken auf das höchste; der letztere brachte nun den längst gehegten Plan der Einrichtung eines eigenen Gestüts zur Ausführung." d'Alton siedelte im Jahre 1808 nach Tiefurt über.

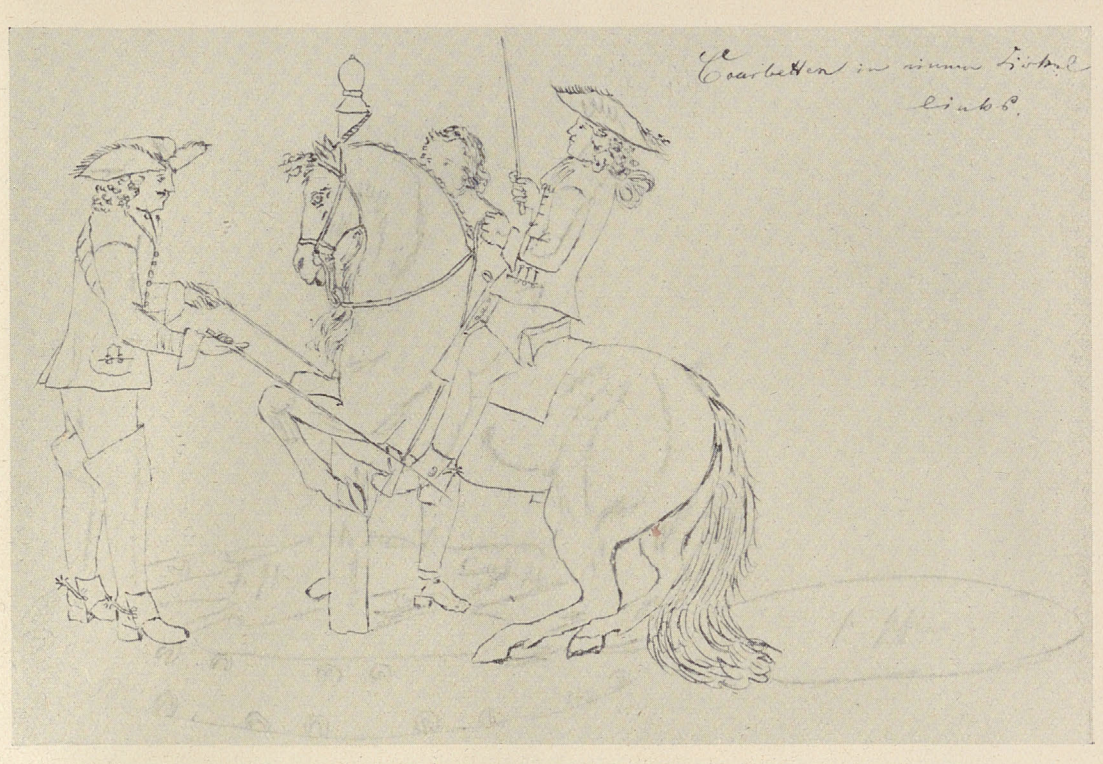
Aus jenen Jahren haben wir wertvolles Material über Pferdezucht in den Briefen d'Altons an Professor Oken: „Was mich besonders bewogen hat, das Pferd zum Gegenstand meiner Forschung zu machen, war außer der allgemeinen Vorliebe für dies Tier der wirkliche Mangel eines solchen Werkes. Was von den Pferden in allen Naturgeschichten vorkömmt, ist nur eine Anführung der Reihe, in welcher es in der allgemeinen Ordnung zu stehen kömmt." – „Der älteste und vorzüglichste, der über die Pferdezucht geschrieben hat, war Max Fugger, er schrieb

1578; es ist wirklich zu bewundern, wie hell dieser Mann in allen Stücken sah." – „Was die Franzosen, Italiener und Spanier darüber geschrieben haben, ist nur geeignet, zu beweisen, wie groß die Biegsamkeit der Natur bei diesen Tieren, und wie vielseitig für die Erhaltung derselben gesorgt ist, daß dieselbe nicht unter allen Hindernissen erliegt, die man ungeschickterweise als Begünstigung entgegensetzt."

Wir erfahren, welche ungeheuren Summen die Engländer auf den Ankauf arabischer Pferde ausgaben, daß sie 80000 Lire für einen Hengst aus dem Gestüt des Kaisers von Marokko verwendet hätten. „Was die Kupfertafel und besonders die Abbildungen der Pferde betrifft, so fällt es mir schwer, etwas anderes als meine Absicht dabei zu sagen; ich glaubte den Pferdeliebhabern damit eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen ... Alle Abbildungen sind nach der Natur ... In Preußen hat man große Summen auf die Anschaffung arabischer Hengste und englischer Stuten verwendet, die gewöhnlichen Grundsätze aber, nach dem man bei der Zucht verfahren ist, hat sie um alle ihre Erwartungen gebracht. Bei so bewandten Umständen glaube ich nichts Überflüssiges zu tun, wenn ich in einem Werke, das zwar nicht zunächst von der Pferdezucht handelt, aber aus welchem doch allein die zu ergreifenden Maßregeln herzuleiten sind, schriebe. Sie



Kurbetten in einem Zirkel rechts



Kurbetten in einem Zirkel links

können nun aus der Geschichte des Pferdehandels ersehen, welchen Weg ich mit meinen Nachforschungen zu nehmen hatte. Alle Nationen haben den arabischen Pferden den ersten Preis zuerkannt. Ich glaube bewiesen zu haben, daß die Pferdezucht dort sehr alt sei und dieses Land gleichsam für das Vaterland aller seiner Vorzüge angesehen werden könne. Meine Beobachtungen begleiten dieses Tier von seiner Zeugung durch alle Stufen des Lebens, um sowohl die allmähliche Entwicklung als auch deren Abhängigkeit von dem äußeren Zustand zu zeigen. Das Pferd unterscheidet sich nicht nur durch das Bewußtsein seines Zustandes und seiner größeren Freiheit von den Haustieren, sondern auch durch größere Biegsamkeit. Ich habe mich bemüht, ein Grundverhältnis, das allen Pferderassen zugrunde liegt, zu zeigen und so den Bau der Pferde auf feste Gesetze gegründet, woraus die Wirkungen mit ihren Ursachen um so deutlicher werden, und die Pferde nach einem jedesmaligen Gebrauch zu wählen."

Dieses Pferdewerk, das d'Alton in zwei Bänden vollendete, ist seinerzeit ein Erlebnis gewesen. Ob die beifolgenden Zeichnungen auch zur Veröffentlichung bestimmt waren, weiß ich nicht. Aber sie verdienen in jeder Hinsicht Beachtung.

Rundschau

Kaltes Klima. Die strenge Kälte, die im letzten Drittel des Dezember überall einsetzte, hat ihr Gegenstück auch in der Politik gehabt. Zwischen mehreren großen Staaten sind die Beziehungen, ohne hier die Gründe untersuchen zu wollen, so erheblich kühl geworden, daß sie im wesentlichen schon weit unter dem Nullpunkt liegen. Mit um so größerem Interesse wendet sich die Aufmerksamkeit der politischen Welt dem für die ersten Januartage angesagten Besuch von Chamberlain und Lord Halifax in Italien zu. Chamberlains Rede auf dem Jubiläumsdiner der auswärtigen Presse in London, die Äußerungen Hudsons und anderer führender englischer Politiker lassen ebenso wie der Vorstoß jüngerer Kabinettsmitglieder darauf schließen, daß auf Chamberlain ein Druck ausgeübt wird, die Außenpolitik des Empire unter etwas anderen Gesichtspunkten weiterzuführen, als er es in und nach München versuchte. Zu gleicher Zeit versteiften sich die Beziehungen zwischen Frankreich und Italien, während die deutsch-französischen Beziehungen durch die Unterzeichnung der gemeinsamen Erklärung in eine korrekte freundschaftliche Form gebracht worden sind. Der Außenminister des französischen Kabinetts, das innerpolitisch sich so kräftig erwiesen hatte, Bonnet, schlug als Antwort auf die Kundgebungen im italienischen Parlament eine Sprache an, wie man sie so energisch bisher von ihm nicht vernommen hatte. Er ließ keinen Zweifel daran, daß Frankreich den aktiven Anspruch auf Abtretung von Korsika, Savoyen oder irgendeines Teiles seiner Kolonialbesitzungen mit dem bewaffneten Konflikt beantworten würde. Auch hier kann der englische Besuch in Rom Entspannung schaffen, wenn auch die kundigen Thebaner die Möglichkeiten dafür nur gering einschätzen wollen. – Die feindselige Stimmung in USA. gegenüber den autoritären Staaten hat sich nicht geändert, sondern gegen Jahresschluß bedauerlich verschärft. Die Ergebnisse der Konferenz von Lima zu beurteilen, ist noch nicht möglich. Einen vollen Erfolg dürfte die Diplomatie der USA. jedoch nicht davongetragen haben. -- Im Memelgebiet hat das Abstimmungsergebnis das unerschütterliche Festhalten der memelländischen Bevölkerung an ihrem Volkstum überzeugend dargetan. – Durch Rumänien gingen schwere Erschütterungen, da die rumänische Regierung sich entschlossen hat, mit schärfsten Mitteln gegen die sogenannte „Eiserne Garde" vorzugehen. Die Wahlen in Jugoslawien brachten einen Erfolg des Kabinetts Stojadinowitsch, das ebenso wie das ungarische Kabinett eine Umbildung erfuhr. – Bemerkenswert ist das Schweigen, das sich über die japanischen Operationen im Fernen Osten ebenso wie über die Kämpfe in Spanien gelegt hat. Aber es ist unmöglich, eine Voraussage zu machen, ob an beiden Punkten die Kämpfe nicht bald wieder hell auflodern oder ob eine andere Lösung gesucht wird und gefunden werden kann. Das neue Jahr beginnt politisch mit keinem guten Aspekt. Die Völker hoffen, daß der weichenden Winterkälte auch eine Erwärmung der zwischenstaatlichen Beziehungen folgen möge.

Lob der Bibel. Unter dem Titel „Das Buch der Christenheit“ ist im Eckart-Verlage, Berlin, dieser Tage ein Sammelwerk erschienen, in dem „deutsche Dichter ihre Ehrfurcht und Dankbarkeit vor dem Buch der Christenheit, der Heiligen Schrift, bezeugen“. Es würde der tathaften Bedeutung eines solchen Unternehmens nicht gemäß sein, wenn man von ihm nur im literarischen Teile und unter literarischen Gesichtspunkten Notiz nehmen würde. Wir möchten es daher an dieser Stelle mit einigen Worten würdigen. Mitarbeiter des Buches sind Rudolf Alexander Schröder, Albrecht Schaeffer, Martin Beheim-Schwarzbach, Ricarda Huch, Jochen Klepper, Otto Brües, Joseph Wittig u. a., wobei wir diese kurze Namenauswahl jedoch nicht als Rangauswahl der Beiträge aufgefaßt wissen möchten. Das Buch stellt gewissermaßen eine Fortsetzung des im gleichen Verlage vor etwa zwei Jahren herausgebrachten und inzwischen in die 4. Auflage geschrittenen Gemeinschaftswerkes „Die Stunde des Christentums“ dar. Nur mit dem Unterschiede, daß dieses Mal weniger der christliche Glaube im ganzen zur Frage steht als das Buch der Christenheit, die Bibel, im besonderen. Außerdem enthält der reichgefugte Stimmenchor des neuen Werkes jedoch hier eine doppelte Frontbildung. Neben den mehr äußeren Krisen, denen die Bibel heute ausgesetzt ist und die darauf hinauslaufen, die Zusammengehörigkeit der Schriften des Alten und des Neuen Testamentes einer auf die Nähte drückenden Belastungsprobe auszusetzen, läuft zur Zeit eine weniger bekannte internere Krise speziell der deutschen Lutherbibel. Der Ausschuß der deutschen Bibelgesellschaften beschloß schon am 21. Juni des Jahres 1921, „eine zeitgemäße Erneuerung der alten Lutherbibel in die Wege zu leiten“, in welcher einerseits der Übertragung eine bessere textkritische Unterlage gegeben werden sollte, als sie Luther besaß, andererseits veraltete und schwer verständliche Teile der Lutherschen Übersetzung durch zeitgemäßes Deutsch ersetzt werden sollen. Man kann nun in dem obigen Werke nicht gerade einen Protest, ein blindes, böotisches Geschrei gegen eine solche inzwischen ihrer Verwirklichung nahe gekommene Korrektur der Lutherbibel, deren Ernst und Verantwortlichkeit gewiß auch von den theologischen Sachwaltern nicht verkannt wird, erblicken, aber doch eine gewichtige und dringende Mahnung zur Vorsicht aus jenem Kreise gebildeter Laienschaft, der andererseits zur künstlerisch-geistigen Seite der Frage sicherlich das intimste Kennerverhältnis besitzt. Es läßt sich zwar kaum bestreiten, daß es ein heute mehr denn je belastender Übelstand ist, wenn wir die Bibel nicht mehr durchgehend in einer einzigen autorisierten deutschen Gestalt lesen können, sondern kollationierend neben der Lutherübersetzung häufig eine moderne zu Rate ziehen müssen. Jede neuere Textgestaltung vermag aber andererseits zwangsläufig nur auf einen geradezu die Tiefe und Kraft des Glaubenslebens gefährdenden Verlust hinauszulaufen, da kein Gremium aus Theologen und Philologen jemals die Sprachgewalt und Sprachschönheit der Lutherübersetzung wird erreichen können. Luther ist nun einmal nicht nur der zeitgebundene Mittler, sondern der bleibende prophetische Gründer unseres deutschen Protestantismus gewesen, dessen Wort in der Bibelübersetzung fast ebenso unantastbar stehengelassen sein will, wie er es seinerseits vom unmittelbaren Wort Gottes forderte. Die Mahnung des unsichtbaren

Kongresses, den das obige Werk sozusagen darstellt, wird daher ihre Adresse hoffentlich nicht verfehlen. Darüber hinaus wünscht man aber vor allem seinem zentralen Sinn ein möglichst weitgehendes Echo. Das Buch der Christenheit wird hier nur mit den reinsten Händen angefaßt. Seine Kluft zu jeder andern „Literatur" wird von denen gelotet, die gleichsam an ihren Abgrundsrand durch eigene Leistung im Worte getreten sind und die Unterschiede ermessen können. Kurzum: ein Lob der Bibel, das sie sub specie aeternitatis zwar gewiß nicht nötig hat, das in der Enge der Zeitgeschichte aber seinen Platz nahe an jener Grenze findet, wo Worte zu Taten und Bekenntnissen werden.

Der sechzigjährige Carossa. Wenn man seiner gedenkt, steigt immer zuerst die Erinnerung an sein Gesicht auf, viel später erst die an seine Bücher. Man sieht den Menschen vor sich, die großen Züge des Mannes, dessen Augen warm und freundlich über der formsuchenden Welt des Gesichts leuchten. Es ist ein Antlitz, das ein Willen zum Gesicht trägt — Wesensbild eines Menschen, dem es in allem zuletzt um das Leben und seinen Aufstieg geht. Es ist mit dem Bild des Menschen Carossa wie mit seinen Büchern: nicht umsonst wirken sie zuweilen auch wie Glas, wie durchsichtige Bauten vor dem Hintergründigen, dem Dunkel der Mächte. Die liegen hinter allem, beherrschen die Gründe: darüber wächst, vom Willen und Wissen und der Selbstverpflichtung getragen, die Welt des Geklärten, Geformten — das eigentliche Reich des Menschlichen. Nicht umsonst handelt das ganze Werk Carossas von ihm selbst: es ist Rechenschaftsbericht eines Mannes über seine Versuche, mit der Aufgabe des Daseins fertig zu werden — und zugleich Versuch, auch diese Berichte bis an die letzten Grenzen des Möglichen zu steigern. Ein Arzt spricht, der um die Krankheit des Lebens weiß und den Weg der Heilung zeigt, den er selber gegangen ist. Man hat ihn oft neben Stifter gestellt, und sicher verbindet sie nicht nur die verwandte Landschaft: beide brauchen die klare Sicherheit und Gebundenheit ihrer selbstgeschaffnen Welten, um das wirre Dunkel der Gegebenheit ertragen zu können. Etwas von der Ruhe und Klarheit des sterbenden Niels Lyhne ist über der Gestalt Hans Carossas: die Welt beginnt für ihn erst Kunst zu werden, wenn sie überwunden ist. Die gläserne Welt des jungen Büchner ist bei Carossa wiedererstanden: ob er von der Kindheit und ihrer hellen Einsamkeit berichtet, ob er von Dr. Bürger oder vom Arzte Gion erzählt, immer steigt von ferne etwas von der Melancholie der enträtselten Welt auf, die auch über den jungen Jahren Georg Büchners lag. Die Trauer des Wissens ist mit männlicher Hand dem Willen zum Ja trotz allem untergeordnet: das Diesseits allein gibt ebensoviel Geheimnis und Tiefe wie die versunkene Welt jenseits der erhellten Grenzen. Dies Gefühl trägt die wenigen Bücher Hans Carossas: die Geschichte dieses Gefühls lebt in dem klaren, männlichen Gesicht des Dichters — dessen eigentliche Zeit vielleicht erst die jetzt beginnende des reifen Alters werden wird.

Der japanische „Zeitschriftenkönig" gestorben. In Tokio verstarb im Alter von noch nicht 60 Jahren Seiji Noma. Nachdem schon die Entsendung eines kaiserlichen Sondergesandten an sein Krankenbett eine seltene

Ehrung bedeutet hatte, zeigte die Anwesenheit des Unterrichtsministers, General Araki, sowie zahlreicher führender Männer Japans beim riesigen Beerdigungszuge die große Stellung an, die der Verstorbene im kulturellen Leben Japans eingenommen hat. Seine „Kodansha-Gesellschaft" gibt heute etwa zwölf verschiedene Zeitschriften heraus. Sie besitzt seit dem großen Erdbeben des Jahres 1923 ein riesiges neues Verlagsgebäude, in dem Redaktion, Verlag, Druck und Versand vereinigt sind. Mancher europäische Zeitschriftenverleger wird vor Neid erblassen, wenn er in der – übrigens auch ins Deutsche übersetzten – Selbstbiographie Seiji Nomas liest: „Während zwei oder drei unserer Zeitschriften einen Absatz von mehr als einer halben Million haben, beläuft sich die Auflage fast keiner von ihnen auf weniger als hunderttausend." Der so stolz von diesem märchenhaften Aufschwung berichten konnte, begann dereinst als ein bescheidener kleiner Dorfschullehrer, meldete sich kühn auf einen Lehrer-Pionierposten auf den Inseln des Luchu-Archipels zwischen Kiushu und Formosa, kehrte als Verwaltungsassistent an die Kaiserliche Universität nach Tokio zurück, wo er eine kleine Mitteilungszeitschrift für Hörer zu redigieren hatte, und fand nur mit aller Mühe einen Drucker, als er gegen Bezahlung seine erste eigene Zeitschrift „Y u b e n" (Beredsamkeit) herausgeben wollte. Freilich war gleich dieser erste Versuch ein bislang in Japan unvorstellbarer Erfolg, der auch Seiji Nomas späteren großen Zeitschriften „K i n g" und „F u j i" treu blieb. Heute gibt die Kodansha mit die besten Frauen-, Kinder- und Unterhaltungszeitschriften heraus. Vor wenigen Jahren wurde Noma auch Vorsitzender des Verwaltungsrats der großen Tokioer Zeitung „H o c h i", deren Auflage er im ersten Jahre seines Besitzes mehr als verdoppelte. Aber dieser Mann hat in den ersten Jahren sich nur mühsam von einer zur anderen Nummer geldlich durchhelfen können, stand mehr als einmal vor dem Bankerott und hat nur durch eine seltene Zähigkeit und Gläubigkeit sein Werk durchgehalten. Er darf von sich mit Recht sagen, daß er in dem mächtigen materiellen Aufschwung der Meji-Ära den geistigen Aufschwung Japans mitgeleitet habe, daß es in der ganzen Welt kein besseres, umfangreicheres und durchgearbeiteteres Zeitschriftenwesen gebe als gerade in Japan. Ja, die Kodan-Kurzgeschichten haben sich eine Sonderstellung überhaupt in der Weltliteratur gesichert. Wenn heute in Japan der „Massenstil" gepflegt wird, eine Schreibart, die nicht nur einer kleinen Schicht der „gebildeten Minderheit", sondern dem ganzen Volke verständlich ist, so ist das Nomas Verdienst. Er hat das Lesen buchstäblich demokratisiert, so erzählt Noma selber. Er hat seinen Erfolg dann durch ganze Buchserien ausgeweitet. Er hat in seinen Betrieben eine ganz neue Art der Lehrlingsausbildung im Geistigen wie im Sportlichen eingeführt, die bahnbrechend wirkte. Seiji Noma ist ein Pionier der japanischen Entwicklung zur heutigen Größe, der vielleicht mehr geleistet hat als viele Politiker und Wirtschaftsmänner.

Kolbenheyer 60 Jahre. Fast genau mit Jahresende, am 30. Dezember 1938, ist nun auch Erwin Guido Kolbenheyer ins 60. Lebensjahr eingetreten und hat damit die Schwelle erreicht, von der ab die Öffentlichkeit an den ab-

rundenden Geburtstagen bedeutender Menschen durchgehend teilzunehmen pflegt. Gerade das laufende Jahr hat aber gezeigt, daß eine solche Teilnahme bei Kolbenheyer nunmehr durchaus nicht vernehmlich der Existenz und Person zu gelten braucht, sondern noch die lebendigere, am Zu- oder auch am Widerspruch erregte Teilnahme an der wachsenden Leistung in sich schließen kann. Das Datum seines 60. Geburtstages gewissermaßen ein wenig mit Sachlichkeit beschattend, hat Kolbenheyer erst kurz vorher das Interesse der Öffentlichkeit durch einen jüngsten, zu seinem Hauptbuche des diesjährigen Weihnachtsfestes gewordenen Roman „Das gottgelobte Herz" wieder einmal kräftig aufgefrischt. Auch hiernach wird es indessen wohl immer noch verfrüht bleiben, vom dichterischen und denkerischen Lebenswerk dieses Mannes selbst in nur tastender Abrundung heute schon zu sprechen, obwohl das bloße Verzeichnis seiner Werke bereits mehrere Seiten einnimmt und die Person des Dichters durch die wesentlichen Ehrenbezeigungen, die das deutsche Volk in solchem Falle zu vergeben hat, insbesondere also durch den Frankfurter Goethe-Preis, gewürdigt wurde. — Kolbenheyer ist aus Budapest gebürtig und kann wohl im weiteren Sinne als ein freilich lange zum Reich gestoßener (und jetzt in Tübingen lebender) Sudetendeutscher bezeichnet werden. Über seine Kunst wie auch über seine allgemeinere Geistesrichtung ist damit aber noch nicht viel ausgesagt und auch nicht, wenn man dieser heute modern gewordenen landsmännischen Etikettierung einige weitere Charakterisierungen durch literaturkundliche Begriffsschemata hinzufügt. Es liegt gewiß etwas urwüchsig Deutsches, das wiederum besser von außen her mit dem Fremdwort teutonisch getroffen wird, im leiblichen wie im geistigen Gesicht dieses Dichters; etwas stark Männliches sowohl wie etwas dämonisch Quälerisches, eine dichte Fleischlichkeit verbunden mit glühendem Mystizismus. Denen, die nur mit gut entwickelter Epidermis ausgestattet sind — man denke an seinen dramatischen Austritt aus der weimardeutschen Dichterakademie — mag daher seine Kraft und Intransigenz barbarisch vorkommen, barbarisch jedoch in jenem ehrenden Sinne, in dem auch die Gotik einmal so bezeichnet wurde. Umfang und Artung seines Lebenswerkes rufen in der Tat Vergleiche mit den Leistungskräften einer früheren und kruderen Epoche unserer Volksgeschichte herauf, an deren Belebung und Neuwertung wiederum Kolbenheyer als Verfasser der bedeutendsten historischen Romane unserer Zeit ein Hauptverdienst besitzt. Nicht umsonst zieht es ihn ja bereits stofflich bis zu seinem letzten Werke immer nur tiefer in die Welt des Mittelalters hinein, jedoch im Gegensatz zu den Romantikern mit einem durchaus protestantischen und insofern wiederum stärker modernen Interesse, indem er auch im eigenen Innern weniger die Totalität einer objektiven Weltordnung und Weltanschauung am Vorbilde des Mittelalters als die Richtung auf den ewig lebendigen Kern gesteigerter Subjektivität sucht. Die schillernden Existenzen der Paracelsus, Böhme, Giordano Bruno, Eckehart sind deshalb bei ihm nicht nur die Themata eines hauptsächlich historischen Gestaltungstriebes, sondern auch die Faszinationszentren seiner eigensten Bildung. Man hat sich gelegentlich und mit Recht gewundert, daß ein Dichter mit so entschieden geistigem Profil als Denker (insbesondere in seinem theoretischen Buche „Die Bauhütte") gewissermaßen mehr im Fleische

steckengeblieben ist und mit seinen Philosophemen eher in den Umkreis moderner Geistwidersacher hineingehört. Der Widerspruch besteht jedoch nur an der Peripherie, da eine mystische Geistesrichtung, gehe sie nun wie bei Kolbenheyer den weiten mittelbaren Weg über das Nachleben geistesgeschichtlicher Existenzen oder wie in ihren unmittelbaren Vertretern den königlichen Weg nur durch die Tiefe des eigenen Herzens, immer eine sinnennähere Gestalt des Gedankens als die der reinen Philosophie suchen wird. Es bleibt aber auch bei dieser Seite des Kolbenheyerschen Lebenswerkes, das sich außerdem ja noch über den dramatischen und lyrischen Bereich erstreckt, immer wieder die nur von der Ganzheit der Leistungen her zu würdigende Intensität eines „in abertausend Stunden Schaffensqual" ergreifend ringenden Menschenlebens, dessen über die Zeit hinwegragende Größe und Geltung heute unbestritten sind.

Luther und die Juden. In scharfem Gegensatz zu seiner 1523 veröffentlichten Schrift „Daß Christus ein geborener Jude sei", in der Luther aus der Hoffnung auf eine große Judenbekehrung sie sehr freundlich ansprach, zeigte er in seiner Altersschrift vom Jahre 1543 „Von den Juden und ihren Lügen" ihnen gegenüber die gleiche harte Erbarmungslosigkeit wie gegen die aufständischen Bauern. Der thüringische Landesbischof Martin Sasse hat nun im Sturmhut-Verlag in Freiburg eine Broschüre erscheinen lassen: „Martin Luther über die Juden: Weg mit ihnen!", in der aus dieser Schrift und aus Luthers kleineren Schriften Abschnitte abgedruckt sind. Zum Eingang schreibt der Landesbischof: „Am 10. November 1938, an Luthers Geburtstag, brennen in Deutschland die Synagogen. Vom deutschen Volke wird zur Sühne für die Ermordung des Gesandtschaftsrates vom Rath durch Judenhand die Macht der Juden auf wirtschaftlichem Gebiet im neuen Deutschland endgültig gebrochen und damit der gottgesegnete Kampf des Führers zur völligen Befreiung unseres Volkes gekrönt. Der Weltkatholizismus und der Oxford-Weltprotestantismus erheben zusammen mit den westlichen Demokratien ihre Stimmen als Judenschutzherren gegen die Judengegnerschaft des Dritten Reiches. In dieser Stunde muß die Stimme des Mannes gehört werden, der als der Deutschen Prophet im 16. Jahrhundert aus Unkenntnis einst als Freund der Juden begann, der, getrieben von seinem Gewissen, getrieben von den Erfahrungen und der Wirklichkeit, der größte Antisemit seiner Zeit geworden ist, der Warner seines Volkes wider die Juden.... Seine Stimme ist auch heute noch gewaltiger als das armselige Wort gottferner und volksfremder internationaler Judengenossen und Schriftgelehrter, die nichts mehr wissen von Luthers Werk und Willen."

WILLY KRAMP

Die Fischer von Lissau

Roman

(3. Fortsetzung)

5.

Von dem Tage an, da Geys schönes großes Boot in der Bucht eingelaufen war, hatte sich der Leute von Lissau eine sonderbare Unruhe bemächtigt. Sie hatten damals nicht geglaubt, daß Gey mit seinem Besuch bei dem Baron auch nur das Geringste erreichen werde, deshalb waren sie um so erstaunter, als sie ihn nachher sein Haus bauen sahen, ein Haus, wie hier unten niemals eines gestanden hatte, mit Kartoffelkeller, großer Stube, Küche und zwei Kammern, vor allem aber mit einem richtigen Schornstein, desgleichen sie sonst nur im Aressauer Schloß gesehen hatten oder allenfalls noch in der Försterei Elchkrug. Aber nicht genug damit, daß der Baron selbst das Land zugeteilt und seinen Maurer zur Hilfe geschickt hatte, nein, selbst die Frau Baronin, die bis dahin noch überhaupt keiner von den Lissauern je zu Gesicht bekommen hatte, war plötzlich in ihrem Rollstuhl unten an der Bucht erschienen, um das Haus wachsen zu sehen; freundlich hatte sie hierauf auch in die anderen Fischerkaten geblickt und mit Tränen in den gar zu tief umschatteten Augen etwas von besseren Zeiten gesagt, die nun bald für alle anbrechen würden. Dieses Wort der kranken Baronin – ach, was nützte ihr all ihr Reichtum und Stand, da sie nicht einmal gehen konnte! – hatte die Leute von Lissau tief bewegt und aufgewühlt. Warum denn auf einmal sollte hier alles anders, besser werden? Sie hatten noch immer kein Land. Sie hatten noch immer keine richtigen Keitelkähne, sondern nach wie vor nur ihre armseligen, halbverfaulten Ruderboote, mit denen sie wenig genug fingen. Wenn sie aber wirklich einmal ein paar Fische an den Angeln oder im Garn hatten, so fehlte es an Pferden, um den Fang genügend weit über Land zu fahren und zu guten Preisen zu verkaufen.

Immerhin, das Wort von den besseren Zeiten war einmal gesprochen, und es kam ja nicht von irgendwem, sondern von der jungen Herrin selbst. Außerdem aber hatte die Baronin noch auf Geys Haus gedeutet und dazu etwas Unverständliches von Zeichen und Beispiel gesagt, so fragten sich nun die Lissauer nur um so erstaunter, was sich wohl in jener Nacht, da Gey so lange auf dem Schloß geblieben war, zwischen ihm und den Herrschaften zugetragen haben mochte. Sie fragten Kalinig, den Maurer; der ließ seinen Adamsapfel ein paarmal auf und nieder hüpfen, streckte erst die rechte, dann die linke Hand feierlich zum Himmel empor und begann hierauf mit lauter Stimme: „Wo der Herr nicht das Haus baut, da arbeiten umsonst, die daran bauen." – Aber wenn nun dieser Spruch des Maurers auch nicht aus der Tiefe seiner Weisheit und göttlichen Erkenntnis, sondern nur aus seinem umnebelten Schnapsgehirn aufgestiegen war, so wurden die Lissauer dadurch doch wiederum in ihrer Vermutung bestärkt, daß dieser Gey

nicht von ungefähr gerade zu ihnen nach Lissau herübergeschwemmt worden sei, sondern daß alles, was er hier begonnen habe, auf geheimnisvolle Weise von höheren Mächten welcher Art auch immer begünstigt und vorangetrieben werde, er selbst aber ein Mann sei, den man, wenn nicht ehrfurchtsvoll bestaunen, so doch ein wenig fürchten müsse. Hatte er doch selbst dem tollen Szameit so viel Achtung einzuflößen verstanden, daß jener – ob er auch immer noch sich seines siegreich bestandenen Kampfes im Hause Perbandts rühmte – stets rasch sein prahlerisches Gehabe ablegte, sobald Gey in die Nähe kam. Sogar das Aufgebot für Mine Zoch und sich hatte er bestellt, warum auf einmal wollte er jetzt das Mädchen ehrlich machen?

Ja wahrlich, ein neues besseres Leben hatte in Lissau begonnen, mochte es gleich allen noch genau so schlecht gehen wie früher. Sie hatten „ein Zeichen und Beispiel", wie die Baronin unter Tränen gesagt hatte; sie hatten ein Unterpfand des kommenden Glücks in diesem neuen Hause, das da unter ihnen aufwuchs, jeden Tag ein Stück höher, und fast war es jetzt schon ihrer aller Haus, so wie ja auch die neue große Sieke unten in der Bucht auf einmal zu den Lissauer Booten gehörte und sie alle stolz und neidisch machte. Und wenn Bernhard Gey selbst auch Abend für Abend mit so finsterem Gesicht und zornig glühenden oder auch hilflosen, ja angstvollen Augen in den kahlen Mauern seines Hauses herumstand, als müsse er es bewachen und jeden streng fortweisen, der sich dieses noch unvollendeten Werkes neugierig erfreute, so stand das Haus selbst doch allezeit stattlich und weithin sichtbar vor ihren Augen, genau dort, wo sich der Weg in sanftem Bogen zum Schloß von Aressau hinanzuheben begann, und jetzt ragte auch schon das Dachgebälk, die friedliche Neigung des Daches vorzeichnend, rein und weiß über den roten Mauern auf. Prodiens und Lohses Töchter hatten einen starken Kranz aus Laub, Blumen und leuchtenden Bändern gewunden, der hing nun oben am Giebel zum Zeichen der Freude, währenddem nicht weit vom Hause entfernt schon der Grund zu Stall und Scheune gelegt war.

Viele hatten, als sie den Kranz über den Dachbalken schweben sahen, darauf gehofft, es werde nun ein Richtfest mit Tanzen und Trinken gefeiert werden; denn wie lange, ach wie lange schon hatten sie hier kein Fest mehr erlebt an der Bucht! Aber Gey sagte nichts davon, er begann schon sein Dach mit Schilf zu decken, und sein Gesicht blieb finster wie bisher. Als das Dach halb gedeckt war, machte er sich ein einfaches Lager in der einen Kammer seines Hauses und schlief so unter seinem eigenen halbfertigen Dach; die Nächte waren jetzt so warm und schwül, man konnte getrost selbst im Freien schlafen. Dem Maurer ging es nicht in den Sinn, daß er kein Richtfest mit Tanzen und Trinken haben sollte. Er beschwerte sich beim Baron, der schickte tags darauf ein Fäßchen Bier nach der Bucht herab und ließ durch Kalinig die Leute einladen. Dies war nun wohl gegen Geys Willen und Gesinnung, aber was nutzte es ihm, er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen. So half er dem Maurer zwar nicht dabei, Tische und Bänke in der großen Stube aufzustellen, aber er wehrte ihm auch nicht; und als die Lissauer sich an diesem Sonntagnachmittag dreister seinem Hause näherten,

da wies er sie nicht fort wie sonst, sondern lud sie sogar mit kargen Worten ein, seine Gäste zu sein.

Nicht alle kamen, und es kamen anfangs auch nur die Männer. Die Frauen zeigten sich erst später und blieben wie angewachsen vor dem Hause stehen, um der Harmonika zu lauschen, der Kalinig mehr schlecht als recht allerlei zornig-dunkle, klagende Weisen entriß. Erst als es dämmerte und die Männer drinnen schon lauter zu reden begannen, als auch wohl dieser oder jener schon mit dem Glas in der Hand an eines der leeren Fenster trat, seine Frau rief und ihr zu trinken gab, erst von da ab regten sich auch die Weiber draußen ein wenig, erwachten aus ihrer Erstarrung, sprachen miteinander, lachten, und von Zeit zu Zeit packte es eine, daß sie wie unbewußt die Schar der andern verließ und mit übermütigen Schritten, den Rock geschürzt, auf die Tür zutanzte. Die meisten, denen es so geschah, blieben danach vor der Schwelle stehen, wandten sich kreischend um und kehrten, die Hände vors Gesicht geschlagen, langsam wieder zu den andern zurück. Andere aber machten auch vor der Schwelle nicht halt, sondern tanzten mit noch übermütigeren Schritten ins Haus hinein und wurden drinnen lachend empfangen. Gey aber war auch jetzt nicht fröhlich. Er saß in der Mitte der einen Tischbreite in sparsamer Unterhaltung mit Prodien und Freudenreich, die jedes seiner Worte so ernst und gehorsam aufnahmen, daß sie dem ganzen übrigen Lärm wie entrückt schienen. Oswald Perbandt saß mit Anna Gey am Ende des zweiten Tisches; er blickte wachsam umher, immer wieder wanderte sein Blick von der Tür zu Gey und von Gey zur Tür hin. Je tiefer mit dem Abend das Dunkel im Raume sank, um so schärfer hob sich der Ernst dieser beiden Männer gegen die zunehmende Wildheit und Unflätigkeit der meisten anderen Lissauer ab. Etwas Unheilvolles, Unheimliches lag in der Luft, wenn auch vielleicht niemand außer Gey und Perbandt es vorerst spürte.

Als der Lärm der Stimmen aufs Höchste gestiegen war, erschienen an der Stätte des „Festes" plötzlich auch der Baron und die Baronin, letztere wiederum von Lina Matheit in ihrem Rollstuhl geschoben. Die Herrschaft hatte ja das Bier geschenkt, und wenn es auch nicht ganz ausreichte, um die Lissauer sich so betrinken zu lassen, wie sie es liebten, so hatte der Baron doch immerhin etwas getan, woran die früheren Herren auf Arissau niemals auch nur im Traume gedacht hatten; ganz abgesehen davon, daß er von seinem eigenen Grund und Boden aus reiner Gefälligkeit etwas abgegeben hatte, statt wie seine Vorgänger den Fischern nur den ihrigen noch abzugaunern. Was jedoch auch immer den Baron zu diesem Besuch bei den Lissauer Fischern veranlaßt haben mochte, ob er vielleicht seiner Frau beweisen wollte, daß er es sehr wohl „mit den Leuten verstünde", ob er gewissen anderen Leuten Eindruck machen wollte und also nur seine eigene Ehre suchte oder ob er es wirklich gut mit den Fischern meinte, der spätere Verlauf dieses Besuches gab ihm in jedem Falle Anlaß genug, seinen Entschluß kläglich zu bereuen und zu verwünschen.

Denn anfangs zwar, als er mit der Baronin eintrat, hatten sich sogleich alle Männer und Frauen an den Tischen ehrerbietig erhoben, und Gey war dem Herrn sogar entgegengegangen und hatte ihm für seine Freundlichkeit und für die Ehre

dieses Besuches gedankt; dann aber, kaum daß er eine kurze Weile neben der Baronin am Tisch gesessen hatte, erhob sich der Lärm der Stimmen alsbald wieder wie zuvor. Einzelne machten laute Bemerkungen darüber, daß das Bier im Begriff sei, auszugehen; andere wieder riefen Lina Matheit, die hinter der Baronin stand, um sie im Rücken zu stützen, mit sich überschlagender Stimme zu, sie solle zu ihnen kommen und trinken, ein Restchen Bier sei noch im Glase, und es sei auch ohnedies schön für eine junge Marjell, so warm zwischen lauter Männern zu sitzen. Lina zwar schien dies weder zu hören noch auf sich zu beziehen, sie hielt sich steif und vornehm hinter der Baronin, als sei sie ihre Schwester und nicht ihre Magd; da aber fingen die, die sie kannten, auf ihren Vater, den verstorbenen Fischmeister, zu sticheln an ...

Die Baronin war bei alledem sehr blaß geworden, noch blasser als gewöhnlich, sei es nun vor Aufregung oder infolge des fast unerträglichen Lärms und Dunstes um sie her. Sie versuchte freundlich mit den ihr zunächst Sitzenden zu sprechen, bekam jedoch nur törichte oder übertriebene Antworten zu hören, da verstummte sie gequält. Nicht besser erging es dem Baron selbst, der zu Anfang die neben ihm sitzenden Männer durch zahlreiche Fragen aus ihrer Blödigkeit aufwecken mußte, sich aber bald vor der gegen ihn anbrandenden Flut von lange zurückgestauter Bitternis, von Gemeinheit und trüber Qual nicht mehr zu retten wußte. Denn nun die Männer einmal einen von denen in den Fingern hatten, denen sie mit einem Schein von Recht die Schuld an all ihrem Unglück geben konnten, erbrachen sie gleich alles, was in ihren Seelen schon von den Vätern her grimmte. Und als sie erbrochen hatten, wurden sie leicht und lustig und wollten dem Herrn auf ihre Weise guttun, also daß sie begannen, ihre Lieder zu singen und Geschichten zu erzählen von unglücklichen Fahrten auf dem Haff, von Frauen, die geschickt ihre Männer betrogen, und von Zauberern, die um Mitternacht ihre Feinde mit Sprüchen vom Leben zum Tode brachten. Also gib fein acht, Gey, gib acht, laß dir keinen argen Fluch ins neue Haus schicken! Denn Böse und Zauberer gibt es genug überall im Samland!

Dann entstand auf einmal eine lähmende, furchtsame Stille, in die hinein der Baron ein paar töricht klingende Worte schnarrte, des Inhalts etwa, daß er gekommen sei, um den Fischern zu sagen, daß er ihr Freund und Helfer sei und das früher an ihnen begangene Unrecht nach Kräften wieder gutmachen wolle, wennschon er nicht ihr Herr im eigentlichen Sinne, sondern nur der Nachbar und Baron von Aressau sei. Fast niemand hörte diese Worte oder begriff ihren Sinn, alle standen plötzlich im Banne eines näherkommenden dunklen Geschehens. Einer fragte halblaut: „Was ist? Was sagt er?" obwohl er nur drei Plätze von dem Baron entfernt saß.

Ausgerechnet jetzt hielt der Maurer es für an der Zeit, das „Fest", das ja allein auf sein Betreiben zustande gekommen war, durch den Vortrag eines Gedichtes zu krönen, das er auf seiner langen Wanderschaft gelernt hatte. Er erhob sich also von seinem Platz am Tisch, schwankte ein paarmal hin und her wie ein aufgeweichter Kornhalm im Winde und erklärte mit betrunken lallender Stimme, er werde nun, um dem langweiligen „Fest" endlich den gebührenden Schwung zu geben, ein

Gedicht vortragen, über das ein jeder der Gäste kräftig lachen müsse, weil es nämlich sehr lustig sei.

Nun hatte zwar ein großer Teil der Männer und Frauen an den Tischen sofort zu lachen begonnen, als der betrunkene Maurer seine Storchengestalt unter Schwanken und Schütteln hochreckte und mit vielen wilden Schwurgebärden und unter lustigem Hüpfen seines Adamsapfels seine verworrene Rede daherlallte. Als er jedoch wirklich das angekündigte „Gedicht" aufzusagen begann, das die Verführung eines Mädchens zum Gegenstand hatte und auf zweideutige, gemeine Weise mit den Reimen spielte, da hörte das Lachen auf, und alle wurden merkwürdig still. Die Baronin war gleich bei Beginn zusammengezuckt und senkte errötend den Kopf; der Baron sah den Maurer wütend an und machte ihm ein Zeichen, daß er aufhören solle, doch Kalinig achtete nicht darauf. Plötzlich aber erhob sich Gey, zornrot im Gesicht, den Kopf leicht gesenkt, als wage er den Blick vor Scham nicht zu erheben, und mit anfangs heiserer, gedeckter Stimme, zuletzt, als der Maurer nicht auf ihn hörte, laut brüllend, befahl er dem Manne, sich sofort wieder hinzusetzen und zu schweigen. Als der Maurer immer noch nicht hörte, sondern vergnügt weiterlallte, trat Gey aus der Bank heraus, ging um seinen Tisch herum und dem Ausgange zu, in dessen Nähe Kalinig seinen Platz am Tisch hatte.

In diesem Augenblick jedoch traten zwei Gäste ein, mit deren Erscheinen niemand gerechnet hatte, und deren Hereintreten darum sofort jegliche Bewegung im Raume, selbst die des zornentbrannten Gey, erstarren ließ — Szameit und Mine Zoch. Das Mädchen schien dem Manne nur widerwillig zu folgen, es hatte das Gesicht abgewandt und ließ sich an der Hand ziehen; Szameit selbst aber trat breit und vergnügt über die Schwelle, als sei er der wichtigste der Gäste, der, auf den alle nur noch gewartet hätten, um mit Freude und Frohsinn wahrhaft zu beginnen. Er tat, als sähe er den Baron und die Baronin nicht, schlug dem verblüfft glotzenden Maurer auf die Schulter, daß er schlingernd untertauchte, und rief dann laut über die sich unwillkürlich duckenden Köpfe der ihm zunächst Sitzenden hinweg: „Ei, wer kommt jetzt — das ist Herr und Frau Szameit, seht mal an! Sie kommen spät, aber sie sind da. Jawohl, liebe Nachbarn, keiner hat sie gebeten, aber sie sind doch gekommen, denn wo es zu trinken gibt, da sind immer noch alle geladen — das ganze Dorf!" brüllte er herausfordernd und sah Gey an, der mit eigentümlich verzerrtem, zuckendem Gesicht nahe vor ihm stand. Alles hielt den Atem an. Der Baron griff sich aufgeregt an den Kragen, räusperte sich lehmig, faßte mit dem rechten Arm seine zitternde Frau um die Schultern, warf Gey einen wilden, herrischen Blick zu; aber ebensowenig wie zuvor bei der Rede des Maurers fand der schwache, hochmütige Mann auch jetzt die Kraft, selbst redend oder handelnd in das Geschehen einzugreifen, über dem jetzt allerdings viel spürbarer denn vorher der Hauch des Unheimlichen und Unheilvollen lag. Die Fischer in Geys Ecke begannen aufgeregt zu murmeln; sie alle wußten ja, mit welch verächtlichen und haßerfüllten Reden Szameit sich über seine beiden Feinde im Dorf ausgelassen hatte. Einer rief ihm zu: „Was hast denn du hier verloren, so ein großkotziger Hund! Mach, daß du wieder hinauskommst mitsamt deiner Zoch!"

Aber so leicht ließ Szameit sich nicht abweisen, im Gegenteil, dies war gerade

die Weise, die er erwartet hatte und in der er selbst ein Meister war. So tat er, als kenne er den Namen Zoch in seiner schimpflichen Bedeutung gar nicht, sondern antwortete nur unschuldsvoll, jawohl, Zoch heiße die seinige bis zum heutigen Tage, bald aber werde sie Szameit heißen, ob dies nun allen auf diesem Feste Versammelten angenehm zu hören sei oder nicht. Hier wollten sich wieder neue Stimmen erheben, um in Gegenwart des Barons und der versammelten Dorfleute mit Szameit anderer Dinge wegen abzurechnen. Doch gleich darauf verstummte auch all dies, weil auf einmal etwas gänzlich Unerwartetes geschah.

Gey nämlich hatte während der beschriebenen Vorgänge immer noch ganz still vor Szameit gestanden und vor sich hingestarrt, als denke er angestrengt nach. Da hatte sich auf einmal Oswald Perbandt an seinem Tisch drüben erhoben und hatte den Freund eindringlich angesehen, als müsse er ihn an etwas Vergessenes erinnern. Gey nahm den Blick auf, und plötzlich trat er zu Szameit und Mine Zoch heran, sagte mit ruhiger Stimme: „Es ist wahr, das ganze Dorf ist gebeten, kommt, setzt euch!" und führte die zwei, die das gänzlich Unvermutete mit betroffenen Gesichtern willenlos an sich geschehen ließen, zu seinem eigenen Platz hin. Er selbst blieb stehen, nachdenklich immer noch, als warte er auf etwas; dann ging er zu Perbandt, flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf dieser nickte und den Kopf nicht wieder aufhob.

Dies alles war, wie gesagt, so unerwartet gekommen, daß die Männer und Frauen im Raume, die Herrschaften vom Gut nicht ausgenommen, eine ganze Zeit seltsam still blieben, doch nicht mehr starr und bedrückt wie zuvor, sondern eher erstaunt und in aufatmendem Hören auf das, was nun kommen würde. Szameit selbst hatte jetzt seine Fassung gänzlich verloren. Zunächst glaubte er, daß Gey ihn nur narren wolle und daß er die ihm widerfahrene Freundlichkeit als eitel Spott und Verhöhnung verstehen müsse. Aber als er schon aufbrausen wollte, um auf diese Weise — und sei es durch eine Schlägerei — sich als der zu zeigen, mit dem man keinen Spott treiben durfte, da geschah das noch Unfaßlichere: Oswald Perbandt stand auf, füllte zwei Gläser mit dem Rest des Bieres und stellte sie wortlos vor Mine Zoch und Szameit hin. Das Mädchen begann zu weinen, Szameit aber warf Perbandt einen scheuen, fast furchtsamen Blick zu, schüttelte den Kopf, lachte trocken auf und wußte nichts Besseres, als sein Glas zu ergreifen und es in einem Zuge auszutrinken. Aber hiernach wußte er immer noch nichts Rechtes mit sich anzufangen. Er schüttelte wieder den Kopf, fluchte leise vor sich hin, rief einen in diesem Augenblick höchst töricht klingenden Gruß nach dem Baron hinüber, ja er nahm sogar die Mütze ab und legte sie vor sich auf den Tisch, wie alle anderen auch getan hatten, aber seine Unsicherheit wuchs bei alledem, so daß er zuletzt wild nach Mines Glas griff und es — immer unter den erstaunten, eindringenden Blicken aller Männer und Frauen im Raum — ebenfalls leerte.

Diese lastenden und brennenden Blicke der Nachbarn hätte Szameit wohl nicht viel länger mehr auszuhalten vermocht, und es war nicht abzusehen, was er getan hätte, um sich ihrer zu entledigen. Indessen stand jetzt der Baron mit einem übertriebenen Ruck von der Bank auf und bedeutete seiner Frau durch Gebärden, daß er sofort zu gehen wünsche. Er hatte einen zornig hilflosen Ausdruck im Gesicht und

gab, als seine Frau ihn bittend ansah, als wolle sie eben jetzt noch ein wenig bleiben, Lina einfach ein Zeichen, daß sie ihm helfen solle, die Baronin in den Rollstuhl zu heben. Die Baronin lächelte Gey und Perbandt zu, sie hob sogar ein wenig die Hand hoch, um den Männern und Frauen im Raume ein Lebewohl zuzuwinken, aber es war alles nichts Deutliches. Weder sie noch der Baron noch Lina, die bis zuletzt mit offenem Munde gestarrt hatte, sagten beim Hinausgehen ein Wort...

Danach aber, als die Gutsherrschaft so sang- und klanglos abgezogen war, wollte keine rechte Fröhlichkeit mehr aufkommen, geschweige denn, daß auch nur einer ans Tanzen dachte. Die meisten beschuldigten den Maurer, er habe alles verdorben mit seinem unflätigen Gedicht, andere schimpften auf Szameit, indem sie ihm sein freches und unehrerbietiges Verhalten der Herrschaft gegenüber vorwarfen; allein all dies geschah ohne rechten Sinn und Verstand und war mehr einem traurigen Knurren denn klarer vernünftiger Rede ähnlich. Szameit selbst war immer noch wie vors Maul geschlagen, er tätschelte Mine Zoch auf den Rücken und gab ihr ein paar plumpe Zärtlichkeiten zu schmecken; bei den Vorwürfen der anderen lachte er spöttisch auf, aber er war doch merkwürdig aus seinem Geleise geworfen, und es dauerte gar nicht lange, so stand er auf, schob die beiden Trinkgläser von sich fort und verließ, Mine Zoch wieder hinter sich herziehend, mit rotem wütendem Gesicht den Raum.

Hierauf bröckelte auch die übrige Gesellschaft rasch auseinander. Aber viele von denen, die nun gingen, gaben Gey und Perbandt die Hand und sagten etwas von Dank und Nachbarschaft. Manche senkten dabei den Blick, als schämten sie sich oder wunderten sich über etwas, das ihnen wider alle Erwartung widerfahren war. Zuletzt gingen auch Oswald Perbandt und Anna Gey fort, um die Angeln, die sie mittags besteckt hatten, aufs Wasser zu bringen. Aber Bernhard gab ihnen kein gutes Wort mit, er hatte bereits begonnen, die lose auf Pfähle genagelten Bretter, die als Tische und Bänke dienten, mit seiner Zimmermannsaxt aus den Nägeln herauszuschlagen. Was sich nicht fügen wollte, zertrümmerte er ungeduldig, und so hatte er binnen kurzem alles, was an das soeben beendete „Fest" erinnerte, aus dem Zimmer herausgeschafft. Er ging in die Kammer zu seinem Lager und ruhte ein wenig. Nach einer Zeit aber kehrte er wieder in den großen Raum zurück und sah sich drohend darin um, als wolle er auch das letzte noch verjagen, was von den vergangenen Stunden etwa zurückgeblieben wäre. Später trat er vor die Türe und starrte ernst nach der Bucht hinab, schüttelte den Kopf, kehrte in die Kammer zurück und legte sich in Kleidern auf sein Lager nieder. Draußen summten die Mücken ein hohes bösartiges Summen, und die Frösche begannen ihr Quarren, als hätten sie nur bis zu dem Augenblick gewartet, da ein Mensch Ruhe suchte; ganz nahe schrie ein Kauz in durchdringenden Geistertönen; die Sprosser sangen nicht mehr, ihre rasche Zeit war schon vorbei. Die Nacht war hell, eine richtige Mittsommernacht, wie sie am Haff sind.

Nach einer Zeit begann der Mann laut vor sich hinzusprechen, bald langsam und nachdenklich, bald in abgerissenen wilden Wortfetzen; und er hörte damit erst auf, als vor dem Hause Schritte vernehmlich wurden, schwere und leichte. Horchend richtete er sich auf, denn durch die leeren Fenster herein drangen auch Stimmen.

Ist das nicht Lina? dachte er. Da sprachen sie schon in dem großen dunklen Raum nebenan, das Mädchen rief leise: „Gey? – Gey? Ist Er noch hier?"

„Ja", antwortete er und setzte sich auf den Bettrand. „Ich habe schon gelegen."

„Wir suchen den Maurer", sagte Lina. – Und der Gutsmann, der mit ihr zusammen den Kopf zur Kammertür hereinsteckte, fügte hinzu: „Der Baron läßt es sich nicht gefallen. Er wird es ihm schon zeigen. So ein Schandmaul von Maurer!"

„So kommt doch herein, erzählt!" brummte Gey. „Was ist mit ihm?" – Aber der Mann vom Gut brummte zurück, daß sein Auftrag nicht dahin gehe, mit Gey die Zeit zu verschwatzen, sondern Kalinig vor den Baron zu bringen, denn der Baron sei wie aus dem Häuschen. – „Was ist er?" fragte Gey geistesabwesend. – „Sehr zornig ist er", antwortete Lina, die allein noch bei der Türöffnung stand, die Hand schon erhoben, um den vorgehängten Sack zurückzuschlagen und wieder fortzugehen.

„Auf wen ist er zornig, nur auf den Maurer oder auch auf mich?" fragte Gey.

„Auf alle. Er sagt, ihr hättet ihm keine Achtung erwiesen, wo er doch der Herr wäre und euch das Bier geschenkt hat. Die Baronin hat geredet und geredet, daß man doch dir und dem andern, Perbandt, keine Schuld geben könne. Ihr hättet gehandelt, wie man es selten fände unter einfachen Menschen. Aber er ist wie von Sinnen und will den Maurer mit Schimpf und Schande fortjagen."

„Weiß die Baronin, was zwischen Szameit und mir war?" fragte Gey weiter.

„Ja", antwortete sie leise. „Ich hörte es von den Frauen aus dem Dorf. Du hast deinem Freunde beigestanden und kamst dabei zu Schaden."

„Ich fragte nicht nach dir, ich fragte nach der Baronin – ob sie es weiß."

„Sie weiß es von mir."

„Aha." – Er fing wieder an, unruhig aus einer Ecke in die andere zu starren. Lina stand noch immer an der Tür, plötzlich sagte sie: „Dich kann man wahrhaftigen Gott nicht verstehen, dich und Perbandt. Die Baronin sagt auch . . ."

„Was sagt die Baronin? – Herrgott, komm doch her, setz dich da auf die Kiste, was stehst du immer an der Tür herum?"

„Sie sagt, du hättest wohl selbst nicht gewußt, warum du das tatest."

„Natürlich nicht. Das weiß kein Mensch, warum er etwas tut."

„Und doch war es das einzig Richtige, um dem Szameit sein großes Maul zu stopfen", sagte sie schnell.

„Ach, das nützt mir alles nichts", murmelte er, legte sein Gesicht in die Hände und stützte die Ellenbogen auf die Knie. – „Es nützt mir nichts."

„Warum nicht?" erwiderte sie eifrig. „Alle haben gesehen, wie du Böses mit Gutem vergolten hast. Was wäre sonst wohl geschehen. Die Baronin sagt, sie hätte den Tod davon haben können, wenn ihr euch geschlagen hättet."

„Den Tod? Ei sieh doch an, die Frau Baronin!" höhnte Gey, aber es war wie ein Stöhnen, was hinter seinen Händen hervordrang. Erst da kam das Mädchen von der Türe herbei, setzte sich auf die Kiste neben des Mannes Lagerstatt und fragte leise: „Was ist denn? Gey? Ist es wegen des Traumes?"

Er hob rasch den Kopf aus den Händen und fuhr sie an: „Was weißt du von meinem Traum!"

„Nichts", antwortete sie erschrocken. „Der Baron sagte nur, du hättest einen neuen Traum geträumt. Aber er kannte ihn nicht, er lachte nur darüber."

„So? Er lachte? – Was hast denn du überhaupt mit dem Baron zu schaffen, daß er dir alles erzählen muß?"

„Er ist hinter mir her", flüsterte sie.

Da sah Gey ihr noch näher in die Augen und begann schwer zu atmen, als drücke ihn ein Alp im Schlaf: „Was sagst du, er ist hinter dir her? So lauf ihm doch davon! Dienst du der Baronin oder ihm, was?"

„Ach, es macht nichts", sagte sie laut und ruhig. „Er hat mir ja noch nichts Schlimmes getan."

„Nein, noch nicht?" stieß er fast flüsternd hervor. „Das ist gut, Lina, Gott sei Dank dafür!" – Und er griff sie bei den Schultern, als wolle er sie beschützen.

Sie wehrte ihm nicht. Nach einer Zeit sagte sie wieder: „Wie war das mit dem Traum, Gey? Vielleicht kann ich es doch verstehen?"

Er ließ sie wieder los und murmelte dicht vor ihrem Gesicht: „Ach du, was kannst du schon verstehen! Du bist so jung, du kennst noch nichts, nichts!"

„Glaubst du? Aber ich will es trotzdem wissen", sagte sie fest. „Ich kann es sicher verstehen. Im Unterricht beim Pfarrer war ich immer die Beste."

„Das wird dir wenig nützen", murmelte er fort. – „Aber dein Herz, dein Herz ist so stark."

„Was es nun auch sein mag", antwortete sie ruhig. „Erzähl mir den Traum, Gey."

Da starrte er verzweifelt zu Boden und erzählte seinen Traum, als habe er ihn sich schon hundertmal vorgesagt und wisse ihn darum von vorn bis hinten auswendig. Er erzählte, er sei vom Haff gekommen und habe in der Hand eine brennende Flamme getragen wie einen Stab, die leuchtete hoch und weit in die Nacht hinaus, heller als ein Stern. Und so sei er an Land gestiegen zu den dunklen Häusern hinan, das waren die Häuser von Lissau, Perbandts Haus, Balduhns Haus, Prodiens Haus und alle die anderen, er habe sie im Traum schon alle genau gekannt. Und als er durch das dunkle Dorf ging, da seien einige vor die Türen gekommen, auf die fiel das Licht von seiner Hand, andere aber seien im Schlaf in ihren Katen geblieben. Und als er durchs ganze Dorf gelaufen war, habe ein Mann vor ihm gestanden und ihm befohlen: „Komm mit!" – Und der Mann habe ihn auf den Hügel am Haff geführt, den die Lissauer den Schloßberg nannten, und als er ganz oben gestanden und in der Tiefe das Wasser unter sich gesehen habe, da habe ihm die Stimme befohlen: „Spring hinab!" – Er aber sei erschrocken gewesen und habe es nicht vermocht, weil der Abgrund gar so tief war. Da habe die Flamme angefangen, ihn zu brennen, erst nur an der Hand, dann aber bis ins Herz hinein. Und plötzlich sei Perbandt an seiner Seite gewesen, habe ihm den Flammenstab abgenommen und sei damit ins Tiefe gesprungen. Er sei jedoch nicht hinabgestürzt, sondern sei still leuchtend über den dunkeln Abgrund geschritten, bis hin zu seinem Hause an der Bucht. Da habe er das Licht in sein Haus getragen. – Um Gey, den Träumenden, aber sei es auf

einmal finster und bitter kalt geworden, und er habe sich gefürchtet und sich so jammervoll verlassen gefühlt wie nie zuvor.

Bei der Erinnerung an diese Stelle des Traumes schüttelte es Gey wie im Fieber, er stieß hervor: „Ich weiß nicht, was der Traum bedeutet, Lina, aber immer noch ist mir, als läge ich verlassen im Dunkeln und ein anderer hätte das Licht von mir genommen. So geht es schon über eine Woche, es ist die Hölle!"

Lina atmete heiß mit offenem Munde. Plötzlich sagte sie mit einer so liebevollen, innigen Stimme, daß Gey überrascht aufsah: „Du mußt dich nicht fürchten, Gey. Warum denn?"

„Du hast ein starkes, reines Herz", stieß er hervor und griff nach ihren Händen. – „Aber ich? Was habe ich?" – Und plötzlich fing der starke Mann zu beben an und flehte: „Bleib noch hier, Mädchen, laß mich nicht allein!"

Darauf wußte sie nichts zu sagen. Sie hätte auch nicht mehr gewagt, etwas zu sprechen angesichts seiner bitteren Verzweiflung. So ließ sie sich ohne Widerstand zu ihm herüberziehen und ruhte an ihm, schweigend, zwischen furchtbarem Erschrecken und einem seligen Drängen, ihm zu helfen, dessen Not ihr ans Herz griff, wie noch nie zuvor die Not eines Menschen ihr ans Herz gegriffen hatte. Zuletzt dachte und fühlte sie überhaupt nichts mehr, aber etwas in ihr, was sich zur Hilfe und Liebe aufgerufen wähnte, vertraute dem Manne bis ans Ende, selbst dann noch, als er an ihr tat, was nicht gut war und was seine Qual tausendfach vermehrte, statt sie von ihm zu nehmen.

6.

Der Sommer verging, und dann kam der Herbst, ein schöner, reiner Herbst, wie sie am Frischen Haff sind, mit genauen starken Farben und klarem großem Himmel, fast zu groß für schwache Menschenherzen. Schwäne und Gänse begannen zu reisen, Stare und Störche taten sich zusammen vor der weiten Fahrt, und noch einmal vor dem langen Schweigen des Winters waren Baum, Strauch und Erde erfüllt von einem zitternd lauten Rufen und Singen.

Um diese Zeit wurde Geys Haus samt Stall und Scheune fertig. Als er seine Familie wieder zu sich genommen und sich seine eigene Wirtschaft eingerichtet hatte, schien äußerlich manches ruhiger und leichter in seinem Leben geworden, er lebte mit den Seinen im Eigenen, wenn es auch noch nicht wieder ganz das Eigene war, solange er nicht sein Geld zurückhatte. Seine Frau stand an seinem Herde, diente an seinem Tisch statt an demjenigen Perbandts und schien seit den Vorgängen am Richtfest auch nicht mehr wie früher in Furcht vor ihm zu ersterben. Die beiden Knaben wurden mit der Zeit wieder zutraulich und vergaßen, worüber sie seinerzeit so jämmerlich erschrocken waren. Gey selbst schien weniger gequält umherzugehen; aber in Wirklichkeit verhielt es sich nur so, daß er die eine Qual mit der andern vertauscht hatte, daß aus der Angst um seine Schuld vor Gott nun die Angst um seine Schuld gegenüber Lina geworden war. Und hatte ihn jene andere Angst schier zu Boden gedrückt und unsagbar einsam gemacht, so begann er nunmehr wie ein Kind die Gemeinschaft aller zu suchen. Er sprach so viel wie nie, mit Frau und Kindern, mit Perbandt, der in diesen Wochen

das Fischen aufgegeben hatte, um sein Land zu ernten und neu zu bestellen; ja selbst mit der alten Olga, die nun sichtlich dem Tode in die Sichel sank, sprach er zärtlich und demütig wie ein gehorsamer Sohn.

Die Leute im Dorf faßten Zutrauen zu dem neuen Nachbarn, viele kamen zu ihm wie zu ihrem Herrn und sprachen mit ihm. Selbst in Krankheiten suchten sie ihn auf, und wenn er ihnen auch nicht besser helfen konnte, als mancher andere es mit Vernunft und gutem Willen auch hätte tun können, so schien doch von seiner tiefen dumpfen Stimme, seinen starken Augen und seinem mächtigen Bart etwas auszugehen, was das Herz neu und zuversichtlich machte, auch da, wo kein Trost für die Ohren empfangen wurde. Wie er da stand oder saß und den Klagenden zuhörte, hatte er etwas von einem unerschütterlichen Felsen, auf den sich gut bauen ließ; und wenn er andern die eigene Not und Traurigkeit klagte, so war auch dies noch Trost und Bestätigung. Niemals wieder erzählte er jemandem, was ihn nach Lissau geführt habe; aber damals geschah es schon, daß er mit einzelnen, die zu ihm kamen, auf die Knie ging und betete. Und wenn die meisten dies auch nur taten, weil er es befahl, so schämten sie sich doch nicht und wunderten sich auch nicht darüber, daß ihr Leben allgemach unter einem neuen Himmel in neuer Weise Licht und Schatten empfing.

Ein paarmal war Gey auch nach dem Schloß gerufen worden, verschiedener Arbeiten wegen, die noch zum Herbst in Angriff genommen werden sollten. Der Baron selbst zeigte ihm die frühere Werkstätte des Stellmachers und Zimmermanns und empfahl ihm, alles Fehlende an Handwerksgerät beim Kämmerer anzufordern, um sich dann so bald wie möglich hier oben an die Arbeit machen zu können. Es ginge ja wohl nicht an, daß es der Baronin in ihre Zimmer regnete und schneite. – So kam es, daß Gey sich in dieser Zeit mehr auf dem Hof oben zu schaffen machen mußte, als er ursprünglich gewollt hatte; aber Lina hatte er noch nicht wieder gesprochen, seitdem sie nach jener Nacht im Morgengrauen wild von ihm fortgelaufen war. Trotz seiner Bitten kam sie nicht zu ihm, und wenn sie ihm auf dem Hofe oder in den Fluren des Schlosses begegnete, legte sie die Hand vor die Augen und lief wie gehetzt an ihm vorbei.

Eines Abends aber trat er vor sein Haus, da sah er sie bei der großen Birke stehen und unverwandt zu ihm herüberstarren. Er erschrak, ging zu ihr hinüber und sah begreifend in ihr schmalgewordenes Gesicht. – „Was ist denn?" fragte er aufgeregt, als sie ihn nicht anredete, sondern nur weiterhin so unverwandt anstarrte, Angst, Hilflosigkeit und Verachtung im Blick. – „Was ist? Läßt dich der Baron wieder nicht in Frieden?"

„Der auch nicht", antwortete sie mit dünner Stimme. – „Jetzt sieht er ja, was für eine ich bin, warum soll er mich schonen?"

Da gab er es auf, sich die Wahrheit zu verbergen. – „Ist die Baronin schon fort?" fragte er dumpf.

„Noch immer nicht", antwortete sie. „Erst soll ich vom Hofe herunter sein. Sie hat Angst um ihren Mann, wenn sie es auch nicht sagt."

„Dummheit!" stieß er heftig hervor. – „Sei nicht närrisch!"

„Dummheit, Dummheit. Als wenn ich es nicht ihren Blicken ansehen könnte,

zu welcher Sorte sie mich jetzt rechnet!" schluchzte sie auf. – „Haha, aber ich bin unschuldig. Nur ihr Männer seid so schlecht und gemein, immer gewesen, alle – ich nicht. Ich nicht." – Ihr hilfloser Blick richtete sich bei diesen Worten noch strenger und starrer auf den Mann; langsam hob sie die große braune Hand auf, ballte sie zur Faust und schüttelte sie ihm vorwurfsvoll entgegen.

„Hast du schon lange hier gestanden?" fragte er.

„Abend für Abend stehe ich hier", antwortete sie. – „Was soll ich denn tun? Meine Mutter nimmt mich so nicht auf ..."

Er wollte sie streicheln, aber sie schlug wütend nach seiner Hand, als müsse sie sich wehren. Da konnte er nur noch sagen: „Komm morgen wieder, um diese Zeit." – Und er wandte sich ab und ging in sein Haus zurück. Nach einer Zeit, als er wie getrieben wieder vor die Tür trat, sah er sie immer noch unter der großen Birke stehen und nach seinem Hause hinüberstarren. Kaum sah sie ihn, so hob sie die Faust auf und drohte ihm. Dann aber wandte sie sich um und ging schnell davon.

Bald nach Mitternacht erhob sich Bernhard Gey aus seinen schweren Träumen, zog sich an, verließ sein Haus und ging an die Bucht hinab zu Oswald Perbandt. Oswald kam in Hemd und Hose an die Tür, das Gesicht noch voller Schlaf, und erschrak, als er den Freund im fahlen Dunkel der ersten Herbstfrühe vor sich stehen sah. „Was ist dir, um Gottes willen?" fragte er ohne Stimme. „Was hast du für Augen?"

„Ich habe einen Traum gehabt", stieß Gey dumpf hervor.

„Einen Traum ... so ... ja ...", murmelte Perbandt und wischte sich mit der Faust aufatmend schwer übers Gesicht. Er hatte so wenig geschlafen in letzter Zeit, seiner todkranken Mutter wegen. – „Willst du nicht hereinkommen, Bernhard? Ich schlief gerade."

Aber kaum waren sie in die Stube getreten, da richtete sich hinten in der Kammer, deren Tür offenstand, die alte Olga wild in ihrem Bett auf, breitete die Arme aus und rief mit flehender Stimme: „O komm, Tod, komm, Tod! Ja, mein Gott, komm endlich!"

Gey zuckte zusammen und wollte wieder hinausgehen; aber Oswald hielt ihn zurück und zog ihn auf die Bank am Ofen, wo er von der Kammer aus nicht gesehen werden konnte. Dann ging er zur Mutter hinein, streichelte sie und redete ihr so lange zu, bis sie sich, Unverständliches murmelnd und trocken vor sich hinschluchzend, wieder legte. – „Sie hat dich für den Tod gehalten", sagte Oswald, als er leise aus der Kammer zurückgekommen war und die Tür hinter sich geschlossen hatte. „Sie ist jetzt meist ohne Verstand und will nur sterben. Es hat sie doch zu arg getroffen damals."

„Hält sie dich auch für den Tod?" fragte Gey beunruhigt.

„Manchmal ja. Manchmal aber denkt sie, ich bin der Herr selbst, der sie erlösen kommt. Sie muß furchtbar leiden. – Aber was hast du geträumt, Bernhard? Es ist gut, daß du an mich gedacht hast. Ich bin jetzt ganz allein."

„Mir träumte, daß du am 5. April 1899 mit deinen Söhnen im Haff ertrinken wirst."

Oswald schlug die Augen nieder, als schäme er sich, dem Freunde Qual und Unruhe verursachen zu müssen. Dann erhob er sich und öffnete die Tür zur Kammer, denn seine Mutter hatte soeben wiederum begonnen, durchdringende Angstschreie auszustoßen. Als er von ihrem Bett zurückkehrte, sah er den Freund ruhig an und sagte: „Bis dahin ist ja noch lange hin, mehr als zwanzig Jahre. Wer darf so weit denken."

„Ob es jetzt ist, oder ob es in zwanzig Jahren sein wird, stieß Gey aufgeregt hervor, das macht es nicht, das ist ganz einerlei. Aber ich habe dich so genau gesehen, als wenn ich mit dir auf deinem Keitel gestanden hätte, und deine Söhne ..."

„Dann werde ich wirklich ein Keitel haben?" unterbrach Perbandt. „Wird es groß sein? Werden sie es finden?"

„Es wird groß sein, und sie werden es finden. Aber dich und deine Söhne werden sie nur als Leichname finden. Und ich ... ich werde Träume haben von jetzt an, ich werde sehen ... alles werde ich sehen ... nicht nur im Traum, auch bei Tage, und was kein Mensch sonst sieht ... oh, oh, oh!"

„Warum wirst du sehen? Bist du denn wie Gott?" fragte Perbandt.

„Weil ich sehen w o l l t e !" stöhnte der Mann und starrte wild vor sich hin. „Weil mir das Wort nicht genug war, darum! Es ist das Zeichen, das Gott mir eingebrannt hat für den Unglauben."

Aber Oswald schüttelte den Kopf und sagte mit fester Stimme: „Du bist nicht ungläubig, Bernhard. Du bist gläubig und treu, darum hast du auch mich zum Glauben gebracht. Dir kann nichts widerfahren. Gott hat dich lieb. Du bist zum Segen für uns alle."

Etwas Helles ging über Geys Augen. Aber gleich darauf klagte er sich wieder an und sagte: „Nein, nein, jetzt muß ich alles im Lichte Satans sehen, zur Strafe. Was habe ich getan, was habe ich nur getan, Oswald!"

„Du hast mich reich und glücklich gemacht, mich, der dir die Treue gebrochen hat. Aber sprich nur, wie ich dir helfen kann, und sei es, was es sei, ich will es mit Freuden tun," sagte Oswald.

Da ging wieder etwas Helles über Geys zerquältes Gesicht, er griff Perbandt am Arm und stieß hervor: „Nimm Lina Matheit zu dir ins Haus. Mach sie zu deiner Frau!"

Und er berichtete alles ohne Lüge, was geschehen war. Da grub sich wohl der Schreck tiefer unter Oswalds Augen ein, und es liefen die Schatten der Angst und Erniedrigung über sein Gesicht; aber als er alles gehört hatte, sagte er mit dünner, schwacher Stimme: „Wenn sie mich nehmen will und ihr Kind in diesem Hause gebären und pflegen ... was ich dir versprochen habe, das habe ich versprochen, Bernhard. Ich bin nicht ihr Richter, und der deine auch nicht."

„Und ... wirst du sie heiraten?" drängte Gey. „Sie ist stolz und ... anders wird sie nicht kommen."

„Ich will alles tun, was den Schaden heilt", murmelte Perbandt. „So wie du mich mit deinem Wort auch geheilt hast ... damals in der Nacht ..."

Da stieß Gey zitternd die Luft aus, legte einen Atemzug lang seine Stirne gegen

die Schulter des Freundes. Plötzlich stieß er Oswald von sich fort, sprang auf und stürzte davon. Oswald erhob sich langsam von der Bank, trat in die Türe und starrte ihm nach. Er hatte nicht geträumt. Er stand in der kalten, trüben Luft des frühen Morgens. Es war fast still am Haff: da lag sein Ruderboot neben dem großen Keitelkahn von Bernhard Gey. Er, Oswald, sollte also auch so ein großes Schiff haben, zuletzt aber damit Schaden leiden? Nun, das stand in Gottes Hand. – Als er wieder in die Kammer trat, um nach seiner Mutter zu sehen, fand er sie im Bett kniend. Sie hatte die dürren Arme ausgebreitet und sang mit dünner, zitternder Kinderstimme:

„Wo ist Jesus, mein Verlangen?
Wo mag er zu finden sein?
Wo ist er nur hingegangen –"

Als sie den Sohn eintreten sah, sank sie andachtsvoll zurück und murmelte: „Endlich! Endlich, Herr!" – Oswald aber, da er in ihr von überirdischer Freude erfülltes Leidensgesicht starrte, dachte: Ich bin immer der zweite und niemals der erste.

Später jedoch wies er auch diesen Gedanken weit von sich fort und sagte laut zu sich selber: „In der Liebe Gottes ist jeder der erste, auch ich. Worüber klage ich denn?"

Zwei Tage darauf, bei der Dämmerung, trat Lina Matheit in die Tür. Sie sprach kein Wort. Gey folgte ihr, grüßte, stellte die Kiste mit der geringen Habe des Mädchens neben dem Ofen ab und sagte mit stockender Stimme: „Da ist sie, die Lina... du wirst sie brauchen können, Oswald. Deine Mutter ist krank..."

Perbandt trat fast unterwürfig auf das Mädchen zu, murmelte etwas Unverständliches und ergriff ihre schlaff herabhängende große Hand. Lina ließ die Hand gleich wieder sinken, seufzte tief auf und ließ danach ihren starren, zerstreuten Blick durch Perbandts Stube wandern. Zuletzt, als Gey mit einem stummen, hilflosen Kopfschütteln hinausgegangen war, sah sie Perbandt an, Scham und tödliche Angst im Blick, dann wandte sie das Gesicht vom Schein der Kerze fort, die der Mann in der Hand hielt, und fragte erstickt: „Wo soll ich schlafen?"

Er führte sie in die Kammer seiner Mutter und wies ihr das Bett, in dem Anna Gey zuvor mit dem jüngeren Kinde geschlafen hatte. Aber als sie noch vor dem Lager standen und vergeblich nach Worten suchten, das Vergangene und Zukünftige zu bereden, richtete sich plötzlich die alte Olga in ihrem Bett steil auf und sah mit totem, weitaufgerissenem Blick nach den beiden hin. Oswald hielt immer noch das Licht in der Hand. Als die zwei Gestalten sich ihrem Bett näherten, kam Leben in das ausgemergelte Gesicht, das schon die gewissen Zeichen des Todes trug. Die Alte öffnete den Mund in hilflosem Entsetzen, riß die dürren Hände hoch wie Krallen, und als Lina ihr die Hand reichen wollte, fuhr sie mit diesen mageren Krallen plötzlich auf das Mädchen los, riß es am Haar, spie ihm ins Gesicht und stieß unter trockenem, irrem Schluchzen hervor: „Mach dich fort, du ... auf der Stelle ... willst du wohl ... willst ihn wohl auch noch ... ich

schlag' dich tot, Hundeaas, schlage alle, alle, alle tot, die ihn ... na, na, na ... warte, ei du ...!"

Mit Gewalt mußte sich die erschreckte Lina losreißen. Sie stand ein paar Atemzüge lang völlig verwirrt und hilflos, mit hängenden Armen und zitternden Knien neben dem Bett, während Oswald die Mutter zu beruhigen suchte; dann wandte sie sich mit einem unbeschreiblichen Aufschrei zur Tür hinaus, ihre davonjagenden Schritte verhallten in der Nebenstube, draußen auf dem Hauspflaster ... Als Oswald ihr nacheilte, sah er sie wie einen Schatten erst zwischen den Höfen und dann am Haff entlang jagen. Wenn sie nur bei Sinnen bleibt! dachte er inbrünstig, während er sie keuchend einzuholen trachtete. Wenn sie sich nur müde läuft und nicht ins Wasser geht!

Jetzt hatten sie die Häuser hinter sich und liefen bergauf, den Schloßberg hinan, den alten Spukberg, auf dem vor Zeiten die Ordensritter ihr Schloß Conovaidit hatten. Er stieg sanft zum Haff hinan, recht hoch, denn die Ritter hatten von dort über das ganze Haff hin sehen können, und stürzte dann jäh zum Wasser hinunter. Wer wie Lina den Berg nicht kannte, der konnte bei der Dunkelheit nur zu leicht über den Rand hinaustreten und so auf die Steine hinabstürzen, die am Fuße des Hügels aus dem flachen Wasser ragten. Oswald lief schneller. Er hörte schon Linas schluchzenden Atem, aber immer noch war sie ihm zu weit vor, als daß er sie hätte fassen und halten können. Jetzt trennten sie nur noch wenige Schritte von der großen Kiefer, die am Sturz ragte, weithin sichtbar allen, die ihr Schifflein übers Haff lenkten und auch allen als vertrautes Zeichen bekannt ... noch zwei Atemzüge weiter, und das Mädchen mußte abstürzen ... Doch da blieb sie zum Glück plötzlich bei der Kiefer stehen, schlang laut schluchzend beide Arme um den schuppigen Stamm und ließ sich, am Ende mit ihren Kräften, langsam daran hinabrutschen. Eine ganze Zeit noch weinte sie leise weiter, es war wie ein Winseln. Oswald aber dachte, als er sich zu ihr niederbückte: Gottlob, sie weint. Wer weint, der kann noch hören.

„Lina", sagte er leise, „warum nimmst du es dir so zu Herzen, meine Mutter ist doch krank. Sie ist schon lange nicht mehr bei Sinnen und weiß nicht, was sie tut."

„Ob sie bei Sinnen ist oder nicht!" stieß sie hervor. „Jeder wird mich anspucken." – Und sie schluchzte wieder stärker, manchmal brüllte sie richtig auf in starken, tierischen Lauten.

„Steh doch auf, Lina, ich will dir etwas erzählen", begann Oswald wieder mit leiser, fester Stimme. „Willst du es hören?"

Sie hörte augenblicklich auf zu schluchzen und fragte überrascht: „Na was? Was denn?"

„Komm, steh erst auf", bat er. „Sieh dich einmal um, wo du hingelaufen bist."

Er zog sie hoch und tat mit ihr zusammen einen Schritt voran: da erst sah sie die gähnende Tiefe unter sich, fühlte, wie der Nachtwind vom Haff sie kalt anrührte, und sah in Haffkrug drüben und weiter oben bei Fischhausen das Blinkfeuer sich zuckend regen und drehen. „Ei bewahre!" stieß sie mit rauher, verwunderter Stimme hervor und trat erschauernd zurück. „Was ist das hier?"

„Es ist der Schloßberg", antwortete er. „Solange die Welt steht, kämpfen hier die guten und die bösen Geister miteinander."

„Ich mußte bei der Kiefer auf einmal stehenbleiben", sagte sie.

„Siehst du. Vor vielen hundert Jahren hatten hier die Ritter ihr Schloß Conovaidit. Aber es ist ganz und gar in den Berg versunken, weil die Ritter sich an einer reinen Jungfrau vergangen haben. Die Jungfrau aber kommt immer wieder herauf und wäscht sich an der Quelle dort weiter unten, gerade hinter dem Kaddik. Mein eigener Vater hat sie gesehen."

„Ist das wirklich wahr?" fragte sie neugierig. „Wie sah sie denn aus?"

„Zu Anfang, als er sie sah, war sie schwarz wie Erde."

„Und hatte nichts auf dem Leibe?" forschte sie weiter.

„Nein, rein nichts. Als mein Vater sie so an der Quelle sah, ganz frühmorgens, da erschrak er und wollte gleich wieder fort. Sie aber rief ihn an und sprach: ‚Erschrick nicht, guter Junge. Ich bin eine arme, geschändete Jungfrau und tief unter die Erde verwunschen mit diesem ganzen Schloß. Nur alle hundert Jahre darf ich zur Erde heraufkommen und meine Schande in diesem Quell waschen. Wenn sich nun ein Lebendiger findet, der dreimal zu mir spricht: Ich liebe dich! so bin ich wieder rein.' Da rührte es meinen Vater, und er sprach: ‚Ich liebe dich.' Da wusch sich die Jungfrau und ward wieder weiß bis zur Brust. ‚Komm morgen wieder um dieselbe Stunde!' flehte sie ihn an. ‚Fürchte dich vor nichts, sieh dich nicht um. Komm und sprich nur zu mir: Ich liebe dich.'"

„Tat er es?" fragte Lina gepreßt. Sie hielt den Atem an vor Aufregung, denn plötzlich war ihr eingefallen, daß Gey ihr in jener Nacht vom Schloßberg erzählt hatte.

„Er tat es", antwortete Oswald. „Aber als er hier den Berg hinauflief, begann ihm plötzlich angst zu werden. Denn es dröhnte und tobte und schrie in lauten Worten rund um seinen Kopf, ohne daß er etwas von allem sehen konnte."

„Was schrien sie?"

„Die Bösen wollten meinen Vater davon abbringen, daß er zu dem Mädchen sagte: ‚Ich liebe dich.' Sie sagten ihm ins Ohr: ‚Geh nicht zu ihr, sie ist schlecht. Sie verdient keine Liebe. Sie hat uns geschändet, nicht wir sie. Wir sind die Ritter, die im Schloß lebten', sagten sie."

„Aha!" murmelte Lina und fing an zu zittern.

„Aber mein Vater dachte an die flehende Stimme der armen Jungfrau und ging weiter. ‚Ich liebe dich!' rief er ihr zu, da wurde sie rein bis zum Schoß. Am dritten Tage aber, da es noch höhnischer und böser um ihn schrie und tobte, auch Feuer und Schwefel ihm entgegenschlug, sah er die Jungfrau nur von ferne und kehrte gleich wieder um in seiner Angst. Da rief sie: ‚Ach, warum fürchtest du dich, du Treuloser! Nun muß ich wieder auf hundert Jahre in den Berg.'"

„So seid ihr alle", murmelte Lina. „Das dachte ich mir schon." Sie hatte steif wie ein Stock und immerfort leise zitternd neben ihm gestanden und begierig gelauscht; aber nun schien sie das Ende der Geschichte wieder traurig zu machen. Sie senkte den Kopf tief.

„Mein Vater ist aber sein ganzes Leben lang traurig gewesen über seine Treu-

losigkeit", fuhr Oswald still fort. „Und bevor er ertrank, sagte er noch zu mir: ‚Lieber Sohn, wenn dir die Jungfrau auch einmal begegnet, so sieh dich nicht um und fürchte dich nicht, fürchte dich vor nichts, sondern erlöse sie und dich.' Und ich hab' es ihm auch versprochen damals."

„Es ist ja nur ein Märchen", sagte sie plötzlich mit lauter, höhnischer Stimme. „Denn so etwas gibt es nicht."

„Mein Vater hat niemals gelogen", antwortete er ungekränkt. „Und ich habe oft gedacht, wenn ich sie doch erlösen könnte!"

Hierauf schwieg sie und sah ihn lange von der Seite an. Aber sie blieb noch stehen. Sie zitterte nicht mehr. Erst als eine Krähe mit widerlichem Krächzen nahe bei ihnen vorbeiflog, wandte sie sich plötzlich um, verschränkte die Arme vor der Brust und begann zurückzugehen. „Wie heißt die Jungfrau?" fragte sie noch.

„Keiner weiß es genau", antwortete er wie befreit. „Aber die meisten nennen sie die schöne Jeduthe."

„Na, was ist das für ein Name!" brummte sie.

Die Alte schlief. Lina bettete sich in der großen Stube, in dem zweiten Bett, das bis vor kurzem Geys Lager gewesen war. Aber sie wußte dies nicht. Oswald ging statt ihrer in die Kammer. Als sie schon lag, hörte sie, wie die alte Olga wieder zu stöhnen und zu winseln begann. Oswald mit seiner ruhigen, freundlichen Stimme sprach lange geduldig auf die Kranke ein, und als Lina ihn sprechen hörte, war ihr plötzlich, als rede er zu ihr, wie ihr Vater einst zu ihr gesprochen hatte, wenn sie betrübt war. Sie hörte noch einmal jedes Wort, das er über die schöne Jeduthe gesagt hatte, und plötzlich kam ein Friede über sie, also daß sie den Schmerz zwar noch in sich brennen fühlte, aber doch schon ferner und stiller. Sie schlief ein und träumte nichts. Nach langer Zeit, während sie noch schlief, hörte sie wieder etwas schreien und winseln und reden. Aber endlich wurde es still, und ihr Schlaf nahm wieder den Weg in die Tiefe. Plötzlich wachte sie auf, als sei sie geweckt worden. Der Morgen dämmerte, Krähen strichen draußen durch den kalten Nebel, die Birke vor dem Hause richtete sich auf und sank erschauernd zusammen wie ein Vogel, der im nassen Morgen seine Schwingen ausschüttelt.

Lina war auf einmal ganz munter. Sie schlüpfte aus dem Bett und zog sich ihren Rock an. Da hörte sie nebenan die leise, kläglich flehende Stimme der alten Olga, und der Klang dieser Stimme drang ihr in den Leib wie ein Todesschauer. Sie faßte sich ein Herz und öffnete die Tür zur Kammer – aber sie öffnete sie nur einen Spalt breit, damit die Alte sie nicht sähe. Sie erschrak, und was sie jetzt sah, prägte sich ihrer Seele so brennend ein, daß sie es bis an ihr Lebensende nicht mehr vergessen konnte: Oswald war in seiner Müdigkeit am Bett zur Erde hingesunken, sein Kopf lag, weit hintüber gereckt, auf der Bettkante; den Mund hatte er wie in Qualen offenstehen, seine tief eingesunkenen Augen waren so fest geschlossen, als könnten sie sich nie wieder auftun, und die Arme hatte er nach den Seiten gebreitet, als wolle er sagen: Seht mich an, ich habe es nach Kräften versucht ... Seine Mutter lag still und sterbensmatt, doch mit klaren und klugen Augen auf ihrem Lager, die Schmerzen schienen ihr

schon in den Tod voraufgegangen zu sein, damit sie Frieden hätte in ihrer letzten Stunde. Aber sie hatte keinen Frieden; fortwährend sprach sie leise vor sich hin, sie war wohl schon zu schwach, den Kopf von einer Seite nach der anderen zu drehen, nur ihre Augen kreisten unruhig, ob sie nicht den Sohn sähe. „Sohnchen", flüsterte sie mit angstvoll flehender Stimme, „ach, wach doch auf, es ist Zeit, die Stunde ist gekommen ... ei, willst du deiner alten Mutter nicht die Hände falten? Ich muß sterben, der Engel steht in der Tür ... O Sohnchen, liebes Oswaldchen, wie bin ich schwach, wie bin ich matt, ich lieg' ja schon im Sarg ..."

Der Lauschenden krampfte sich das Herz zusammen. Im ersten Augenblick dachte sie: Ich muß ihn wecken. Aber dann fürchtete sie wieder, sie werde der Alten ihre letzten Atemzüge vergällen, wenn sie zum Sohne träte oder ihn bei Namen riefe, und sie blieb stehen wie gelähmt. Wenn er doch erwachen wollte! betete es in ihr. Doch Oswald erwachte nicht. Nacht für Nacht hatte er hier treu gewacht am Bett der Mutter, nun hatte ihn endlich der Schlaf übermannt und ohnmächtig gemacht.

„Oswaldchen, lieber", flüsterte die Alte, „ein guter Sohn bist gewesen, hast mir nur gut getan. Beten will ich für dich bei den lieben Engeln ... O du lieber, barmherziger Heiland!"

Als auch das letzte Flüstern verstummt war, stürzte Lina auf den Schlafenden zu und weckte ihn. Er erwachte langsam und gequält; als er vernahm, daß die Mutter gestorben sei, schüttelte er lange den Kopf und konnte es nicht fassen. Lina befahl ihm, der Toten die Augen zuzudrücken, und er tat es auch. Aber danach sank er weinend bei der Mutter nieder und bat sie laut um Verzeihung für seine Untreue. „Geschlafen hab' ich wie ein Mietling!" so klagte er sich selber an. „Und du hast mit dem Tode gerungen, armes Mutterchen!"

„Mach dir keine Sorgen, sie ist ganz still eingeschlafen", sagte Lina. – Aber er lag wohl eine Stunde und länger auf den Knien bei der Toten, streichelte ihre Hände und klagte sich an.

Lina aber ging an ihre neue Arbeit, mit erschrecktem und doch neu aufhorchendem Herzen. Als Oswald sie an diesem Tage fragte, ob sie nun nach dem Tode seiner Mutter als seine Frau bei ihm bleiben und ihm dienen wolle, da antwortete sie, ohne zu zögern: Ja, das wolle sie.

(Fortsetzung folgt)

Literarische Rundschau

Erzähltes

Von Herman Melville wußte man zu seinen Lebzeiten nicht viel. Er war 1819 in Neuyork geboren, brach aus dem bürgerlichen Leben aus und ging zur See, lernte die Freuden und vor allem die Härte der christlichen Seefahrt kennen, der er nach sieben Jahren den Rücken kehrte, um nun eine erstaunlich reichhaltige schriftstellerische Tätigkeit zu entfalten, ohne zu bleibenden Erfolgen zu gelangen. Heute ist er in der englisch sprechenden Welt berühmt, und so erscheint es durchaus berechtigt, daß die tragische Geschichte von „Billy Budd, dem Vortoppmann auf der ‚Indomitable'", nun auch in deutscher Sprache erschienen ist (Hamburg, H. Goverts-Verlag. Deutsche Übertragung von Richard Möring). Es ist das Schicksal des einfachen guten Menschen, der im Zusammenprall mit den Begriffen von soldatischer Pflicht und Staatsräson sein Leben lassen muß, obgleich auch die Herzen seiner Richter seine in seinem Wesen begründete Schuldlosigkeit bejahen. Man darf an Kleist erinnern. Denn die Probleme, mit denen Melville ringt, haben auch ihn beschäftigt. — Im Bürgerkrieg eines mittelamerikanischen Staates 1911 spielt John Masefields prächtige Erzählung „Seezigeuner Gry" (Braunschweig, Vieweg. Deutsche Übertragung von Friedrich Lindemann). Ein junger englischer Seemann greift aus Freundschaft zu einem der tollkühnen Revolutionäre in die Revolution ein und hilft ihm ein Schiff zu kapern und aus dem feindlichen Hafen zu entführen auf dem Wege, den Francis Drake einst fand. Das Buch ist in seiner Frische und Buntheit eine erfreuliche Angelegenheit. — In seinem Roman „Die spanische Hochzeit" (Berlin, Deutscher Verlag) erzählt Georg von der Vring die weiteren Schicksale seines schwarzen Jägers Johanna, die nach vielen außerordentlich fesselnd erzählten Abenteuern in England und in Spanien endlich doch ihr Lebensziel in der Ehe mit dem Oberst Korfes findet. Johanna hält sich auch im Lebenskampfe so tapfer, wie sie als Fähnrich Luerssen der Schwarzen Schar gedient hatte. — Eins der amüsantesten Bücher ist Hans Thomas' Roman „Percy auf Abwegen" (ebenda), in dem ein englischer Ölmagnat in einem der für Männer von 50 Jahren nicht seltenen Anfälle plötzlich seine geordnete großbürgerliche Existenz verläßt und in Paris und der französischen Provinz untertaucht, anscheinend um ein Dasein zu suchen, in dem es sich lohnt, Mensch unter Menschen zu sein. Hier stehen recht nachdenkliche Wahrheiten, und man meint, die Tragödie des Mannes, der alt wird, zu erleben, bis dann plötzlich durch das Eingreifen einer Sängerin, die eine Fürstin ist, in grandiosem romanhaftem Schwung der „Chauffeur" Percy, seinem Herzen folgend, nun erst recht für sich und seinen Öltrust einen fulminanten geschäftlichen Erfolg davonträgt, ebenso wie die Hand der geliebten Frau. Das alles ist mit einem Schmiß erzählt, und es bleiben genügend ironische Fragezeichen über die Existenz des Mannes stehen, so daß man diesen reinen Roman nicht ohne Gewinn aus der Hand legt. — Eine tolle menschliche Komödie läßt Frederik Böök in seinem Roman „Sommerspuk" erstehen (Braunschweig, Vieweg. Deutsche Übertragung von Gustav Morgenstern). Ein junger Reporter, der von den hochmütigen Kleinstädtern hin und her gestoßen wird und eine öffentliche Demütigung erleidet, bringt mit einem genialen Schwindel die ganze Stadt vollständig durcheinander, die um ihn einer vermeintlichen großen Erbschaft halber buhlt, bis dann bei der Auflösung der Lüge und der Irrtümer ein feiner, versöhnender Klang echter Menschlichkeit das Ganze übergoldet. Überlegene Ironie aus tiefem Wissen um die Hintergründe menschlicher Existenz zeichnet den Roman ebenso aus wie die Gabe flüssiger Erzählerkraft. — Ein liebenswürdiges Buch voll sonnigen Humors ist Paul Beyers „Kleiner Wellensittichroman" (Berlin, Rowohlt), in dem die an einem ernsten Krisenpunkte angelangte Ehe eines Saxophonisten durch die Inspiration des prächtigen Wellensittichs Jonas, der seinem Herrn einen hinreißenden Schlager eingibt, zu

Freiheit und Glück geführt wird. – Auch Alexander Lernet-Holenia weiß um die Fragwürdigkeit menschlicher Beziehungen und mischt in seiner Erzählung „Strahlenheim" (Berlin, S. Fischer) aus gleichgültigen Begegnungen beliebiger Menschen Schicksale, die sich verwickeln bis zu tragischer Verstrickung und endlich lösen in resigniertem Wissen. Die Erzählung spielt im Großen Kriege am Wolfgangsee, ihr Träger ist ein junger österreichischer Offizier. – Der Roman der Engländerin Ann Bridge „Verzauberter Sommer" (Hamburg, Marion von Schröder-Verlag G. m. b. H. Deutsche Übersetzung von Ernst Sander) zeigt eine ungewöhnliche erzählerische Begabung und den langen Atem des geborenen Epikers. Auf ein Landgut italienischer Hocharistokratie kommt eine junge Engländerin als Erzieherin und wird die Beute eines skrupellosen und dabei nicht einmal bösartigen Frauenjägers, der ihr junges und einfaches Leben so durcheinanderbringt, daß nur der Tod als Ausweg noch übrigzubleiben scheint. Da greift die uralte Frau ein, das Oberhaupt der Familie, die mit der Weisheit ihrer Jahre und dem unverfälschten Menschentum, begründet in ihrem Wissen um die Torheit der Menschen, alles in schickliche Ordnung bringt. Wiese dieser Roman nichts anderes auf als diese eine Frauengestalt, so wäre er schon höchsten Lobes wert. Aber Ann Bridge zeichnet die reizvolle Welt der italienischen Aristokratie kurz nach Beginn des neuen Jahrhunderts mit einem Farbenreichtum und einer erbarmungslosen Psychologie, daß hinter der lebhaft bewegten Handlung das Bild einer ganzen Epoche ersteht. – Der Zeppelinroman von Fritz Martin Rintelen „Das fliegende Schiff" (Berlin, Mehdem-Verlag) versteht in packender Weise das Leben des Grafen vom Kriege 1870/71 durch die schweren Kämpfe und Enttäuschungen der erfolglosen Jahre bis zum Siege seiner Idee und seinem stillen Tode in so packender Form zu gestalten, daß hier ein brauchbares Volksbuch vom Grafen Zeppelin entstanden ist.

In die Gattung spannender Unterhaltungsromane von Qualität ist ohne weiteres zu setzen der Roman von Maria von Kirchbach „Geliebte Feindin" (Berlin, Deutscher Verlag). Diese mit psychologischer Feinheit erzählte Geschichte einer Leidenschaft zwischen einer jungen Engländerin von Stande und einem Amerikaner, der in der französischen Kolonialtruppe Dienst genommen hat, die Konflikte zwischen Pflicht und Liebe mit all ihren Wirrungen und Irrungen, die in unmittelbarste Todesnähe führen, werden in eine spannende Höhe getrieben durch den Zauber und die unheimliche Kraft Afrikas und der Wüste.

Wenn jetzt auch schon der Weltkrieg als Romanstoff verwendet wird und zu den echten Kriegserinnerungen in ihrer einfachen, gestalteten Form Romanhelden des Weltkrieges treten, so kann man bei aller Bejahung der guten Absicht doch ernste Bedenken nicht unterdrücken. Der Abstand, den wir heute zu der schweren und ernsten Zeit des Großen Krieges gewonnen haben, läßt unser Gefühl – jedenfalls das Gefühl derer, die dabei waren – noch nicht ertragen, das unermeßliche Leid und die übermenschliche Leistung zu Romaneffekten verarbeitet zu sehen. Es soll nicht verkannt werden, daß Friedrich Saillers Roman „Brücke über das Niemandsland" einen durchaus ehrlichen Versuch eines Kriegsteilnehmers darstellt, auch mit den Mitteln des Romans um Achtung und Anerkennung für die großen Leistungen unsrer Feldgrauen zu werben (Leipzig, W. Goldmann. 25 Bilddokumente, 1 Karte. RM 5,80). Aber wir glauben nicht, daß dieser Versuch, der zu gleicher Zeit eine – kaum mehr mit diesen Mitteln notwendige – Brücke zum französischen Volke zu spannen sucht, vorbehaltlos gebilligt werden kann. Sein Held, der unerhörte und nahezu unglaubliche Taten verrichtet, hat wohl Porträtähnlichkeit mit Tausenden der feinen Kerle, die wir alle draußen erlebt haben. Aber ihn zu tarzanhafter Leistung hinaufzusteigern und ihn, seine Kameraden und anständige tapfere Poilus in Situationen, in denen die Tat alles, das Wort nichts galt, eine Sprache sprechen und Dinge sagen zu lassen, die im Ton wie im Inhalt dem Gesetz des Frontsoldatentums sich nicht einfügen: da geht das Gefühl nicht mit. Das ist ein verfrühter und nicht mit den richtigen Mitteln unternommener Versuch. – Abenteuerliche Taten zur See aus dem Weltkrieg schildert Jakob Kinau in seinem Roman „Freibeuter" (Hamburg, M. Glogau jr.). Der Zauber der See und modernen Wikingertums ist darin, und der Drang, durch sehr aben-

teuerliche Taten aus der Ferne in die Heimat zum Mitkämpfen zu gelangen. — Als ein nicht geglückter Versuch, zwischen dem deutschen und dem französischen Volke tragbare und feste Brücken zu bauen, muß auch der Roman von Karl Adolf Mayer „Einkehr in Paris" (Karlsbad, Adam Kraft) gewertet werden. Denn das Erleben seines österreichischen Professors, eines Kunsthistorikers aus Graz, in Paris und mit einer jungen Französin bleibt Literatur und wird nicht glaubhaftes Leben. Es steht viel Feines über Paris und den undeutbaren Zauber der einzigen Stadt ebenso wie viel Verständnisvolles für den französischen Menschen darin, aber das Buch geht auf Stelzen. — Seine Naturverbundenheit und seine darstellerische Kunst zeigt Stijn Streuvels wiederum in seinem neuen, starken Roman „Die große Brücke" (Stuttgart, J. Engelhorn). Auch hier führt das Leben und die Natur die Menschen und ihre Geschicke. In das Wasserviertel an der Schelde, das in seiner Abgeschlossenheit seine Menschen durch Generationen in ihrer Kraft, ihren Bräuchen, ihren Lastern und ihrer Torheit unverändert bewahrte, bricht die neue Zeit mit ihren Forderungen, als der Bau einer großen Brücke und Straße die Abgeschlossenheit von der Welt beendet. Mit elementarer Wucht lehnt sich die wilde, ungebrochene Bevölkerung gegen das Neue auf, soweit es die Älteren angeht, während die Jungen halb willig, halb verführt sich auf seine Seite schlagen. Es kommt zu schweren Zusammenstößen, zu Mord und Sprengung — aber die neue Zeit triumphiert, und der große Fluß gibt den Menschen das Beispiel, auch in veränderter Zeit und Form sich selbst treu bleiben zu können. Eine fast verwirrende Fülle von scharf gezeichneten Einzelpersönlichkeiten belebt dies Buch — unvergeßlich wird jedem die schöne Mira bleiben, die — eine zweite Carmen — die Männer am laufenden Bande verwirrt — die dichterische Beherrschung der Fäden, nach denen die Schicksale der Menschen ablaufen, zeigt höchste Meisterschaft. — Von prachtvoller Geschlossenheit ist der Roman von Pat Mullen „Die Männer von Aran", deren Schicksale schon der Ufafilm in weite Kreise trug (Potsdam, Rütten & Loening). Pat Mullen ist selber ein Ire, und er weiß seine Landsleute getreu darzustellen. Dieses Buch, das das Schicksal der Familie O'Donell erst an der irischen Westküste, dann auf der Insel Aran schildert, ist ein prachtvoll männliches Buch, das für die unverzagten, tapferen Fischer, bewährt in schwerstem Sturm auf See wie in den Kämpfen untereinander zu Lande, den geschlossenen Stil findet. Auch hier wie bei den Gestalten von Streuvels ist Elementares, Echtes und Starkes, ein Dokument kraftvollen Lebens, weitab von jeder Literatur. — Aus Norwegen lernen wir einen neuen Schriftsteller kennen: Andreas Markusson in seinem Roman „In der Finsternis wohnen die Adler" (Berlin, Hans von Hugo). Er erzählt hier die Geschichte eines Pfarrers in Lappland, der für die seelische und äußere Rettung des armen Volkes dort, dessen Unglück die Brantweinhändler und gewissenlose Regierungsstellen verschulden, sein Leben einsetzt. Aber er selber muß erst durch die innere Läuterung zur letzten Erweckung kommen, ehe sein Streben gesegnet wird, und er findet den Weg durch rückhaltloses Erkennen und Bekennen eigener Schuld und Sünde. Von nun an ist sein Tun gesegnet, und auch die Zwangsehe wird zu vollendeter menschlicher Gemeinschaft. Markusson ist von harter Ehrlichkeit in seinem Schaffen und erspart deshalb dem Leser keine Etappe des Läuterungsweges seines Helden, auch wenn die Einzelheiten peinlich sind. Das Gefühl für die Pflicht zur Wahrheit und die Eigenart seines Stils erwecken für sein weiteres Schaffen große Erwartungen. — „Kilian und die Winde" nennt Dorothea Hollatz ihren neuen Roman (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. RM 4,80), in dem sie mit hohem dichterischem Verantwortungsgefühl das Schicksal eines seltsamen Mannes gestaltet, dem das Gesetz seines Lebens es versagte, irgendwo oder in irgend jemand anderm jemals Ruhe zu finden. Zwar ist er ein kraftvoller, echter Mann, der überall im Leben, im Kriege und auf seinem Schleppkahn, voll seinen Strang zieht, aber der Ruf der Winde, dem er unterworfen ist, treibt ihn von jedem gewonnenen Platze willenlos erneut in die Ferne. Nach dem dunklen Tod seiner Frau widmet er sein Leben in scheuer, unbeholfener Zärtlichkeit seinem Sohn, sucht dann die Frau, die ihm einst die große Liebe schenkte, findet fast noch einmal ein junges Glück. Aber der Ruf der Winde ist stärker, und als sein Sohn ein

festes Glück findet, geht er erneut und für immer ins Ungewisse hinaus.

Eine Reihe deutscher Übersetzungen bedeutender ausländischer Romane verdient Beachtung. Da liegt der große Ärzteroman „Die Zitadelle" von dem Engländer A. J. Cronin schon im 15.–22. Tausend vor (Wien, Paul Zsolnay), der in der englisch sprechenden Welt ein sensationeller Erfolg wurde. Ärzteromane können fast stets auf allgemeines Interesse rechnen, und dieser Roman darf es um so mehr, weil mit einer strengen Wirklichkeitstreue der Gang eines jungen englischen Arztes geschildert wird von einfachsten Anfängen im Bergwerksdistrikt bis zu glänzenden Erfolgen in London, die ihm aber nur um den Preis des Selbstverrates seiner ärztlichen Ideale wurden, bis zum Verzicht auf allen Glanz zum selbstlosen Dienen an seiner großen ärztlichen Aufgabe. Die Mißstände in einigen Kreisen der Londoner Ärzteschaft, die schonungslos gegeißelt werden, setzen den Nichtkenner englischer Interna in Erstaunen. Dieser Roman hält sich auf derselben beachtlichen Höhe wie die andern großen Romane Cronins, die wir auch in deutscher Übersetzung kennen.

Gleichfalls im ärztlichen Milieu spielt der Roman von Colette Yver „Der Kampf einer Ärztin" (Luzern, Räber & Cie. RM 3,50). Freilich werden hier weniger Berufsfragen als Hauptthema abgehandelt, sondern der innere Konflikt, in den eine hochbegabte Ärztin, die einen jungen Arzt geheiratet hat, gerät zwischen ihren Pflichten ihrem Manne gegenüber und der Arbeit, der sie mit Leidenschaft ergeben ist. Den harten Verzicht auf ihren Beruf, zu dem eine innere Berufung sie trieb, kann sie erst über sich gewinnen, als sie den geliebten Mann nahezu verloren hat, so daß es fraglich bleibt, ob sie durch diesen Schritt ihn wiedergewinnen kann. Feinste Psychologie und eine sehr lebendige Schilderung von Pariser Kliniken und Ärztetypen geben dem Buche einen großen Reiz.

Eine ungewöhnliche Begabung verrät der große Roman der polnischen Schriftstellerin Marja Dombrowska „Nächte und Tage" (Breslau, W. G. Korn. Deutsche Übersetzung von H. Koitz). Man findet den Zugang zur Kunst dieser ganz eigen gewachsenen Schriftstellerin nicht leicht, denn sie scheut sich nicht, mit unerbittlicher Erbarmungslosigkeit und einer sezierenden Psychologie Menschen hinzustellen, die im täglichen Leben jeden nervös machen müßten: sie erzählt die Ehe eines polnischen Revolutionärs, der äußerlich gehemmt, doch innerlich zähe Kraft beweist, mit einer schönen, aber entsetzlich diffizilen, im Alltag lebensuntüchtigen, in schweren Stunden sich bewährenden Frau. Hat man sich in das Buch hineingelesen, so erschließt sich ein reifer Genuß, denn Marja Dombrowska dichtet das Leben selbst in aller seiner Problematik, und da sie sich vom Leben nie entfernt, schuf sie ein großes, starkes Werk.

Hans-Caspar von Zobeltitz hat für seinen Roman „Kora Terry" (Berlin, Steuben-Verlag, Paul G. Esser. RM 4,80) alle Ingredienzien zu Hilfe genommen, die von vornherein größte Spannung und Buntheit sicherstellen. Hier wird das Schicksal einer Varieté-Künstlerin, die zunächst nur sozusagen als Beigabe zu ihrer begabten Schwester in einer gemeinsamen „Nummer" auftrat, geschildert und ihre Fahrten durch die ganze Welt. Die Buntheit des Milieus in den Haupt- und Nebenstädten der ganzen Welt, Beziehungen zu der Creme der Gesellschaft in Europa und Südamerika, Konflikte äußerer und innerer Art von ungewöhnlicher Stärke, die sogar zum Totschlag an der innerlich bösen Schwester führen, aus dem sich dann ein funebres Quiproquo ergibt, wirken in eindringlicher Psychologie und der geschickt gesteigerten Spannung zu einem farbigen Ganzen von großem Reiz sich aus. Aber über der Spannung und dem erregenden Milieu steht ein großer Ernst der Problemstellung, wie ein Mensch aus einer höheren Pflicht heraus nicht nur auf die Freuden des Lebens, sondern sogar auf sein Eigensein verzichten muß, weil nur die letzte und völlige Hingabe auch die schwerste Schuld sühnen kann.

Ein ungewöhnlich nachdenkliches Buch, das vielleicht dazu beitragen kann, in etwas die innere Unsicherheit zu erklären, die seit dem Kriege weite Kreise des englischen Bürgertums ergriffen zu haben scheint und die wohl auch manche Handlung der englischen Nachkriegspolitik verständlich macht, ist der Roman von Howard Spring „O Absalom!", der in der deutschen Übertragung von Hans Thomas mit dem Titel „Geliebte Söhne" erschienen ist (Hamburg, H. Goverts-Verlag). Wir erleben den Aufstieg eines jungen

Menschen aus ärmlichsten Anfängen in hartem Ringen zu einer gesicherten Existenz als erfolgreicher Schriftsteller, und mit ihm die Lebensläufe seiner Jugendfreunde, die sich erneut verbinden sollen durch das Bündnis der Kinder beider Familien. Es kommt der Krieg; sein Sohn, ihm längst entfremdet, ausgezeichnet im Felde, verliert jeden Boden unter den Füßen und verstrickt sich in schwere Schuld. Seinem Jugendfreunde tritt er gegenüber im irischen Aufstand, er bei der englischen Truppe, jener bei den Iren. Der Freund fällt durch den Freund. Der Offizier wird in der Aufgelöstheit aller sittlichen Bindungen zum Mörder und Räuber und stirbt am Galgen. Erschütternd die Schicksale der Eltern und der Frauen zwischen Vater und Sohn. Eine tiefe Resignation und ein Wissen um die Unabwendbarkeit menschlichen Leides wie um die Ohnmacht der Eltern, den Kindern irgendein Leid zu ersparen, machen dieses Buch neben dem eminenten politischen Interesse zu einem aufrüttelnden document humain. — Im preußischen Unheilsjahre 1809 spielt die Erzählung von Fritz Helke „Das Ehrenwort" (Leipzig, Breitkopf & Härtel. RM 3,50). Der Aufstand preußischer Patrioten gegen das französische Joch, getragen von Schill und anderen preußischen Offizieren, soll losbrechen. Hier dreht es sich um die Eroberung Magdeburgs durch einen Handstreich. Der tiefste Konflikt wird offenbar. Auf der einen Seite Offiziere, die im Kampf gegen den äußeren Feind jede Bindung an den König dem höheren Gesetze zu Liebe verneinen und Anarchie und Aufruhr als erlaubte Mittel im Befreiungskampfe ansehen, auf der andern ein preußischer Edelmann, der den Fahneneidkomplex innerlich nicht zu überwinden weiß, in schärfstem Gegensatz zu seinen Standesgenossen und Kameraden gerät, und da er sein Ehrenwort dem Feinde verpfändete, nur noch den Weg ins Freie durch Tod von eigener Hand findet, da sein Herz bei den Kameraden ist. Hier ist mit dichterischer Hand ein gut Stück preußischer Tragik in ihrer letzten Ausprägung gestaltet. —

Zweiundzwanzig Geschichten von Felix Timmermans sind unter dem Titel „Das Licht in der Laterne" in einem Bande vereinigt, Bekanntes und noch nicht Verdeutschtes untereinandergemischt (Leipzig, Inselverlag). Unter den neuen Stücken fesseln besonders „Perlamuna", das Märchen vom geschmolzenen Edelstein, die Abenteuer des Raben Hans und die Geschichte vom Einsiedler mit dem Schwein. Und jedes Stück ist so echt Timmermans, daß man von Herzen an ihm sich freuen kann. —

Der Indianerhäuptling Thecumseh, von dem die Öffentlichkeit so gut wie nichts weiß, war eine der stärksten und bedeutendsten Persönlichkeiten, die das zum Untergang verurteilte Indianertum hervorgebracht hat. Denn er unternahm nicht mehr und nicht weniger als die Rettung seines Volkes, dessen Bedrohung durch die Schießwaffen der angreifenden Weißen und durch die noch tödlichere Waffe des Alkohols er klar erkannte, aus einer großen Konzeption heraus. Er wußte, daß die Indianer gegen diese Feinde, die Amerikaner und die Engländer, zugleich nicht siegen konnten, schlug sich deshalb auf die Seite der Engländer, um mit ihnen die Amerikaner zu vernichten und dann als Sieger den Engländern das seinen Stammesgenossen geraubte Land wieder zu entreißen. Die Engländer setzten nach ihrer damaligen Art die Indianer rücksichtslos im Kampf ein, der sie so schwächte, daß nachher an die Durchführung des großen Planes nicht zu denken war. Thecumseh wächst dadurch in eine tragische Größe, daß er auch nach dem Wissen um den unvermeidlichen Untergang dem großen Ziele männlich und entschlossen treu blieb und sein Leben in der Schlacht am Thamesfluß einsetzte und an der Spitze seiner zweitausend Krieger fiel. Sein Schicksal, sein Streben und Planen und seinen heldenhaften Untergang hat Franz Schauwecker in einem großen Roman „Thecumseh. Erhebung der Prärie" (Berlin, Safari-Verlag. RM 6,50) mit hinreißender Wucht dichterisch gestaltet, daß eine starke Gegenwartsnähe entsteht.

Aus der Geschichte

Den „Roman einer Stadt" nennt Franz Farga sein Buch „Genf" (Zürich, Albert Müller. 32 Kunstdrucktafeln. RM 6,60). Auf Grund eines reichen geschichtlichen Materials schildert Farga in anziehender Form die geschichtliche Vergangenheit Genfs, einer der ältesten Republiken der Welt. In der ältesten Zeit beginnt die Schilderung, die dann das

Anwachsen der Stadt, die Entwicklung ihrer Kultur, den Kampf der freiheitsstolzen Genfer gegen weltliche und geistliche Unterdrücker, die starke Lebenskraft im Mittelalter und ihre Ablösung durch die düstere Aszese Calvins, die inneren Kämpfe und Genf als Zufluchtsort großer Geister darstellt. Genfs Rolle als Sitz der Liga wird nicht mehr berührt, wohl aber in hellsten Farben Genf als Geburtsort und Sitz des Roten Kreuzes. Als Motto steht über diesem interessanten Buche das Wort Talleyrands: „Es gibt fünf Weltteile: Europa, Asien, Amerika, Afrika und Genf." — Die ausgezeichnete wissenschaftliche Arbeit, die Paul Wentzcke im Auftrage der „Gesellschaft für burschenschaftliche Geschichtsforschung" leistet in dem Buche „Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung", ist jetzt bis zum 15. Bande gediehen (Heidelberg, Carl Winter). Dieser Band enthält die Beiträge von Theodor Lorentzen „Die Einigung der Jenaer Burschenschaft 1870 und der Zusammenschluß der Gesamtburschenschaft 1881", „Straßburger Studentenleben zur Zeit des ersten Kaiserreichs" von Joseph Bordmann und Otto Imgart und von Georg Küntzel „Aus dem Leben Heinrichs von Gagern". — Von dem von Professor Dr. Karl Alnor in Verbindung mit Dr. Volquart Pauls und Professor Dr. Carl Petersen herausgegebenen „Handbuch zur schleswigschen Frage" sind vom 3. Bande, der die Teilung Schleswigs 1918—1920 behandelt, die 6., 7. und 8. Lieferung erschienen, dazu das Ergänzungsheft „Die Rechtsfolgen der Eingliederung Nordschleswigs in den dänischen Staatsverband" von Joachim Dieter Bloch (Neumünster, Karl Wachholtz).

Länder und Menschen

Das Buch „Erlebnis Dalmatien" versucht in neuer Form, nämlich durch gemeinsame Arbeit verschiedener Autoren mit Text und Bild eine Landschaft ganz zu erfassen und lebendig darzustellen. Es ist herausgegeben von Herbert Oertel (Berlin, Widukind-Verlag G. m. b. H., 100 Lichtbilder. RM 5,40). Die ausgezeichneten Bilder sind von Horst Hanck-Jentsch, Gerhard Gesemann schrieb über Geschichte und Literatur Dalmatiens, Friedrich Bischoff gibt das Bild der Landschaft, Georg Britting liefert einen sehr hübschen Beitrag über bosnisches Mahl und Heinrich Voggenreiter berichtet über seine Erlebnisse und Erfahrungen auf einer Autofahrt an der dalmatinischen Küste. Eingefügt zwischen diese Aufsätze deutscher Bearbeiter sind Beiträge jugoslawischer Autoren, die in Prosa und Vers von dem geistigen Leben ein gutes Bild geben. —

W. K. von Nohara, der 1899 in Jokohama geboren wurde, hat durch seine Feuilletons in deutschen Zeitungen und seine Bücher über Japan schon lange die Aufmerksamkeit der Lesewelt gefunden. Jetzt berichtet er über „Brasilien, Tag und Nacht" (Berlin, Ernst Rowohlt, mit vielen Bildern). Bei allem persönlichen Stil und einer impressionistischen Schreibweise zeigt doch jede Zeile, daß er das Wesen des Landes und seiner Bewohner mit scharfem Blick erkannt hat, ebenso wie die Problemstellung für dieses, in starker Entwicklung befindliche Land. —

Eine seemännisch hervorragende Leistung vollbrachte die Besatzung der deutschen Jacht „Hamburg", die Ludwig Dinklage in dem frischen Buch „Wir segeln dem Teufel ein Ohr ab" schildert (Leipzig, F. A. Brockhaus, 85 Abb., 2 Karten. RM 5,50). Ein Geleitwort schrieb Kapitän Ludwig Schlimbach, der wahrhaft berufen ist, diese Leistung zu würdigen. Die Jacht „Hamburg" hat glorreiche Vergangenheit; Kapitän Kircheis ist mit ihr um die Welt gesegelt. Schlimbach hat seinerzeit nach seiner Fahrt mit „Störtebecker I" die Anregung gegeben, daß doch deutsche Klubs mithelfen sollten, die großen Möglichkeiten einzusetzen, als Hochseesegler zur besseren Verbindung unter den Völkern beizutragen. Der Hochseesportverband „Hansa" nahm die Anregung auf und ließ seine Jacht mit einer jungen Besatzung unter schwierigsten Umständen auslaufen. Mitten im Winter und seinen Stürmen segelte die „Hamburg" ins Mittelmeer und kehrte nach einem Vierteljahr zurück, nachdem sie ernsteste Stürme siegreich überstanden hatte mit einer Mannschaft, die nun wirklich zu echten Seeleuten herangewachsen war. Die Schilderung ist höchst reizvoll, weil phrasenlos hier ein Seemann vom Leben auf der See berichtet. —

Der Isländer Gunnar Gunnarsson erzählt in seinem Büchlein „Inseln im großen Meer" von den Besuchen der Atlantik-Inseln, die er vor zehn Jahren abstattete und bei denen er die Sehnsucht des Nordländers nach dem Süden erfüllte. Die deutsche Übertragung aus dem Dänischen stammt von Helmut de Boor, die sehr hübschen Zeichnungen von Alfred Mahlau (Braunschweig, Vieweg-Verlag). — Von seinen Erlebnissen unter den Walrobbenfängern im hohen Norden berichtet in nordischen Erzählungen Lars Hansen „In Schnee und Nordlicht" (Potsdam, Rütten & Loening). In einem knappen Stil, der ganz der Härte und Größe des Erlebens und der Leistung entspricht, geben diese Erzählungen seltsame und erregende Ereignisse aus dem Leben der Hochseefischer, das ein hartes und echt männliches ist, wieder. — Der Indianer Wäscha-kwonnesin hat ein letztes Werk vor dem Tode vollendet, „Das einsame Blockhaus" (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. RM 6,— mit 16 Kunstdrucktafeln), deutsche Übertragung von Käte Freiental. Hier ertönt noch einmal das Hohelied der Grenze, in dem Wäscha-kwonnesin alles das zusammenfaßt, was an Menschen, an Landschaft und an Tieren zu der großen und freien Natur gehört, in der er heimisch war. Im ersten Teil, den „Geschichten", bringt er Erzählungen und Erlebnisse, im zweiten, „Mississauga", schildert er die Zeit, als er in seiner Jugend und jungen Mannesjahren im Kanu die Flüsse Kanadas durchfuhr. Im letzten Teil, „Ajawaan", zieht er die Summe seines Lebens in nachdenklicher Erkenntnis. — Gleichfalls in Kanada und seinen unendlichen Wäldern spielt das Buch vom Dämon dieser Wälder, dem Vielfraß, von R. Montgomery, „Carcajou. Der Dämon der kanadischen Wälder" (ebenda, 15 Textzeichnungen von L. D. Cram, deutsche Übertragung von Gerda Sonama. RM 4,80). Das ist ein gutes, weil echtes Tierbuch, in dem ohne Vermenschlichung das Leben dieses gefährlichen Tieres, das von allen anderen Tieren gehaßt wird, erzählt wird. Nach dem Aberglauben der Indianer soll man den Vielfraß nicht töten, weil das Unglück bringen soll, da er von dem bösen Geist eines längst verstorbenen Jägers besessen sein soll. Diese Schilderung ist eingefügt in eine Geschichte von Jägern, die reizvoll genug zu lesen ist.

Literatur

In die „Große Illustrierte Reihe" des Verlages Philipp Reclam jun., Leipzig, die mit Erfolg klassische Werke der deutschen Literatur durch verständnisvolle Illustrierung weiteren Kreisen nahebringt, sind jetzt erschienen auf bemerkenswert gutem Papier: Wilhelm Hauffs „Lichtenstein" und Josef Viktor v. Scheffels „Ekkehard" (je RM 3,75). Zum „Lichtenstein" schuf Kurt Schöllkopf 59 Federzeichnungen, die vollendet sich dem Texte einfügen, weil der Künstler sich der historischen Landschaft ebenso wie der dichterischen Gestaltung mit Liebe einfühlte. Die 40 Holzschnitte zum „Ekkehard" von Karl Stratil machen in Meisterschaft die Zeit, in der Scheffels unsterblicher Roman spielt, lebendig.

Goethes Werke in 12 Bänden sind als „Kleine Festausgabe" im Bibliographischen Institut, Leipzig (je Band RM 3,50), erschienen. Herausgeber sind Robert Petsch und Hermann Blumenthal. Sie beruht auf der 18bändigen Ausgabe vom Jahre 1926. Band zwölf enthält das Lebens- und Wesensbild und Goethes Würdigung als Lyriker, Dramatiker, Epiker, eine Zeittafel, eine chronologische Tabelle der Gedichte und die Anmerkungen. Diese Ausgabe wendet sich nicht an die wissenschaftlichen Kreise, sondern will gerade dem literarhistorisch nicht vorgebildeten Leser Goethe nahebringen. Deshalb ist fast alles Fragmentarische, auch „Pandora" und „Prometheus" u. a. fortgeblieben. Es fehlen — wohl nur aus Raumgründen — die „Italienische Reise", die Urfassungen von „Faust", „Werther", „Wilhelm Meister", die Novellen, die Gelegenheitsdichtungen und Teile des Diwan. — Von der guten Ausgabe von Heinrich von Kleists Werken des gleichen Verlages, die in zweiter Auflage erscheint und auf Grund der Erich Schmidtschen Arbeit von Georg Minde-Pouet, dem berufenen Kleistkenner, neu durchgesehen und erweitert ist, sind jetzt erschienen Band 3—6. Die Ausgabe bringt bekanntlich zeitgenössische Abbildungen. — Mörikes Werke in zwei Bänden (RM 12,—) sind jetzt in den schönen Dünndrucktaschenausgaben des Insel-Verlages

BEILAGENHINWEIS

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Dem vorliegenden Heft unserer Monatsschrift ist folgender Prospekt beigegeben, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Atlantis-Verlag, Berlin-Grunewald, Teplitzer Straße 25 betr. „Vom Minarett zum Bohrturm" (Boveri)



aufgenommen. Ein Nachwort, eine feinsinnige Würdigung von Leben und Werk des schwäbischen Dichters schrieb Ludwig Friedrich Barthel.

Den zweiten Teil seiner Schillerbiographie „Schillers Wander- und Meisterjahre", der des Dichters Schicksale von der Flucht aus Mannheim bis zum frühen Tode behandelt, hat Reinhard Buchwald in die Abschnitte geteilt: Lebensnot und Bildungsnot und Die Vollendung (Leipzig, Insel-Verlag. 9 Bildtafeln), und damit ist die neue Schillerbiographie vollendet, und sie ist es in wahrem Wortsinn, denn Buchwald hat ein endgültiges Bild Schillers, als Dichter und Menschen geschaffen, das in gemeinverständlicher Darstellung den Schiller zeigt, der unseren Tagen so viel zu geben hat. – Wie stark seine Wirkung sich wieder spürbar macht, zeigt auch das von Hartfrid Voß herausgegebene Buch: Friedrich Schiller „Der Weg zur Vollendung" (Ebenhausen, Wilhelm Langewiesche-Brandt, RM 3,60). Diese Auswahl aus Schillers Briefen, seinen philosophischen und ästhetischen Schriften zeigt den Philosophen Schiller, „dessen edle Ungeduld nicht ruhen kann, bis alle Begriffe sich zu einem harmonischen Ganzen geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaft steht". – „Gottfried Kellers Briefe an Vieweg" (Zürich, Verlag der Corona), die einen Zeitraum von 30 Jahren umfassen, bringen Wesentliches und Unentbehrliches zur Kenntnis Kellers. Man wagte kaum mehr zu hoffen, daß eine solche geschlossene Reihe der kostbaren Briefe uns noch beschert würde. Die Herausgabe hat mit gewohnter Akribie Jonas Fränkel vorgenommen.

Ganz besonders reizvoll ist wieder der 16. Band der „Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins", die Otto Günther herausgibt (Stuttgart, J. G. Cotta). Dieser Band bringt unter dem Titel „Aus klassischer Zeit" 23 Scherenschnitte der Luise Duttenhofer. – In der deutschen Bergbücherei ist Adalbert Stifters „Der Waldgänger" erschienen, eingeleitet von Max Stefl (Graz, Styria, RM 2,–). – Von den Dichtern zu den Philosophen. Im Schopenhauer-Gedenkjahr begann der Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, die Herausgabe seiner Sämtlichen Werke, die auf 7 Bände berechnet ist, von denen die ersten beiden erschienen sind. Einer der besten Kenner Schopenhauers, Arthur Hübscher, Präsident der Deutschen Schopenhauer-Gesellschaft, hat die erste Gesamtausgabe, die Julius Frauenstädt besorgte, neu bearbeitet und leitet sie mit einem ausgezeichneten Lebensbild ein, nachdem er in der Einleitung von den Grundsätzen seiner Neubearbeitung Rechenschaft abgelegt hat. Die Ausstattung der Bände, die auch unbekannte Schopenhauerbilder bringen, ist recht gut. – Arthur Hübscher ließ auch eine Sammlung von Aphorismen und Tagebuchblättern „Der junge Schopenhauer" erscheinen (München, Piper. Mit Bildnissen und Faksimiles. RM 3,–). Hier werden erstmalig die Gedanken des jungen Schopenhauer vollzählig zusammengestellt, und es ist höchst reizvoll, das Werden des alten Schopenhauer in den Anfängen des jungen zu verfolgen. – Auch das „Jahrbuch der Schopenhauergesellschaft" hat sich mit seinem 25. Bande in das Zeichen der Huldigung zum 150. Geburtstage des Philosophen gestellt. Es bringt eine große Reihe von Beiträgen, in denen sich seine Verehrer aus allen Ländern in einem starken Bekenntnis und Dank zu ihm zusammenfinden.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Ernst Samhaber, Berlin – Dr. Kurt Flügge, Berlin – Museumsdirektor a. D. Paul F. Schmidt, Berlin – Harald v. Koenigswald, Bornim-Potsdam – Helene d'Alton-Rauch, Potsdam – Dr. Willy Kramp, Caporn/Ostpreußen.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig • DA. II. Vj. 1938: 3762 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,– RM, Jahresabonnement 12,– RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.

ROLF BATHE

Weltwende im Fernen Osten

Nach anderthalbjährigem Feldzug steht heute die japanische Armee im Herzen Chinas. Sie hat Schanghai und Nanking besetzt, hat auf die Lebensader Zentralchinas, das Jangtsebecken und auf die Industriezentren wie Handelsmetropolen Südchinas ihre Hand gelegt, während japanische Blockadeschiffe über Hongkong hinaus bis in die Nähe der Küsten Indochinas streifen, um das „Reich der Mitte" von seinen letzten Zufahrtstraßen über See abzuriegeln. Dem heutigen Geschlecht, das die ungeheure Dynamik des Weltgeschehens im Fernen Osten auf sich wirken läßt, erscheint es kaum mehr vorstellbar, daß nur wenig mehr als vier Jahrzehnte vergangen sind, seitdem das aus den Fesseln eines mittelalterlichen Feudalismus befreite Japan seinen ersten Vorstoß auf den asiatischen Kontinent unternahm und nach einem kurzen erfolgreichen Waffengang mit China auf der Halbinsel Korea Fuß zu fassen suchte.

Nichts vermag die innerhalb weniger Jahrzehnte eingetretene Kräfteverschiebung in Ostasien schärfer zu beleuchten als die Tatsache, daß nach dem Abschluß des japanisch-chinesischen Krieges 1894/95 der rauhe Einspruch Rußlands und anderer europäischer Großmächte genügte, um Japan im Frieden von Shimonoseki zur Räumung von Korea und der Festung Port Arthur zu veranlassen. Zu Lande und zur See siegreich, sah sich Japan damals vom äußersten Rande des Festlandes wieder abgedrängt und auf seine Inseln zurückgeworfen. Seiner Schwäche gegenüber Rußland bewußt, fügte sich Tokio zähneknirschend in die schwere politische Niederlage, die das Schicksal dieser ersten kontinentalen Unternehmung besiegelte. Zehn Jahre später bereits sank das russische Andreaskreuz auf den Panzerforts von Port Arthur, bei Mukden und am Yalu vor dem Sonnenbanner in den Staub. Der erste Waffengang Japans mit einer der stärksten europäischen Großmächte hatte mit einem die ganze Welt verblüffenden Sieg des kleinen asiatischen Inselreichs geendet, das jetzt seine ersten Bastionen auf dem Kontinent errichtete.

Noch einmal versuchten – in ähnlicher Weise wie bei dem Friedensschluß von Shimonoseki – europäische Großmächte gemeinsam mit den Vereinigten Staaten dem mächtig erstarkten Japan in den Arm zu fallen, als es 1931 die mandschurische Frage kurz entschlossen in seinem Sinne löste. Es war ein aus der Genfer Atmosphäre heraus unternommener Versuch am untauglichen Objekt, und nichts hat vor dem abessinischen Debakel dem Ansehen des Völkerbundes einen solchen Stoß versetzt, wie die klägliche Rolle, in die er sich und seine unter britischer Führung nach Ostasien entsandte „Gerichtskommision" – bekannt unter dem Namen Lytton-Kommission – hineinmanövrierte, während Japan unberührt von Protesten und Sanktionsdrohungen die gesamte Mandschurei wirtschaftlich und politisch seinem Machtbereich unterstellte. Rechnet man die nach jahrelang schwelenden Grenzkonflikten angegliederte chinesische Nordprovinz Dschehol und das

als Pufferstaat geschaffene autonome Osthopei hinzu, so erstreckte sich Japans Einflußzone als asiatische Festlandsmacht vor Beginn des Entscheidungskampfes mit China von den Ufern des Amur bis dicht vor die Tore der alten Kaiserstadt Peking; ein festgefügter Länderblock, der 1,5 Millionen Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von mehr als 110 Millionen Menschen umfaßte.

*

Große Konflikte entstehen oft aus kleinen Anlässen, niemals aber aus kleinen Ursachen. Der Anlaß zu dem Kriegsbrand, der jetzt seit 18 Monaten über den Äckern und Städten Chinas lodert, war nichtig: ein nächtlicher Zusammenstoß zwischen einer kleinen japanischen und chinesischen Truppenabteilung auf der Marco-Polo-Brücke bei Peking. Kugelwechsel. Tote und Verwundete auf beiden Seiten. – Dutzende und aber Dutzende ähnlicher Vorkommnisse waren in den letzten Jahren diesem Zusammenstoß vorangegangen, ohne weitergreifende Folgen zu haben, aber dieser blutige Zwischenfall in der Nacht zum 7. Juli 1937, der in eine von starken Spannungen durchzogene Zeit fiel, ließ sich nicht lokalisieren. Er weitete sich aus zu einem bewaffneten Konflikt zwischen Tokio und der Zentralregierung in Nanking, zum Entscheidungskampf Japan – China, dessen Ursachen tief verankert liegen in Japans Glauben an seine Sendung zur Vorherrschaft in Asien, um die es – äußerlich gesehen – heute in schwerstem Ringen mit China steht, sich dabei aber bewußt ist, daß es in Wirklichkeit diesen Kampf über Chinas Kopf hinweg gegen Rußland und die beiden angelsächsischen Großmächte führt. So wurde aus dem winzigen Schneeball die Lawine, die zu vernichtendem Talsturz herabrollte . . .

Dieser Krieg, der jetzt nach dem Einsetzen der Regenperiode über die Schwelle des zweiten Winterfeldzuges getreten ist, hat mit seiner Härte, seiner Dauer und seinen raumverschlingenden Ausmaßen alle Erwartungen und Prophezeiungen der beiden kriegführenden Parteien wie auch aller übrigen in Ostasien stehenden Mächte über den Haufen geworfen. Japan glaubte in anfänglicher Unterschätzung der chinesischen Widerstandskraft, mit einer „Strafexpedition" auszukommen und führte zunächst den Feldzug nur mit halber Kraft und dem begrenzten Ziel, das an Mandschukuo grenzende und mit der Zentralregierung in Nanking nur lose verbundene Gebiet Nordchinas – zusammengefaßt in den fünf Provinzen Tschachar, Suiyaun, Schansi, Hopei und Schantung – militärisch zu besetzen, es dem Einfluß Nankings endgültig zu entziehen und es wirtschaftlich wie politisch dem unter seiner Kontrolle stehenden mandschurischen Block anzugliedern.

An dieser Strafexpedition aber entzündete sich ein Kriegsbrand, der sehr bald vom Norden nach Mittel- und schließlich nach Südchina übersprang, der auf japanischer Seite keine mit halber Kraft geführten militärischen Operationen mehr zuließ und einen ständigen Zufluß frischer Kräfte aus der Heimat erforderlich machte. Auch das japanische Volk bekam zu spüren, daß es sich bei diesem Ringen um den bisher schwersten Krieg seiner Geschichte handelt. Die mit allen Vollmachten ausgestattete Regierung zog die Zügel straff an. Harte kriegswirtschaftliche Maßnahmen waren unvermeidlich. Schwere finanzielle Opfer mußten

der Nation auferlegt werden. Seit dem Ausbruch der Feindseligkeiten hat sich die Regierung in Tokio zu außerordentlichen Kriegsausgaben von 7,4 Milliarden Yen ermächtigen lassen. Ihr volles Gewicht erhält diese Summe erst bei einer Gegenüberstellung mit dem Volkseinkommen Japans. Sie erreicht 39 Prozent des Volkseinkommens von 1937 und würde – auf deutsche Verhältnisse übertragen – einem Betrag von 26,5 Milliarden Mark (Volkseinkommen 1937 in Deutschland: 68,7 Milliarden Mark) entsprechen. Seit langem schon ist sich die Regierung in Tokio klar, daß sie bis zu dem noch nicht absehbaren Ende des Krieges noch in ganz anderem Maße auf die wirtschaftlichen Kraftreserven des Landes zurückgreifen muß.

Auch die chinesische Zentralregierung, vor allem Marschall Tschiangkaischek, in dessen Person sich der chinesische Widerstand verkörpert, haben im Verlauf des Feldzuges manche Hoffnung zu Grabe tragen müssen. Die hinhaltende Kriegführung Tschiangkaischeks baute sich auf der Erwartung auf, die japanischen Armeen würden auf ihrem Vormarsch in der Masse der 450-Millionen-Bevölkerung Chinas versickern und in den unendlichen Weiten des Landes ihr „1812" erleben. Jedoch hat die vorsichtige und mit begrenzten Zielen arbeitende japanische Strategie uferlosen Plänen von vornherein einen Riegel vorgeschoben. Nicht umsonst gab Graf Ishii in London die nachdrückliche Erklärung ab: „Der Feldzug von 1812 ist uns als Warnung immer gegenwärtig!" – Auch die Prophezeiungen der zu ohnmächtigem Zuschauen verurteilten angelsächsischen Großmächte und Sowjetrußlands, daß Japan sich bei längerer Dauer des Krieges wirtschaftlich und militärisch verbluten würde, haben sich weder bisher erfüllt, noch kann in absehbarer Zeit mit einem solchen Erschöpfungszustand Japans gerechnet werden. Alle Anzeichen der letzten Monate deuten vielmehr darauf hin, daß Japan jetzt erst beginnt, seine ganze Kraft in die Waagschale zu werfen.

*

Aus der verwirrenden Fülle des kriegerischen Geschehens schälen sich deutlich vier große Kampfabschnitte heraus, die den militärischen Operationen und den strategischen Zielen auf beiden Seiten der Front ihr Gepräge geben. Seinen Auftakt nahm dieses gewaltige Ringen an der „Nordfront", in den fünf nordchinesischen Provinzen, die die Grenzen des japanischen Festlandsblocks berühren. Die Entscheidung in diesem Raum, der etwa der doppelten Größe des Deutschen Reiches entspricht, fiel nach dem Zusammenbruch des chinesischen Widerstandes am Nankau-Paß und bei Kalgan noch im Verlauf der ersten vier Feldzugsmonate. Im Spätherbst 1937 verlagerte sich das Schwergewicht der Operationen ruckartig nach Mittelchina, wo Marschall Tschiangkaischek innerhalb des Dreiecks Nanking – Schanghai – Hangtschau eine Armee von 300000 Mann, darunter eine Anzahl Elitedivisionen der gut geschulten und von ausgezeichneter Kampfmoral erfüllten Zentraltruppen, zusammengeballt hatte. In diesem zweiten Kampfabschnitt, der im Ringen um Schanghai und die Hauptstadt Nanking gipfelte, wich der chinesische Marschall von der Grundlinie seiner als einzig möglich erkannten Ermattungsstrategie ab und ließ seine Kerntruppen sich am Feinde fest-

beißen. Die Folge hiervon waren außerordentlich hohe, blutige Verluste der Chinesen, die die Erinnerung an die Blutopfer in den Brennpunkten des Weltkrieges wachrufen.

Noch bevor 1937 zu Ende ging, war Nanking gefallen und damit für die Japaner eine wichtige Ausfallpforte zum Jangtsebecken gewonnen. Daß der japanische Oberbefehlshaber, General Hata, diesen entscheidenden Sieg nicht auszunutzen vermochte, um dem schwer erschütterten Gegner einen tödlichen Stoß zu versetzen und die Armeen des chinesischen Marschalls bis zur völligen Auflösung zu zerschlagen, bildet einen interessanten Beitrag zu dem Kapitel „Kriegführung und Politik". Noch hatte sich zu diesem Zeitpunkt die Regierung in Tokio, die diesen Krieg so wenig gewollt hat wie Tschiangkaischek, nicht zu dem Entschluß durchringen können, die volle Kraft der Nation in die Waagschale zu werfen. In berechtigter Sorge um Japans Isolierung und die möglichen Gegner von morgen gab sie dem Drängen der Heeresleitung auf eine Verschärfung des Kriegskurses nur zögernd und in unzureichendem Maße nach. Erst die monatelang anhaltenden, grimmigen Kämpfe in der dritten Phase dieses Feldzuges im Frühjahr 1938, die wieder die Nordfront am Gelben Fluß (Hoangho) und am Kaiserkanal in Schantung als Hauptkriegsschauplatz sahen, zerstörten die letzten Hoffnungen der japanischen Politik, den Krieg noch lokalisieren und zu einem baldigen Abschluß bringen zu können. Ungebrochen blieb die Haltung Tschiangkaischeks trotz der Niederlagen bei Nanking und bei Hsütschau, die den letzten Widerstand der am Gelben Fluß fechtenden chinesischen Heeresmasse von 50 Divisionen (500 000 Mann) zerbrachen, unversöhnlicher denn je lauteten seine flammenden Aufrufe, die er aus der neuen Kriegshauptstadt Tschungking an die Bevölkerung Chinas erließ: „China hat bereits viel erduldet und wird noch mehr auf sich nehmen müssen. W e n n das Land entschlossen ist, die mit dem Krieg verbundenen Leiden willig zu ertragen, wird der Endsieg auf seiner Seite sein."

Mit dem Siege der Japaner bei Hsütschau, der die letzten Pfeiler der chinesischen Nordfront zum Einsturz brachte und die vollständige Okkupation Nordchinas besiegelte, fällt ein entscheidender Wendepunkt in der politischen Führung des Krieges durch Japan zusammen. Mit der Bildung eines „Kabinetts der nationalen Entschlossenheit" im Mai 1938 und der Durchführung eines scharfen autoritären Kurses ist die Strömung innerhalb der japanischen Regierung durchgedrungen, die eine endgültige Lösung des seit Jahren schwärenden chinesischen Problems erzwingen soll. Totale Mobilmachung im Innern und Kriegführung unter Einsatz aller nationalen Kräfte lautete die Parole, die von jetzt an die Entschlüsse und das Handeln der politischen und militärischen Führung diktierte.

Der vierte und entscheidende Abschnitt des Feldzuges, der Stoß in das Jangtsebecken, „das Herz Chinas", und der Angriff auf Hankau und Kanton standen bereits im Zeichen dieses neuen Kurses. Es ist hier nicht der Platz, auf diese Operation näher einzugehen, die sich von der Ausgangsbasis Nanking in einem beispiellosen Vormarsch weit über 1000 Kilometer tief den Jangtse stromaufwärts in das Innere Südchinas hineinfraß, die trotz Minen und Flußsperren Teile der japanischen Kriegsflotte als Sturmbock der Armee sah und ein ideales Zusammen-

wirken von Panzer- und Fliegergeschwadern und besonders beweglich gemachten Infanteriedivisionen zeigte, das auch den zähesten Widerstand der heldenhaft fechtenden und gut ausgerüsteten chinesischen Verteidiger brach. Gleichzeitig setzte sich mit dem Herannahen der Yangtse-Stoßgruppe an Hankau ein japanisches Landungskorps unweit der britischen Kronkolonie an der Küste fest, durchmaß in Eilmärschen die 150 Kilometer, die es von Kanton trennten, und nahm in überraschendem Zufassen diese Millionenstadt kampflos in Besitz.

★

Mit dem Fall von Hankau und Kanton hat der harte Feldzug des Jahres 1938 für Japan seine Krönung gefunden. Nach anderthalbjährigem Kriege kann die japanische Wehrmacht auf eine Reihe eindrucksvoller Erfolge zurückblicken. An der Jahreswende 1938/39 ist das gesamte Nordchina mit seinen reichen Kohlen- und Erzbecken und den für die heimische Versorgung so lebenswichtigen Baumwollplantagen japanisches Okkupationsgebiet. Japan sitzt in Nanking und führt in dem Welthafen Schanghai, der europäischen Kapitalmetropole, ein scharfes Regiment. Seine Flagge weht über dem Becken des Yangtse mit seinen 200 Millionen Bewohnern und über den Wirtschaftszentren Südchinas, den Millionenstädten Hankau und Kanton.

Stärkere Schatten weist allerdings das politische Bild auf. Obwohl die Lage der Zentralregierung ernst erscheint, hält sie unter dem Einfluß der starken Führerpersönlichkeit des Marschalls Tschiangkaischek unentwegt an der Fortsetzung des Krieges fest. China zählt im bisherigen Verlauf des Krieges einen Verlust von einer Million Menschen. Es hat zehn seiner reichsten Provinzen mit den industriellen Kerngebieten verloren. Mehr als 90% seines Eisenbahnnetzes sind ihm genommen. Mit dem Fall von Kanton ist ihm auch das letzte Tor verriegelt worden, durch das sich über das britische Hongkong bis zum Herbst 1938 ein gewaltiger Strom von Kriegsmaterial ergoß. Die einzige Verbindung zur Außenwelt läuft über eine Schmalspurbahn, die von Französisch-Indochina in die westliche Grenzprovinz Yünnan führt, und außerdem noch eine über mehrere tausend Kilometer sich erstreckende Straßenverbindung nach Sowjetrußland.

Was gibt dem chinesischen Marschall die Kraft unter diesen trostlosen Verhältnissen auf seinem hartnäckigen Widerstand zu beharren? Es ist die im Schmelzofen des Krieges entstandene nationale Geschlossenheit, die bisher alle Gewaltproben bestanden hat. Sie bildet einen großen politischen Gewinn dieses an militärischen Niederlagen so reichen Jahres. – Man muß sich die Kriegführung Zentralchinas ansehen, um zu begreifen, zu welchen beispiellosen Opfern dieser junge Nationalismus fähig gewesen ist. Er ist nicht einmal vor der grausamsten Selbstverstümmelung zurückgeschreckt und hat Feuer und Wasser zu Hilfe gerufen, um dem Feind den Vormarsch zu erschweren oder ihm den Aufenthalt unerträglich zu machen. Während der erbitterten Kämpfe am Gelben Fluß haben chinesische Truppen an 150 Stellen gleichzeitig die Dämme des Hoangho durchstochen und Ländereien vom Umfang der Provinzen Brandenburg und Pommern dem Verderben preisgegeben. Millionen Menschen sah diese Flutkatastrophe, vor

der die Überschwemmung Westflanderns 1914 zu einem Nichts zusammenschrumpft, auf der Flucht vor dem entfesselten Element.

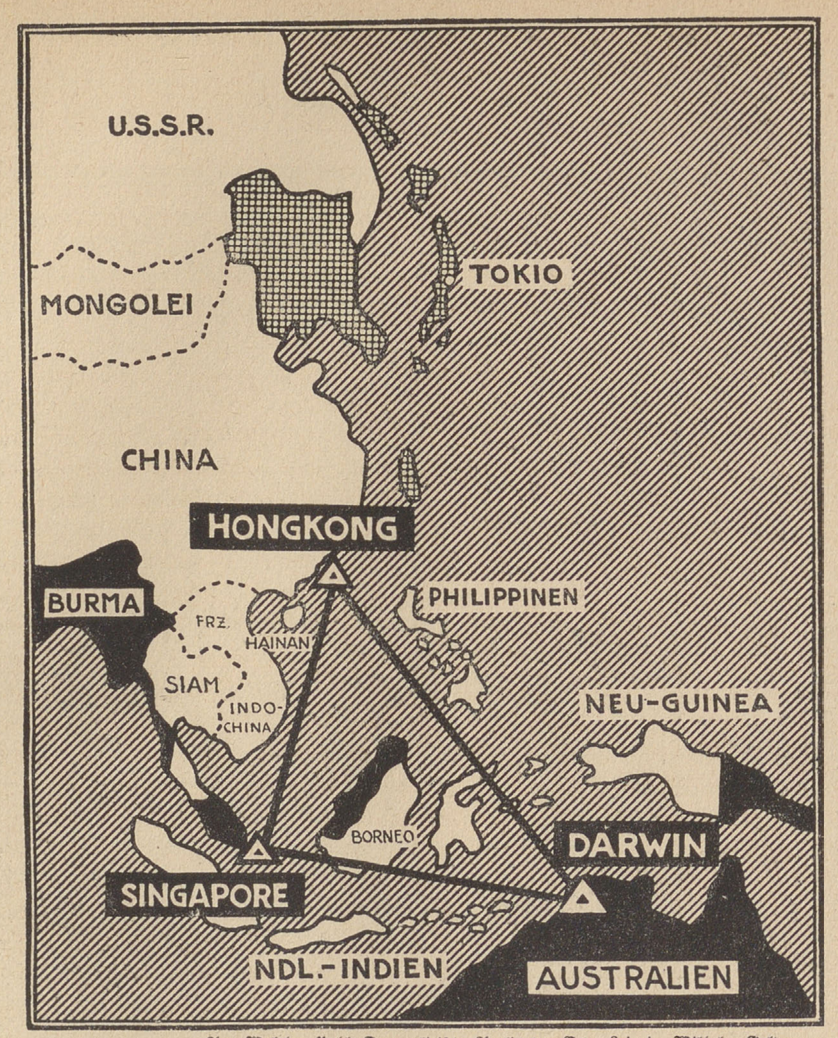
Ganze Landstriche, zahlreiche Städte, darunter Großstädte von mehreren hunderttausend Bewohnern wurden das Opfer der „Politik der versengten Erde", die dem vordringenden Gegner nichts als Schutt und Asche hinterlassen wollte. Ein Nationalismus, der zu derartigen Opfern fähig ist und seine Feuerprobe in allen Prüfungen des vergangenen Jahres bestanden hat, bildet eine gewaltige Kraftreserve und stärkt der Führung den Rücken, auch in einer militärisch schwierigen Lage auszuharren und die Zeit als Bundesgenossen arbeiten zu lassen.

*

Aber so fern auch das Ende dieses Krieges sein mag, Japan ist entschlossen, den Kampf bis zur völligen Vernichtung des Gegners, d. h. bis zur Unterwerfung bzw. Abdankung der Zentralregierung, zu führen. Japan hat seine Kriegsziele klar umrissen: keine Eroberung Chinas, keine Annexionen, Schonung der nationalen Gefühle, aber Vereinigung Chinas mit Japan und Mandschukuo zu einem gewaltigen, politisch und wirtschaftlich einheitlichen Völkerblock.

Der ostasiatische Block von 550 Millionen Menschen, von Sibiriens Grenzen am Amur bis zum Pazifik, geeint durch Rasse und Kultur und dem soldatischen Führungsanspruch Tokios unterstehend, das ist das Ziel, das sich Japan gesteckt hat. Japan greift nach den Sternen. Jetzt oder nie sieht es den Zeitpunkt gekommen, ein asiatisches Imperium zu schmieden, das keine fremden Machtansprüche im Fernen Osten mehr duldet. Der Neunmächtepakt ist im Sturm dieses weltgeschichtlichen Geschehens in alle Winde zerflattert. Chinas „offene Tür", durch die allein 18 Milliarden Mark britischen Kapitals geströmt sind, ist zugeschlagen. Das dünne Gerüst wirtschaftlicher und politischer Privilegien, die sich vor allem der angelsächsische Imperialismus in China errichtet hat, ist eingestürzt. In den britischen Kontoren Schanghais geht das düstere Wort um: „Zuletzt gibt es in Ostasien nur noch e i n e offene Tür, die, durch die wir alle hinausfliegen — wenn wir Glück haben, noch mit Sack und Pack, wenn wir keins haben, mit dem nackten Leben oder ohne dieses letzte Handelsgut . . ."

Japan überstürzt nichts. Es kennt die Gefahren seiner Isolierung, aber es kennt auch die Schwächen seiner Gegner von morgen, vor allem die augenblickliche Schwäche Englands im ostasiatischen Raum. Am klarsten brachte der britische Marinesachverständige Domvile Englands Einstellung zu den Ereignissen im Fernen Osten mit der Feststellung zum Ausdruck: „Es ist unmöglich, die Lage im Fernen Osten zu betrachten, ohne gleichzeitig die Situation anderswo zu untersuchen. S t r a t e g i e i s t s o g a r n o c h u n t e i l b a r e r, als sich dies bei Herrn Litwinows Frieden gezeigt hat." Mit der Einengung der britischen Kronkolonie Hongkong durch japanische Stützpunkte, mit der Abschneidung seiner nach China hineinziehenden Lebensader, der Bahn Hongkong — Kanton, hat Japan dem „stählernen Dreieck" Hongkong — Singapore — Port Darwin die Spitze abgebrochen. Hongkong ist ein verlorener Posten geworden. Ob dies zu einer völligen Räumung des westlichen Pazifik als britischer Interessenzone führen wird, wie es



Aus Walther Pahl, Das politische Antlitz der Erde. Leipzig, Wilhelm Goldmann

schon vor Jahren weitsichtige britische Marinepolitiker mit dem Rückzug auf die Linie Singapore – Port Darwin gefordert haben, muß die Entwicklung lehren.

Noch ist im Fernen Osten alles in Fluß. Wie das neue Antlitz Ostasiens aussehen wird, wie sich in diesem mit Spannungen geladenen Raum das Verhältnis des japanischen Imperiums zu den angelsächsischen Mächten und zu Sowjetrußland gestalten wird, liegt im Dunkel der Zukunft verhüllt. Zur Zeit aber gibt es keine außerasiatische Macht, die in der Lage wäre, Japans Operationsfreiheit zu binden. Ein Umbau von weltgeschichtlicher Bedeutung ist im Fernen Osten im Gange. Es gibt hier kein Zurück mehr.

Die Karte des Monats

Italien im westlichen Mittelmeer



Skizze: Walther Pahl — Zeichnung: Rudolf Heinisch

Etwa 75% der nach Italien eingeführten Güter kommen aus Ländern außerhalb des Mittelmeeres. Rund 70% dieser Einfuhren passieren die Straße von Gibraltar, rund 17% den Suezkanal und rund 13% die Dardanellen. Die Erdöleinfuhr Italiens im Jahre 1937 verteilte sich auf die einzelnen Routen etwa wie folgt: via Gibraltar 47,8%, aus dem Schwarzen Meer 23,5%, via Suez 16,3%, aus dem Mittelmeer 12,3%.

GERTRUD KLEINAU

Die Frau im Recht der Völker

Im Recht der Völker spiegeln sich nicht nur ihr Kulturstand und ihr Sittenleben, es spiegelt sich auch der lange Weg, den das Recht selbst gegangen ist, der Weg vom Religiösen zum Weltlichen – falls man diese Unterscheidung vornehmen will – vom Streben, Ordnung in die elementarsten Vorgänge des Menschenlebens zu bringen, bis zur Arbeitsregulierung in den modernen Industriestaaten. Denn schließlich ist Recht, ebenso wie Kultur überhaupt, nichts anderes als der sichtbare Ausdruck für ein instinkthaftes Wissen um letzte Notwendigkeiten; es ist das Bemühen, da einen Ausgleich zu schaffen, wo die Natur Ungleichheit der Kräfte gesetzt hat und wo erst durch deren Ausbalancierung eine höhere Forderung erfüllt werden kann.

Auf keinem Gebiet tritt dies Problem so deutlich hervor wie auf dem der Beziehungen zwischen Frau und Mann; hier wird der Versuch erkennbar, die größere physische Kraft des Mannes, seine ungehemmtere Bewegungsfreiheit zu beschränken durch Gesetze zum Schutz der weiblichen Gesundheit und zur Sicherung der Fortpflanzungsaufgabe der Frau. Bei der Betrachtung dieses Fragenkomplexes muß man allerdings unterscheiden zwischen echten Schutzgesetzen und solchen, die im Grunde nur den Zweck haben, die Konkurrenz von seiten der Frau auszuschalten, also dem Mann einen unbequemen Wettbewerb zu ersparen. Maßgebend für die Stellung der Frau im Volkskörper ist natürlich nicht das kodifizierte Recht allein, sondern auch – und zwar ebenso stark – das ungeschriebene Gesetz, die Tradition.

Kein Geringerer als der herzhafte Hasser alles Deutschen, der alte Tiger Clemenceau, hat sich mit der Frauenfrage eingehend beschäftigt; sie war ihm wichtig genug, um ihr ein ganzes Studium zu widmen, angefangen bei der Botanik. Sein langjähriger Privatsekretär, Jean Martet, plaudert in sehr amüsanter Weise darüber und erzählt, daß sein alter Freund und Gönner z. B. die grundlegende Untersuchung vorgenommen habe, festzustellen, wieviel Luft die weiblichen, bzw. männlichen Pflanzen zu ihrer Existenz brauchen, um daraus Schlüsse zu ziehen für Arbeitsmöglichkeiten bei Frau und Mann. Wir registrieren hier, wie schon oft, die biologische Denkform des Franzosen, jedoch zur Beurteilung der heutigen gesellschaftlichen und rechtlichen Position der Frau in den verschiedenen Ländern erübrigt sich ein derartig zeitraubendes und mühseliges Studium, wie Clemenceau es betrieben hat; wir können es uns bequemer machen. Das „Institut für vergleichendes Recht an der Pariser Universität" hat in einem dicken Band die Rechtslage der Frau in 65 Ländern geschildert. Das sehr umfangreiche Werk wurde in vierjähriger Arbeit zusammengestellt und umfaßt öffentliches Recht, Privatrecht und Strafrecht.

Betrachten wir z. B. die Stellung der Frau in Frankreich, so zeigt sich, daß die französische Frau keine „politischen Rechte" besitzt, also nicht wählen und selbst

nicht in die Parlamente gewählt werden kann, obgleich Vorstöße nach dieser Richtung bereits des öfteren gemacht wurden. In einer Anzahl von Fällen jedoch sind Frauen in der Verwaltung tätig. Der Nichtbesitz des Wahlrechtes bedeutet — aufs ganze gesehen — keineswegs, daß es der Französin schlechter geht als den Frauen derjenigen Länder, die ihnen die vollen politischen Rechte gewähren. Das politische Manko im Leben der Frau Frankreichs würde erst dann von Belang werden, wenn als Konsequenz tatsächlich eine Herabdrückung ihrer Position innerhalb des Volksganzen dadurch herauskäme. Wie man weiß, spielt die französische Frau eine sehr große und ihr gern zuerkannte Rolle im Leben ihres Volkes. Die Fälle, in denen französische Gerichte außerordentlich schonend mit angeklagten Frauen umgehen, sind nicht selten und stehen häufig in merklichem Gegensatz zu den Gepflogenheiten mancher anderen Länder. Ganz kürzlich ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß eine Frau, Jeanne Lanvin, Offizier der Ehrenlegion geworden sei. Es handelt sich um die Inhaberin eines der größten Pariser Modesalons, die, einst kleine Midinette, aus den allerbescheidensten Anfängen heraus ihren Aufstieg begann. Sie wurde vom Arbeitsministerium für die hohe Auszeichnung vorgeschlagen, und die Begründung dafür lautete, daß „die Modeindustrie nicht nur einen außerordentlich wichtigen Posten in der französischen Wirtschaft und besonders der Ausfuhrstatistik darstelle, sondern daß der Staat — wie es einmal ein hoher französischer Politiker ausdrückte — die Mode, ebenso wie die Kunst und die Küche als inoffizielle Botschafter Frankreichs in aller Welt schätze". Würde man sich vorstellen können, daß Jeanne Lanvin gegen ihre angesehene und außerdem sehr lukrative Position einen Sitz im Parlament eintauschen möchte?

In der Wahl irgendeines freien Berufes ist die unverheiratete französische Frau also nicht beschränkt. Die Ehefrau aber untersteht, wie auch in vielen andern Ländern, der Autorität des Ehemannes. Bei einem Widerstand des Ehemannes gegen eine Berufsausübung seiner Frau handelt es sich indessen — praktisch — eigentlich stets nur um Fälle, in denen sie in Theatern, öffentlichen Lokalen usw. aufzutreten wünscht. Eine umfangreiche Schutzgesetzgebung regelt die Arbeit der Frau auf den verschiedensten Gebieten, mit ganz besonderer Berücksichtigung der werdenden und der stillenden Mutter.

Einen besonders tiefen Einblick in Seele und Sitte eines Volkes gestattet die Kenntnis des Familienrechtes, denn in der Familie liegt die Quelle alles Werdens, und es mag daher vielleicht auch besonders schwierig sein, an diesem innerlichsten Punkt Veränderungen vorzunehmen. Dennoch, gerade w e i l die Familie der Ausgangspunkt für die gesamte Entfaltung eines Volkes ist, darf eine weise Gesetzgebung nicht das Mißverhältnis übersehen, das oft gerade hier noch zwischen der Forderung nach Ausbalancierung der Kräfte und den wirklich bestehenden Verhältnissen besteht.

Die französische Ehefrau untersteht — wie schon gesagt — der Autorität ihres Mannes. Durch die Tatsache ihrer Verheiratung verliert sie ihr freies Verfügungsrecht. Sie ist in zahlreichen Fällen auf die Zustimmung ihres Gatten angewiesen, z. B. bei der Unterschrift unter einen Vertrag, bei der Annahme

oder Ablehnung einer Erbschaft, zur Einleitung eines juristischen Aktes, zur Beleihung ihres Besitzes usw. Jedoch darf sie frei über die Einkünfte, die ihr aus ihrer eigenen Arbeit zufließen, verfügen, ebenso bleibt ihr, selbst bei Gütergemeinschaft, die Verfügung über ihren unbeweglichen persönlichen Besitz, während der Ehemann mit ihrem beweglichen Gut frei schalten und walten kann. Bei Bestehen eines Ehekontraktes gelten natürlich die jeweiligen Abmachungen. Die väterliche Gewalt über die Kinder liegt, wie schon der Name sagt, bei dem Vater; bei seinem Tode kann die Mutter Vormund ihrer minderjährigen Kinder sein, doch kann der Vater für diesen Fall bei seinen Lebzeiten einen Gegenvormund ernennen.

Im Strafrecht gibt es grundsätzlich keinen Unterschied zwischen Frau und Mann, wenn man von einigen Sonderbestimmungen für schwangere Frauen absieht. Ebenfalls wird die Todesstrafe in Frankreich bei Frauen nicht ausgeführt, sondern in lebenslängliche Zwangsarbeit umgewandelt.

Wenn wir uns mit der Lage der englischen Frau beschäftigen, so fällt uns sofort eine sonderbare historische Tatsache auf: längst ehe die englische Gesetzgebung den Frauen die vollen Bürgerrechte verlieh, gestand in einem der wichtigsten Punkte das Land dem weiblichen Geschlecht die restlose Gleichberechtigung mit dem Manne zu: in der Thronfolge. Die regierende Königin hat in England genau die gleiche Stellung wie der König, während die Gemahlin des Königs die juristische Stellung der unverheirateten Frau besitzt. Diese Tatsache war so lange von Interesse, wie die verheiratete Frau in England außerordentlich stark gebunden war, dem Ausspruch Blackstone's entsprechend, daß Mann und Frau durch die Eheschließung eine einzige juristische Persönlichkeit würden, wodurch der Mann natürlich in den Besitz der ehelichen Gewalt gelangte. Ebenso, wie gegebenenfalls eine Frau das unbedingte Anrecht auf den Thron hatte, war die Erbfolge der Frauen auch im Lehensrecht gesichert. Die Peeresses of England sind also von sich aus Herzoginnen, Marquisen, Gräfinnen, Vikomtessen und Baroninnen. Sie besitzen jedoch nur das Recht, im House of Commons zu erscheinen. Da die englische Frau sich jetzt einer der Position des Mannes völlig ebenbürtigen Stellung erfreut und da die Minister aus den Mitgliedern des House of Commons gewählt werden, kann, dem Gesetz nach, die Engländerin Minister werden. Im Jahre 1908 erlebte England in der Person der Mrs. Garret Andersen seinen ersten weiblichen Bürgermeister, was auf Grund der „Local Government Act" von 1894 möglich geworden war. Das Wahlrecht folgte erst zwischen 1918 und 1928 nach. Es ist also die Tatsache festzustellen, daß die Frauen in England – ehe sie die politischen Rechte besaßen – bereits an der Verwaltung des Landes teilhatten. Vom Jahre 1844 datieren die Anfänge zur Schutzgesetzgebung für die arbeitende Frau. Es ist, ebenso wie in andern Ländern, die Zeit, da die Entwicklung der Industrie derartige Maßnahmen nötig machte. Die bereits erwähnten Worte Blackstone's: „durch die Eheschließung werden Mann und Frau eine einzige juristische Persönlichkeit, d. h. die legale Existenz der Frau wird während ihrer Ehe aufgehoben oder ist mehr oder weniger in der des Mannes verkörpert und

verwurzelt", bezeichnen die klassische Auffassung des „Common Law". Aus dieser Rechtskonzeption ergaben sich alle juristischen Rechte, Pflichten und Befugnisse der Ehegatten in ihrer Eigenschaft als solche. Die Zeit und die veränderten Verhältnisse haben eine völlige Wandlung in den Anschauungen über die eheliche Beziehung mit sich gebracht. Es ist heute eigentlich so, daß die Ehe für den Mann im wesentlichen die Verpflichtung bedeutet, der Frau die nötigen Existenzmittel zur Verfügung zu stellen, allerdings jeweils den Verhältnissen entsprechend. Durch diese letzte Einschränkung hat die englische Gesetzgebung in hervorragender Weise einen Ausgleich gefunden zwischen dem Grundsatz der ehelichen Gewalt und der Anerkennung des der Frau allein zustehenden Rechtes der Haushaltführung. Im Fall einer Scheidung ist der Mann verpflichtet, für den Unterhalt seiner ehemaligen Frau weiter zu sorgen, gleichgültig, ob er sie verlassen hat oder ob sie gezwungen war, durch Verlassen der gemeinsamen Wohnung, sich einer unwürdigen Behandlung von seiner Seite zu entziehen. Das Einzige, was ihn von dieser Verpflichtung befreit, ist Ehebruch der Frau. Durch diese Maßnahme will man vermeiden, daß die Frau, mittellos, eventuell der Allgemeinheit zur Last fällt. Im übrigen ist der gesetzliche Zustand in der Ehe der der Gütertrennung.

In Amerika hat es erhebliche Kämpfe gegeben, ehe die Frau in den Besitz der vollen Bürgerrechte gelangte. Die Frauenfrage wurde dort in Zusammenhang mit der Frage der Sklavenbefreiung gebracht. Die ersten bescheidenen Schritte auf dem Wege zur Emanzipation der Frauen machte im Jahre 1869 der Staat Wyoming, damals noch ein Territorium. Er verlieh ihnen das Recht, die Schuldirektoren zu wählen. (School Suffrage.) Die Kämpfe gingen weiter, bis schließlich am 26. August 1920 der Endsieg erfochten wurde, so daß von jenem Tage an sich die Frauen in ganz Amerika der vollen Bürgerrechte erfreuen. Zugunsten der arbeitenden Frau existiert wohl eine Anzahl von Schutzgesetzen, doch ist es z. B. nie dahin gekommen, einen Mindestlohn für weibliche Arbeitskräfte festzusetzen. In der Ehe genießt die Amerikanerin völlige Gleichstellung mit dem Mann. Er ist sogar verpflichtet, auch dann für ihren Unterhalt zu sorgen, wenn ihre pekuniäre Lage besser ist als die seine. Mit Ausnahme von Mississippi stellen alle Staaten das Verlassen der Familie durch den Mann unter Strafe. Es gibt zwei Formen für dieses Delikt: das Verlassen der ehelichen Wohnung und die Weigerung, den Haushalt zu erhalten. Die Gesetze, die dabei in Anwendung kommen, sind bekannt unter dem Namen: Lazy Husband's Laws.

In Italien ist die Frau verhältnismäßig stark in der Verwaltung des Landes tätig; so nimmt sie z. B. teil an den Versammlungen der Syndikate und der Korporationen und kann sogar den Vorsitz dabei führen. Ein Gesetz vom 20. März 1930 schloß die Frauen vom Nationalrat aus. Die Formel wurde in der Verordnung vom 5. Februar 1934 nicht wiederholt, so daß für die Frauen die Mitgliedschaft im Rat jetzt möglich ist. Sie sind zugelassen, unter den gleichen Bedingungen wie der Mann, zu allen Berufen und öffentlichen Posten, ausgenommen zu hohen juristischen, politischen und militärischen Funktionen. Sämtliche übrigen, besonders auch die freien Berufe, sind ihnen zugänglich. Ein Gesetz vom 26. April 1934 (in Kraft seit dem 12. August 1936) stellt die arbeitende Frau

und das minderjährige Mädchen unter staatlichen Schutz. In der Ehe hat die Italienerin volle Verfügungsberechtigung; die gesetzliche Form ist die der Gütertrennung. Da es in Italien – entsprechend der katholischen Auffassung – keine Ehescheidung gibt, so erscheint die Tatsache, der Gütertrennung befremdlich und sinnwidrig. Wir sehen hier, wie schon an anderer Stelle angedeutet, den Einbruch einer modernen Gesetzgebung in eine alte religiöse Tradition, und man darf die Frage aufwerfen, wie wohl schließlich dieser offenbar als Mißklang empfundene Zustand einerseits den weltlichen, andererseits den religiösen Bedürfnissen des Volkes angepaßt werden soll. Es ist jedenfalls interessant zu erfahren, daß Bestrebungen vorhanden sind, um neuerdings die Gütergemeinschaft wieder einzuführen.

Daß die Frau unter islamischem Gesetz keine politischen Rechte genießt, wird kaum Verwunderung erregen, wenn man die Voraussetzungen bedenkt, unter denen der Prophet seine soziale Ordnung schuf. Jedoch ist z. B. der Ägypterin die Betätigung in öffentlichen Ämtern nicht untersagt. Vielleicht erweist sich diese negative Tatsache für später als Ansatzpunkt zu einer positiven Entwicklung im Leben der ägyptischen Frau. Die Thronfolge ist allein dem Manne vorbehalten. Im übrigen steht der Ägypterin jeder freie Beruf offen; sie hat jedoch von all den verschiedenen Möglichkeiten bisher nur sehr geringen Gebrauch gemacht. Am aufschlußreichsten ist entschieden auch hier eine Betrachtung des Familienrechtes. Die Form der Eheschließung basiert noch auf Überresten der alten Kaufehe. Der Bräutigam stellt der Braut vor der Hochzeit eine seinen Verhältnissen entsprechende Summe zur Verfügung zur „Vorbereitung auf die Ehe", d. h. daß er – praktisch – die Kosten für ihre persönliche Aussteuer trägt. Nach der Hochzeit hält er wiederum eine Summe bereit, um seine Frau im Fall einer Scheidung – das bedeutet hierbei allerdings: Verstoßung – pekuniär sicherzustellen. Da die Frau bei der Heirat in das Haus ihres Mannes eintritt, so ist in Wirklichkeit die Lage die, daß sämtliche Kosten, die mit der Familiengründung verbunden sind, vom Mann bestritten werden. Die Erhaltung des Haushalts liegt allein ihm ob; er kann sogar zur Erfüllung dieser Aufgabe durch körperliche Strafen gezwungen werden. Wird die Ehe geschieden, so ist der Ehemann verpflichtet, seiner Frau die bei der Heirat festgesetzte Summe zu übergeben; außerdem hat er im ersten Jahr nach ihrer Trennung noch extra für ihren Unterhalt zu sorgen. Es versteht sich von selbst, daß während der Ehe die Frau über ihren persönlichen Besitz allein bestimmt. Wir sehen also hier, daß die ursprüngliche Form der Kaufehe sich in der Praxis zu einer hervorragenden Sicherung für die Frau entwickelt hat. Betrachten wir nun das Erbrecht, so müssen wir eine weitgehende Verschiedenheit von unseren europäischen Gebräuchen feststellen. Diese Verschiedenheit ist einerseits der notwendige Ausgleich zu den Verpflichtungen des Mannes als Ehegatte, andererseits ist sie die Folge des ganz anders gearteten Aufbaus der Familie. Wir dürfen nicht vergessen, daß dem mohammedanischen Mann vier Frauen in legitimer Ehe gestattet sind. Daraus ergibt sich naturgemäß eine entsprechende Erbfolge. Eine Sonderstellung in unserer Betrachtung nimmt die Türkei ein. Der jüngst verstorbene Atatürk hat in seiner großen Revolution auch den Frauen

seines Volkes eine der modernsten und fortschrittlichsten Gesetzgebungen gebracht, die wir kennen. Man kann hier nicht mehr von einem Einbruch in alte religiöse und soziale Ordnungen sprechen; hier hat ein Sturm alles, was einst existierte, fortgewischt, und etwas Neues ist entstanden, von dem wir allerdings nicht wissen können, ob es in seinen Einzelheiten wirklich schon ganz seelisches und geistiges Eigentum aller Volksschichten geworden ist. Denn während Evolution in einem langen Prozeß von innen nach außen Wandlungen schafft, werden durch den Willen eines Einzelnen tiefgreifende Veränderungen schroff und unvermittelt von außen oktroyiert. Es dauert gewöhnlich geraume Zeit, bis — auf diesem umgekehrten Wege — die Veränderungen durch das Bewußtsein hindurch, in die Tiefen des Unbewußten gedrungen, dort feste Wurzel geschlagen haben.

Die Türkei hat im wesentlichen das bürgerliche Recht der Schweiz übernommen und geht im Hinblick auf die Frau sogar noch über die Schweizer Gesetzgebung hinaus. Die Türkin ist also mit Ausnahme der militärischen Laufbahn zu allen Staatsposten zugelassen, ebenso wie zu sämtlichen freien Berufen. In der Ehe bedarf sie allerdings der ausdrücklichen oder stillschweigenden Einwilligung ihres Mannes zur Ausübung einer beruflichen Tätigkeit. Die finanzielle Grundlage der Ehe ist die der Gütertrennung (hier besteht z. B. ein Unterschied zur Schweiz, wo Gütergemeinschaft die Norm bildet), wie sie stets auch in der Zeit des islamischen Rechtes üblich war. Die Frau verwaltet ihr Vermögen und die Einkünfte aus ihrer Arbeit selbst oder wählt sich einen Ratgeber aus eigenem Entschluß, allerdings kann — im Gegensatz zur vorrevolutionären Zeit — der Ehegatte verlangen, daß sie zur Aufrechterhaltung des Haushaltes beiträgt, wenn er den Anforderungen nicht zu genügen vermag. — Die arbeitende Frau steht in der Türkei, ebenso wie anderswo, unter dem Schutz des Staates.

Es bleibt nun noch übrig, ganz allgemein ein paar Worte über einen besonders heiklen Punkt zu sagen: über das Unehelichenrecht. Heikel deshalb, weil die Gesetzgebung hier zwei Interessensphären zu beachten hat: die Sphäre der ohnehin besonders exponierten unehelichen Mutter mit ihrem Kinde und andererseits die legitime Ehe, die letztlich doch auch nichts weiter bedeutet als eine lebenslänglich gedachte Schutzeinrichtung für Frau und Kind. „La recherche de la paternité est interdite“: dieses Verbot bildete einstmals eine unübersteigliche Mauer um das Gebiet des offiziell sanktionierten Familienlebens. Seitdem man eine Bresche in diesen Schutzwall schlug, hat sich wiederum eine Kräfteverschiebung vollzogen, die die Gesetzgebung vor Schwierigkeiten ganz eigener Art stellt. Bei aller Notwendigkeit, den Mann zur Verantwortung zu ziehen, muß man sich klar darüber werden, daß eine starke Angleichung des Unehelichen an das Eheliche eine Gefährdung der Ehe überhaupt bedeutet, und zwar von *der Frau* her. Außerdem kommt hinzu, daß dadurch der letzte kümmerliche Rest einer matriarchalischen, d. h. in erster Linie biologisch, nicht juristisch gesehenen Lebensordnung, der im Unehelichenrecht noch erhalten war, verschwindet. Die eben erwähnte Kräfteverschiebung wirkt sich also zugunsten des patriarchalischen Gedankens aus. Sollte die außerordentliche Bewertung des Muttertums, der wir heute überall begegnen, neben manchem andern, nicht im tiefsten Grunde so etwas wie ein unbewußtes

Ringen um den Ausgleich kosmischer Kräfte bedeuten, das Geraderücken von einer Welt- und Lebensschiefheit und ein instinkthaftes Ahnen „letzter Notwendigkeiten"? Jedenfalls sehen wir in der Gesetzgebung der Völker, wohl verschieden nach Charakterveranlagung und Kulturstand der Menschen, so doch immer wieder wie einen roten Faden das leidenschaftliche Bemühen, mit diesen elementaren und doch so komplizierten Dingen fertig zu werden.

In Frankreich ist die Feststellung der Vaterschaft nur dann zulässig, wenn es sich dabei um einen unverheirateten Mann handelt. Das Kind, das sein Leben einem Ehebruch seines Vaters verdankt, kann von ihm nicht legitimiert werden. In England, umgekehrt, hängt die Möglichkeit der Legitimierung durch den Vater davon ab, ob die Mutter verheiratet ist oder nicht oder ob sie zumindest getrennt von ihrem Ehemann lebt. In Amerika ist die Feststellung der Vaterschaft unter allen Umständen gestattet; jedoch besteht, juristisch, keine Verwandtschaft zwischen dem Vater und seinem illegitimen Kinde. In Italien hat es vieler Anträge und Proteste bedurft, um eine Reform des Unehelichenrechtes herbeizuführen. Früher war die Heranziehung des Mannes nur in Fällen von Entführung und Gewaltanwendung möglich. Das islamische Recht setzt uns in Erstaunen durch die große Klugheit und tiefe Menschenkenntnis, die es bei der Regelung des äußerst schwierigen Problems beweist. Der mohammedanische Mann kann niemals ein Kind legitimieren, das er als sein eigenes, unehelich geborenes erklärt hat; doch steht es ihm frei, jedes Kind zu adoptieren, das er als das seine zu betrachten wünscht, vorausgesetzt, daß es nicht bereits einen gesetzlich anerkannten Vater hat und daß es im entsprechenden Lebensalter steht. Es ist also praktisch so, daß die eventuelle natürliche Verwandtschaft gerade durch die Adoption völlig verdeckt wird, und daß das adoptierte Kind den in der Ehe geborenen juristisch gleichgestellt ist. Die Türkei besitzt auch auf dem Gebiet des Unehelichenrechtes die allermodernsten Bestimmungen. Der Gesetzgeber hat hier sogar gewisse Sicherungen gegen Mißbrauch des Gesetzes durch die Frau einschieben zu müssen geglaubt.

Ein kaleidoskopartiges Bild des Lebens enthüllt sich uns bei der Betrachtung der rechtlichen und gesellschaftlichen Stellung der Frau in der Welt, und die Beschäftigung damit bedeutet einen Einblick in ein Stück Seelen- und Sittengeschichte der Völker, denn gerade die Beziehung der Geschlechter ist der Angelpunkt, von dem alles Leben ausgeht, in den alles Leben zurückströmt, und das Ringen um die bestmögliche Form wird nicht aufhören dürfen, solange Menschen über unsere Erde schreiten. Ein Wort des Paracelsus, das jener auf den Arzt münzte, mag, abgewandelt, auch auf den begnadeten Rechtsschöpfer zutreffen: im Herzen wächst der Gesetzgeber, aus Gott geht er, und der höchste Grund seiner Kunst ist die Liebe.

ERNST BRÖDNER

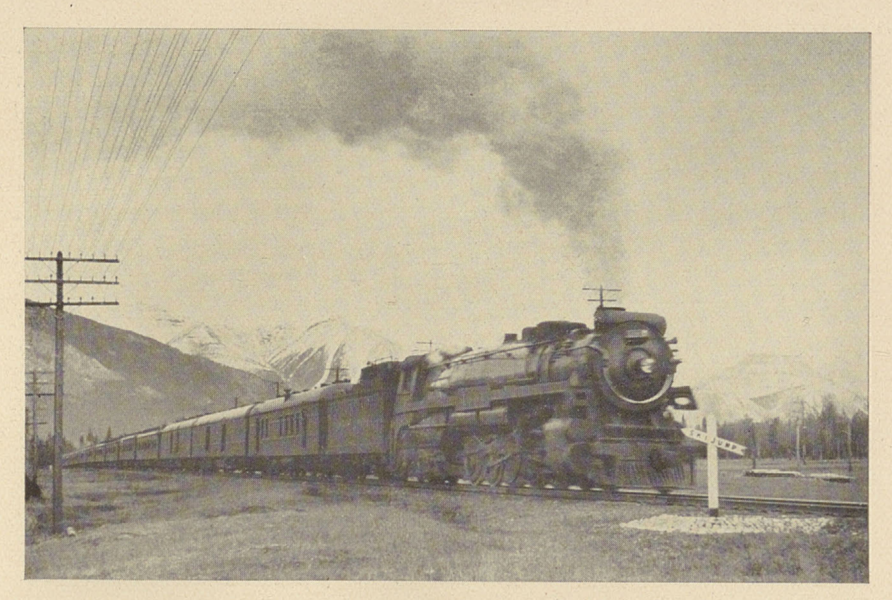
Kanada – ein britischer Kontinent

Den Zugang bietet die C P R. Das heißt: Canadian Pacific Railway. „The world greatest travel system." Man liest es auf allen Kofferschildern, eingewebt in den Tischtüchern ihrer Dampfer, die zwei Ozeane überqueren. Liverpool über Kanada nach Australien und Neuseeland in 22 Tagen. Eine wirkliche Empire-Linie — und vielleicht die Beherrscherin Kanadas.

C P R — ein Zuganker des Kontinents zumindest. Denn Kanada ist ein Kontinent für sich. An Fläche größer als die Vereinigten Staaten, an Bevölkerung nur 1/13. Ein Raum ohne Volk — eine Schatzkammer, eifersüchtig bewacht vor den Schatzgräbern, die von außen kommen müssen und derer es so sehr bedarf.

Aber zunächst ist Kanada eine Landschaft, in ihr verliert sich der Mensch, durch sie wird er geprägt. Eisiger Norden — so eisig, daß die Toten in den nördlichen Weizenprovinzen schon auf den Frühling warten müssen, ehe ihre Gebeine der Erde gegeben werden können. Man müßte die harte Erde sonst mit Dynamit öffnen. Freilich eine Wüste durch die Schuld des Menschen. Aber auch köstliche Wälder mit verträumten Seen. Unendliche Wälder, in deren Dunkel der Frühling zartestes Grün von Ahorn, Pappel und Birke hineintupft — und im Westen als eine Krönung dieses herrlichen Landes das Felsengebirge — die Rocky's, Dolomiten von unwahrscheinlicher Großartigkeit. Durch diese unermeßliche Weite quält sich der Zug 4 Tage und 3 Nächte von Montreal bis Vancouver.

Die Bahn — Zuganker des Kontinents. Denn um sie gedrängt liegen die wichtigsten Siedlungen. Ihre Hauptstränge laufen parallel zur Südgrenze — die eine astronomische Linie ist — 49° nördl. Breite — ohne Festungen, Tanksperren und Mißtrauen: 5000 Kilometer lang — bewacht von einigen tausend Polizisten. Von der Bahn aus ist dieses Land erschlossen worden. Ihre Gleise fraßen sich zuerst in die Wildnis und zogen die Menschen nach. Mit besonderem Tempo im Krieg — fast verdoppelte sich das kanadische Bahnnetz von 1913 bis 1919 — hervorgerufen durch die besonderen Kraftanstrengungen Kanadas während des Krieges. Riesige Lieferungen an Kriegsmaterial und Lebensmitteln — von damals 8,5 Millionen Einwohnern 450 000 Soldaten, von denen etwa 60 000 die Heimat nicht wiedersahen — und als böses Erbe eine erdrückende Schuldenlast. Andererseits entwickelten die Kriegslieferungen Kanadas Land- und Fabrikwirtschaft gewaltig. Diese Vergangenheit macht Kanada fähig, auch heute wieder Englands größte Rüstkammer zu sein. Nicht nur Nahrungsmittel, die im Weltkriegsengland vorwiegend kanadisch waren, Rohstoffe für Englands Rüstungsbetriebe (siehe unten) — nein, auch fertige Kampfgeräte: Waffen, Munition und Flugzeuge neben Fahrzeugen aller Art kann die kanadische Industrie liefern, wenn der berühmte „Punkt" Englands erreicht ist. Aber werden die Dominions — unter ihnen das selbstbewußte Kanada — wirklich wieder für England bluten? Die Frage wird sich beantworten, wenn wir später einige weitere Tatsachen betrachten.



Der „Transcontinental" in den Rocky's

Neben der Bahn gewinnt ein anderes Verkehrsmittel an Bedeutung — das Flugzeug. Oft wären die Pioniere, die am Athabaska, am großen Bärensee, nach seltenen Metallen schürften, ohne Nahrungsmittel und ärztliche Hilfe aus der



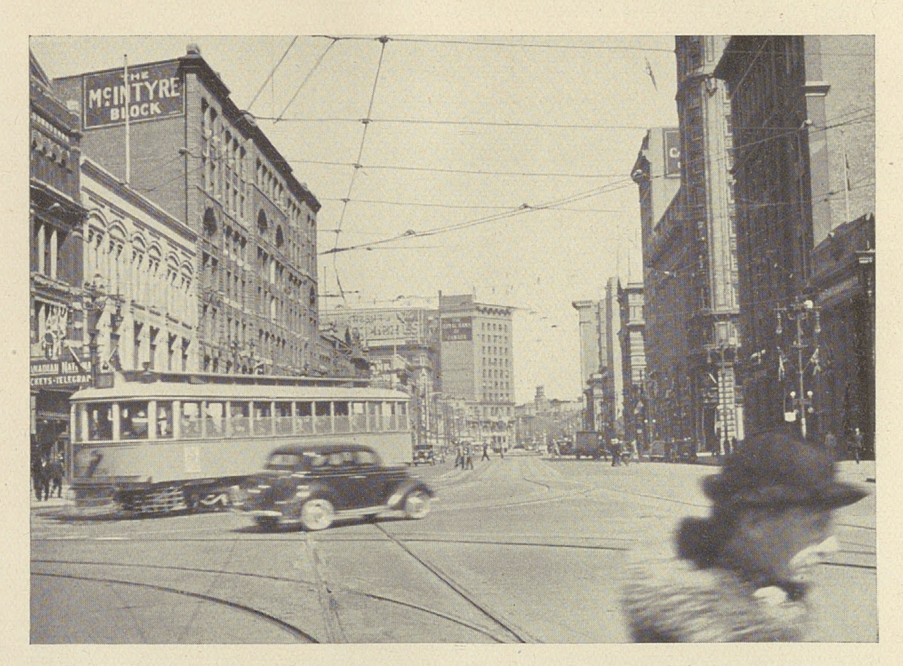
Aufteilung des Landes in rechtwinklige Flächen (sections)

Luft verloren gewesen. In weitem Umfang sind fliegende Transporter eingesetzt. Die hochwertigen Radiumerze (Uranpechblende) und Gold und Platinerze lohnen diesen teuren Transport. So fliegen sie oft Hunderte von Kilometern zur Verhüttung.

Kanada — Land der Superlative: 90% der Weltproduktion an Nickel, das drittgrößte Goldland, der drittgrößte Kupferproduzent, der viertgrößte Bleilieferant, der zweitgrößte Zinkproduzent der Erde, Silber, Mangan, Chrom, Kobalt, Molybdän, Wolfram, Uranpechblende, Platin, Glimmer, Korund, Kali, Erdöl, Quecksilber, 85% der Weltproduktion an Asbest, Phosphate, Tonerde, Eisen, Zement, Kohle, welches Mineral hätte es nicht? Es wird nicht mehr lange dauern, bis die Ausfuhr an Metallen Kanadas Ruhm, der größte Weizenlieferant der Erde zu sein, übertrifft. Aber noch führt Kanada Kohle und Eisen ein, obwohl seine Vorräte an diesen Mineralien ungeheuer sind. Unerschlossen harren sie der Schatzgräber.

Ein anderer Superlativ: auf einem Areal, das 17mal größer als Deutschland ist, braucht es nur einen Menschen pro Quadratkilometer zu ernähren — die niedrigste Quote aller amerikanischen Länder. Und nur vier Menschen pro Quadratkilometer bebaubaren Landes.

Von den 9,5 Millionen Quadratkilometer dürften etwa 36% Wald, mindestens 17% kultivierbarer Boden und etwa 6% Seen und Flüsse sein. Heute



Winnipeg. Weizenzentrum Kanadas. Noch 1870 eine Poststation mit einigen hundert Einwohnern, heute die drittgrößte Stadt Kanadas



Siedlung in Saskatchewan *Aufnahme: Ilse Schreiber*

sind erst 7% der Gesamtfläche des Landes — das ist weniger als die Hälfte des unbedingt bebaubaren Landes — landwirtschaftlich genützt.

Vielleicht ist Kanada das wasserreichste Land der Welt. Auch die heute schon ausgebauten Wasserstraßen haben ein beachtliches Potential: die fünf großen kanadisch-amerikanischen Binnenseen tragen eine Tonnage größer als die Deutschlands. Durch den Sault-St.-Marie-Kanal zwischen Oberen und Huronsee gingen 1925 rund 80 Millionen Registertonnen, durch den Suezkanal nur 27 Millionen. Montreal ist vom Oberen See auf dem Wasserweg erreichbar. Die Kanalfragen spielen wegen ihrer Bedeutung für die Frachten der Massengüter (Weizen, Erz) eine erhebliche Rolle. Sicherlich ist Kanada noch der größte Holz-, Zellstoff- und Zeitungspapierlieferant der Erde. Sein Reichtum hat zur Entwicklung einer mächtigen Zellstoff- und Papierindustrie geführt — sein Fischreichtum ist sagenhaft und drückt sich in Millionenziffern seiner Ausfuhr aus. Die „weiße Kohle" zieht ihrerseits die Aluminiumerzeugung nach sich. Am Oberlauf des Saguenay wird ein Werk mit einer phantastischen Produktion aufgebaut. Ein Zeichen, wie günstig das amerikanische Kapital die Zukunftsaussichten dieses Metalles beurteilt.

Wenn das so ist, wie kommt es dann, daß 1936 noch 15% aller Gewerkschaftsmitglieder — also der qualifizierten Arbeiter — Unterstützung bezogen? (Dabei ist die Zahl der Arbeitslosen und damit die Not sicher viel größer, da nicht alle wirklich Erwerbslosen vom Staate erfaßt werden.) So paradox es klingt: Hätte Kanada auf seinem weiten Gebiet statt 10,5 Millionen 50 Millionen zu ernähren, es hätte vermutlich weniger Sorgen. Diesem Produktionsgebiet fehlen



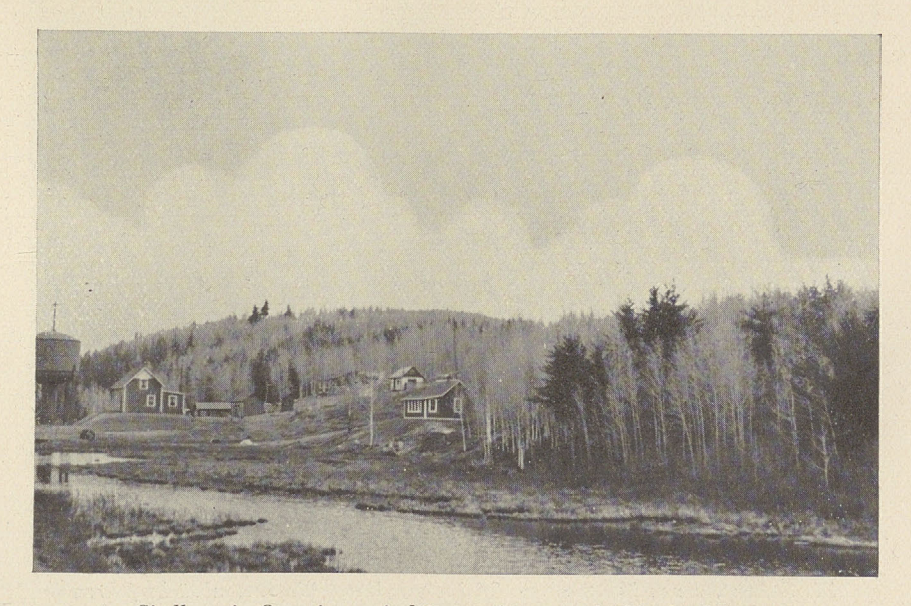
In den kanadischen Rocky's bei Banff

die Verbraucher. Wenn etwa 10% der Bevölkerung nur Weizen und Hafer „fabrizieren", so müßte das ganze soziale Leben in Unordnung kommen, wenn dem Weizen etwas passiert. Und in den letzten zehn Jahren ist ihm entsetzlich viel passiert.

Der Überbedarf der ausgehungerten Nachkriegswelt führte, begünstigt durch Rekordernten zur ungeheuren Ausweitung der Weizen„fabrikation"*. Man sah nur das Geschäft, brach unter dem Masseneinsatz von Maschinen immer mehr Land um, das besser Steppe geblieben wäre, legte sich Maschinen, Klaviere und allerlei Luxus zu – auf Abzahlung – bis eines Tages die Preise ins Bodenlose fielen – weit unter die Gestehungskosten. 1929 kostete der Bushel Weizen (etwa 36 l) 1.50 Dollar, 1932 nur noch 0.50 Dollar. So fiel von 1926 bis 1931 der Wert der landwirtschaftlichen Produktion von 1714 Millionen Dollars auf 839 Millionen Dollars, die Weizenproduktion von 407 Millionen Bushel 1926 auf 275 Millionen Bushel 1934, einen ungeheuren Existenzverfall eines wesentlichen Bevölkerungsteiles nach sich ziehend. Immer lauter wird daher der Ruf: Los von der „Mono"kultur – treibt „mixed farming"! Aber diese Annäherung an die europäische Bauernarbeit – möglichste Selbstversorgung mit allen anbaufähigen Landprodukten, Abgabe des Überschusses an vielfältigen Erzeugnissen an die nächsten stadtähnlichen Siedlungen, setzt eben voraus, daß es genug davon gibt.

* Weltweizenproduktion durchschnittlich 1911–1914 rund 3,8 Milliarden Bushel, 1928 bis 1932 rund 4,6 Milliarden Bushel.

Das Fehlen des Bauerntums, die Weizen„fabrikation" schuf den Typ des „suitecase farmers", des Mannes, der in der nächsten Stadt wohnt und mit seinem „Koffer" in einem nagelneuen Buick oder Chrysler auf die Prärie fährt, dort mit ein paar „farmhelps" auf riesigen Traktorpflügen viele Reihen auf einmal umbricht, mit Sämaschinen die Saat einbringt – das muß in wenigen Tagen erledigt sein – dann zur Stadt zurückfährt und wartet. In vielen Weizengegenden Kanadas dauert es vom Umbruch des Bodens bis zur Ernte nur 100 Tage. Wenn der goldene Weizen seine schweren Ähren im Winde wiegt, rollt der „suitecase"-Mann wieder aufs Land, setzt sich oder seinen „help" auf die „combine" – den riesigen Mähdrescher – und erntet. Aber er muß eilen. Es ist schon vorgekommen, daß die Männer Ende Juli nach einem Tage glühender Hitze morgens bei Kälte erwachten und ihre goldene Pracht unter der Schneelast eines Eisturms begraben sahen. Kanada ist ein Kontinent der Gegensätze, und so ist auch sein Klima – zumal seinen atlantischen Küsten der Ausgleich warmer Meeresströmungen fehlt. So hat man Jahr um Jahr Raubbau getrieben, immer mehr Grasland unter den Pflug genommen (die Weizenbaufläche stieg in den letzten zwanzig Jahren etwa um 50%), ohne auf die Stürme zu achten, die über die weiten Ebenen des Mittelwestens heulen. Und eines Tages zeigte es sich, daß diese Stürme nicht nur die Saat, sondern auch die Humusschicht des Bodens auf Nimmerwiedersehen davongeblasen hatten. Und diese Wüsten – nackte gelbe Sandwüste oder blaugrauer Staub, der schon bei ruhigem Wetter die Fahrt durch Südalberta und die beiden Dakotas in USA. unangenehm macht, ergießen sich – durch den Sturm aufgewühlt – oft wie eine Springflut über die junge Saat und ersticken sie.



Siedlung in Ontario — sie könnte ebensogut in Finnland liegen

Die Fachleute schätzen, daß in den Weizenprovinzen Kanadas und USA. ein Gebiet von rund 400 000 Quadratkilometer – das ist mehr als die Fläche Polens – für immer für die Kultivierung vernichtet ist. Auf diesem Gebiet wohnten über 3 Millionen Menschen, die dem Elend preisgegeben und die ohne staatliche Hilfe verkommen wären. So setzten energische Gegenmaßnahmen (soil conservation service) der Regierung von USA. und Kanadas ein: Eindämmung der Wüstengebiete durch ein System künstlicher Teiche (pools), nachdem die künstliche Entsumpfung der Prärie zwar die Moskitos, aber auch die Bodenfeuchtigkeit vernichtet hatte. Anpflanzung von Grasland und Viehzucht gegen zu weit gehenden Umbruch des Bodens (stripe farming). Schließlich der gigantische Plan eines Waldgürtels gegen die Wüstengebiete – der freilich zu seiner Durchführung Jahrzehnte bedarf, wenn er überhaupt durchführbar ist.

Die Farmer, die vom Staubstrom verschont blieben, bringt die Dürre um ihrer Mühe Lohn. Es gibt in Südsaskatchewan Distrikte, in denen von 1930 bis 1937 in der Reifezeit des Weizens kein Tropfen Regen fiel – vielleicht eine Folge der Klimaänderung durch die Bodenverwüstung. So ist es nicht besonders erstaunlich, wenn in diesen gequälten Gebieten die Menschen an Zauberkünstler glauben und die Heilung von „Systemen" erwarten. Die enttäuschten Farmer sicherten dem ehemaligen Schullehrer und jetzigen Premierminister Aberhardt in Alberta eine überwältigende Mehrheit für sein Wirtschaftsprogramm „social credit", das stark an Silvio Gesell erinnert. Aber auch dieses Mittel, das Alberta in einen Ver-



Die Silhouette von Montreal am St. Lorenz. Durch die Riesenbrücke fahren Ozeanriesen



Aufnahme: Ilse Schreiber

Die „Combine", der Mähdrescher, an der Arbeit

fassungskonflikt mit der Dominionregierung brachte, konnte das Farmerland nicht fühlbar erleichtern.

Aber zum Glück für Kanada gibt es nicht nur Weizen. Die Mineral- und Erzproduktion steigt im Zeitalter der Aufrüstung sprunghaft. (Produktionswert 1931: 230 Millionen Dollars, 1936: 361 Millionen Dollars.)

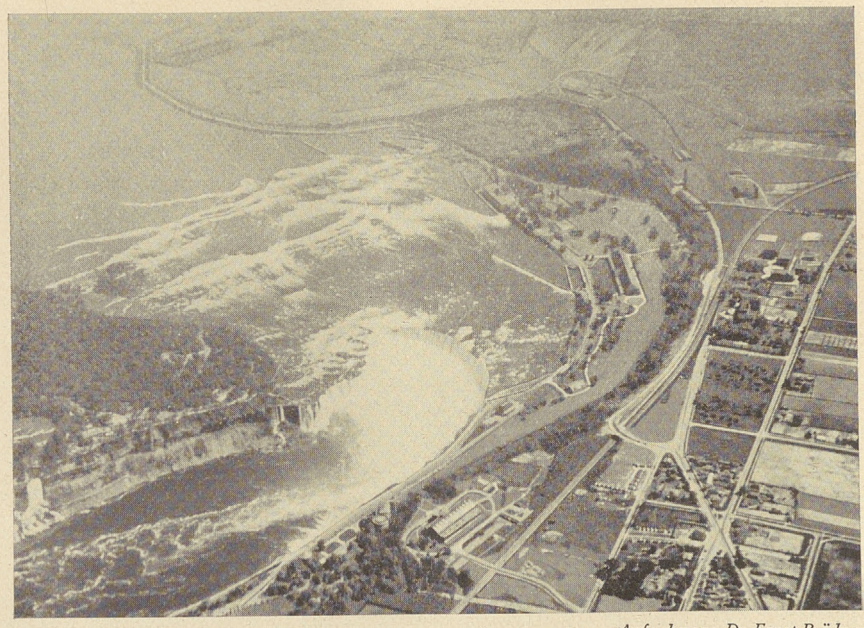
Während 1934 die Ausfuhr an Whisky (16 Millionen Dollars) z. B. noch die an Kupferbarren (15,5 Millionen Dollars) übertraf, wurden 1936 bei einer Gesamtausfuhr von 849 Millionen Dollars für 283 Millionen Dollars Metalle, Mineralien und ihre Produkte ausgeführt. Die Ausfuhr an Weizen und Weizenmehl hatte 1921 noch 376 Millionen Dollars betragen — 1934 waren es nur noch 138 Millionen Dollars. 1936 exportierte man an landwirtschaftlichen Erzeugnissen für 242 Millionen Dollars. Dazu kamen Tiere und ihre Produkte für 100 Millionen — davon allein für Fische 24 Millionen Dollars. Holz und seine Produkte jedoch für 180 Millionen Dollars — davon Zeitungspapier fast 80 Millionen Dollars. Automobile führte man für 11,4 Millionen Dollars aus — meist in Kanada montierte amerikanische Wagen, um die Vorzüge der Empirezölle zu genießen.

Die Entwicklung von Kanadas Handel zeigt folgende Tafel:

	1911	1916	1931	1935	1936	
Export:	274	741	799	756	849	Zahlen in Millionen Dollars
Import:	453	508	906	522	562	
	727	1429	1706	1278	1311	



Das Gesicht des „mittleren Westens". Die endlose Straße der Bahn und die „Elevators" — Getreidespeicher, die Collin Roß „Leuchttürme der Steppe" nennt. Diese kanadischen Stationen gleichen sich oft wie ein Ei dem andern



Niagarafälle aus dem Flugzeug *Aufnahmen: Dr. Ernst Brödner*

1931 stand Kanada an fünfter Stelle im Welthandel – hinter Großbritannien, USA., Deutschland, Frankreich und vor Japan, Belgien und Holland. Heute dürfte es von Japan überholt sein.

Trotz Ottawa sind die Handelsbeziehungen Kanadas zu den Vereinigten Staaten enger als zum Mutterland. Bereits 1920 betrug der Handel (insbesondere der Einfuhren) mit England schon nicht mehr die Hälfte dessen mit USA.

	British Empire		USA.	
	1921	1936	1921	1936
Kanadas Import:	21,5 %	31,6 %	69,0 %	56,8 %
Kanadas Export:	33,9 %	47,0 %	45,6 %	42,4 %

Im Kriege war England Kanadas bester Kunde, dann verlor es diese Rolle, gewann aber nach der Ottawa-Konferenz wieder erheblich an Boden. Durch die Empire-Konferenz von Ottawa haben sich zwar die Handelsbeziehungen zwischen den Empiremitgliedern gebessert (1929 war das Empire, alle Kolonien und Dominions nur mit 54% am gesamten Außenhandel Englands beteiligt. 1938 aber schickte England über 50% seiner Ausfuhr nach dem Empire und bezog von dort 41% seiner Einfuhr). Das Schwergewicht des kanadischen Handels aber geht heute fast zu gleichen Teilen nach USA. und dem Empire.

Trotzdem ist Kanada britisch in seinem Denken und in seinem politischen Handeln, und so dürfte es wohl für absehbare Zeit auch bleiben. Zu lange wirken in den Seeprovinzen englische und französische – also europäische Traditionen im gesellschaftlichen und geistigen Leben, und wenn auch Toronto und selbst Montreal-City als typische amerikanische Wolkenkratzerstädte erscheinen – in den Wohnvierteln Montreals meint man in England zu sein, und Quebec hat noch ganz den Zauber bretonischer Städte bewahrt.

Als Glied der USA. wären die neun Provinzen wenige Staaten unter vielen, als Dominion of Canada aber sind sie gleichberechtigtes, selbständiges Glied eines Weltreiches, was auch wirtschaftlich seine Vorzüge hat – trotz aller Verflechtung mit USA.

Dieses britische Denken ist wesentlich durch die geschickte Art erreicht, mit der England die Franko-Kanadier, jenen Fremdkörper in der angelsächsischen Mentalität, zu behandeln wußte und aus den erbitterten Feinden der Kolonialkriege wohlwollende Bürger des Britischen Reiches machte.

Die Franzosen werden ihr Volkstum vor allem durch ihre starke Fruchtbarkeit erhalten. Bauernfamilien mit sechzehn Kindern sind in der Provinz Quebec keine Seltenheit. Die Franzosen finden auch nichts dabei, sich mit Indianern zu kreuzen. Wenn man kanadischen Ansichten glauben darf, so stellen diese Mischlinge eine besonders zähe, harte Rasse dar, die selbst mit dem unwirtlichen Norden Kanadas fertig wird und in den nördlichen Minen und Wäldern geschätzt ist.

Neben den beiden großen Volksgruppen der Briten und Franzosen folgen zahlenmäßig in weitem Abstand die Deutschen, die wieder in ihrer Mehrzahl Volksdeutsche – nicht Reichsdeutsche sind. Sie stammen aus der Ostmark, von der Wolga und aus der Ukraine, haben das Reich nie gesehen und hängen doch seit Generationen mit lebendiger Treue an ihm. Es ist kein Zufall, daß die Deut-

schen vom Dnjepr und der Wolga, die dem bolschewistischen Terror entflohen, gerade in Kanada wieder Wurzel schlagen konnten. Klima und Boden, Weite und Art des Landes am Nordsaskatchewan und in Manitoba ähneln sehr der Ukraine.

Unsere Landsleute sitzen meist in Neuschottland (in Lunenburg seit 1753), Ontario, wo die Stadt Berlin – jetzt Kitchener – überwiegend deutsch war und Saskatchewan, das viele deutsche Siedler der Nachkriegszeit aufweist.

Bemerkenswert ist in diesem als Siedler- und Agrargebiet erschlossenen Kontinent die europäische Krankheit der Landflucht. 10% der Bevölkerung wohnen in einer einzigen Stadt – Montreal.

	1911	1936
Noch 1911 waren mit Ackerbau, Jagd- u. Waldwirtschaft	1000000 = 42,3 % tätig	36,8 %
im Bergbau	62000 = 2,7 %	1,8 %
Handel und Verkehr	500000 = 55,2 %	17,6 %
Manufaktur	497000 = 17,8 %	18,2 %

Seit 1901 hat sich die Bevölkerung verdoppelt.

Während 1901 bis 1911 1,7 Millionen einwanderten, stieg die ländliche Bevölkerung nur um 500000.

1911 lebten 55 % auf dem Lande
1931 nur noch 46 % auf dem Lande, und unter diesen nur 31 % auf Farmen.

Vermehrt wurde diese Tendenz durch das Farmerelend der letzten Jahre.

Man möchte diesem unerhört reichen Lande zwei Dinge wünschen: mehr Menschen und eine einheitlich gelenkte Wirtschaft. Nicht als ob es an klugen und einsichtigen Männern in Ottawa und in den Provinzregierungen fehlte – wir machen uns leicht von den Qualitäten auswärtiger Staatsbeamter und Selbstverwaltungskörper falsche Vorstellungen – aber ihre Bemühungen sind doch zu oft durch Interessenvertreter gehemmt. Mit der ungezügelten Jagd nach dem Dollar, der Spekulationslust und dem Drang, ohne Mühe und nur durch einen guten „Dreh" schnell reich zu werden, ist noch niemals auf die Dauer ein Land zur Blüte gebracht worden. Die USA. sind ein warnendes Beispiel. Es ist zu hoffen, das hier eine glückliche Paarung aus französischer Bauernsolidität und britischem common sense dem „britischen Nordamerika" die wirtschaftlichen Schicksale seines Nachbarn ersparen wird.

HEINZ FLÜGEL

Von Kivi bis Sillanpää

Als eine einheitliche Erscheinung wird man die Dichtung eines Volkes immer nur insoweit bezeichnen können, wie sie in ihren wesentlichen Werken von einem Ethos erfüllt ist, das den Geist über die Selbstdarstellung hinaus zur Selbstverantwortung hinführt. Einzig unter diesem Gesichtspunkt kann es auch erlaubt sein, von einer Entwicklung zu sprechen, nicht im Sinne des einfachen Fortschreitens, sondern im Sinne einer ideellen Handlung, in der sich der Geist von Akt zu Akt entfaltet, verwirklicht und deutet. Leichter als an den umfangreichen Literaturen der kulturellen Großmächte Europas läßt sich eine solche ideelle Entwicklung an der neueren finnischen Literatur studieren; es sei deshalb versucht, an einigen ihrer hervorragendsten Erscheinungen die einzelnen Akte jener Handlung von dem nach seiner Freiheit und Wahrheit verlangenden Geiste sichtbar zu machen.

Die wesentlichsten Momente der Entwicklung enthält bereits der die neuere finnische Literatur gleich einer großgefügten Ouverture einleitende Roman „Die sieben Brüder" des unglücklichen Aleksis Kivi (1834–1872). Um so erstaunlicher ist dieses Werk, als es zu einer Zeit entstanden ist, wo es in Finnland an all den glücklichen Voraussetzungen fehlte, die gewöhnlich die Entstehung eines klassischen Werkes begünstigen. Das finnische Volk befand sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht nur in staatlicher Abhängigkeit von Rußland; auch seine geistige Selbständigkeit, seine sprachliche Kultur, mußte es noch gegen den Führungsanspruch des schwedischen Geistes durchsetzen, unbeschadet aller Gemeinsamkeiten, die das finnische und das schwedische Element zu einer Nation vereinigen. Gleich Elias Lönnrot, der dem finnischen Volk mit der Veröffentlichung des „Kalewala" (1835) die tiefste, gleichsam mythische Bestätigung seiner nationalen Bestimmung gab, wuchs Aleksis Kivi in unsäglicher Armut und Bedrängnis in einem südfinnischen Kirchspiel auf. Während aber Lönnrots Lebensweg allmählich aus der Niederung hinausführte, verlor sich Kivis Weg früh in Not und geistiger Umnachtung. Wie jedoch oft gerade die von tragischer Schwermut beschatteten Dichter Meister der heiteren Kunst sind, so hat auch Kivi neben der Tragödie des Kalewala-Helden Kullerwo seinem Volk in den „Heideschustern" eine der besten Komödien geschenkt. Beides aber, Schwermut und Heiterkeit, ist zu vollendeter Einheit verschmolzen in Kivis Hauptwerk, dem Roman von den sieben Brüdern*. Die weitverzweigte deutsche Literatur hat dem finnischen Roman, außer etwa Stifters „Witiko", nichts Entsprechendes an die Seite zu stellen, was im gleichen Maße den Volksgeist in seiner urbildartigen Ganzheit als eine in sich selbst gegliederte Individualität sichtbar machte. In Kivis Roman entfaltet sich der finnische Volksgeist innerhalb seiner Welt, aber nicht in der Art des geschichtlichen Werdens, vielmehr in seiner natürlichen Un-

* Deutsche Übersetzung von Heidi Hahm-Blöfield. Eine spannende Szene daraus wurde veröffentlicht in „Reclams Universum".

mittelbarkeit, im Kampfe mit sich selbst und mit den Mächten der Natur. In vierzehn Kapiteln erzählt Kivi, wie die sieben Brüder, Erben eines verwahrlosten Bauerngutes, sich in die Wäldereinöde zurückziehen, um dort, unbehelligt von weltlichen und kirchlichen Gesetzen, ein wildes Jägerleben zu führen. Dieser Weg der Flucht geleitet sie indessen unter Abenteuern mancher Art zu sich selbst und ihrer Bestimmung zurück. Gehärtet durch die Kämpfe mit Bären, Wölfen und Ochsen, geläutert durch die Überwindung ihrer eigenen Dämonen, beginnen sie ein neues, männliches Tagwerk, indem sie mit der harten Erde und mit den frostigen Sümpfen ringend sich in ihrer Einöde ein neues Bauernland erobern, „um schließlich aus der wirrigen Einöde des Jammers auf eine weite, freie Lichtung zu gelangen". Der äußere Umkreis, in dem sich die abenteuerlichen Jugendjahre der Brüder abspielen, ist nicht weit; aber diese Welt ist in sich voller Tiefe und Hintergründe, angrenzend an das düster lockende Reich märchenhafter Gestalten und dämonischer Erscheinungen, qualvoller Visionen und goldener Träume. Eine glückliche Spannung zwischen tiefwurzelndem Wirklichkeitssinn und pathetischer Phantasie zeichnet Kivis Epos aus. Die Lust an blutiger Schlägerei und an verwegenen Jagden ist den Brüdern ebenso angeboren, wie die Freude an besinnlichem Fabulieren und die Neigung zu träumerischem Schwarm. Ausbrüchen unbändiger Wildheit folgen Anwandlungen frommer Zerknirschtheit und redseliger Reue. In dieser Gespanntheit zwischen naivem Realismus und schwärmerischem Pathos besteht aber recht eigentlich Kivis Humor.

Nicht weniger als die Schilderungslust des echten Epikers, der sich in einer homerisch anmutenden Gleichnissprache und einer oft biblisch feierlichen Redeweise ergeht, ist an Kivi die Meisterschaft des Bauens und Ordnens zu bewundern, welche die gezügelte Kraft des Dramatikers verrät. Läßt er doch die Brüder in allen wesentlichen Abenteuern und Arbeiten als ein einziges großes Individuum auftreten. Andererseits hebt er die einzelnen Brüder wiederum durch eine Fülle von Einzelzügen und durch gelegentliche kleine Einzelgeschicke voneinander ab. Ohne den Roman in Nebenhandlungen zu verzetteln, bringt es Kivi fertig, jeden Einzelnen als ein unvergeßliches Original vor den Leser hinzustellen, das eine der Brüderschaft gemeinsame Eigenschaft in besonderer Ausprägung verkörpert, herrisches Ungestüm oder pastorale Besonnenheit, scharfzüngigen Witz oder ekstatisches Schwärmertum. Wie in einer glücklich durchgeführten polyphonen Komposition sind die Stimmen verteilt, so daß sich mal die eine, mal die andere im Vielklang dramatisch angeordneter Gespräche hervortut, bis sich dann wieder alle Stimmen zu einem einzigen Schrei der Freude, der Wut oder der Qual vereinigen. Im Epilogkapitel schließlich begegnen wir jedem der Brüder in seiner nunmehr eigenen Welt. Noch einmal, ehe das Ganze in einem gemeinsamen Weihnachtsfest einen friedevollen Abschluß findet, treten die Dämonen, die mühsam gebändigten, in individueller Deutlichkeit ans Licht. Ungeheuerlich macht sich noch einmal Juhannis jäher Sinn in einer tobenden Gotteslästerung Luft, und Simeoni, in Seelenverwirrung, bereitet sich selber beinahe einen gewaltsamen Tod. In der Gestalt Eeros aber gelangt der in seiner Mannigfaltigkeit entfaltete Volksgeist über die natürliche Unmittelbarkeit hinaus zu einem helleren

Weltbewußtsein: „Das Vaterland war ihm nicht mehr ein unbestimmter Teil einer unbestimmten Welt, von dem man nicht wußte, wo und welcherlei er war, sondern er wußte, wo dieses Land lag, dieser teure Winkel der Welt, wo Suomis Volk wohnt, schafft und kämpft."

Kivis Roman zeigt die Selbstentfaltung des finnischen Menschen in der natürlichen Unmittelbarkeit; in der geschichtlich bestimmten Situation stellt ihn das Hauptwerk des in schwedischer Sprache schreibenden Klassikers der finnländischen Literatur Johann Ludwig Runeberg (1804—1877) dar. Obschon Runeberg die finnische Sprache selbst nicht erlernte, empfing er die entscheidende Anregung für seine Dichtung durch die Begegnung mit dem bodenständigen Finnentum; namentlich die Jahre, die er als junger Hauslehrer in dem einsamen und armen Waldgebiet von Saarijärvi verbrachte, wurden richtunggebend für sein Schaffen; die Konzeption seiner bedeutendsten Werke verdankt er den Erfahrungen und Begegnungen dieser Zeit. Von der zu lyrischer Rhetorik neigenden gleichzeitigen schwedischen Literatur, die er ablehnte und in literarischen Schriften bekämpfte, unterscheidet sich seine Dichtung aufs deutlichste durch den finnischen Einschlag. Sein männlicher Realismus erkannte als alleinige Lehrmeister die Natur und die Antike an. Nicht so sehr lyrischer, wie epischer Art ist Runebergs Dichtertum; um konkrete Situationen und greifbare Gestalten kristallisieren sich zumeist auch die kleineren seiner Gedichte. Der soziologischen Struktur des Volkes entspricht der Aufbau seiner epischen Werke: „Die Elchjäger" spielen in der gleichen bäuerlichen Sphäre, welche er auch in seinem berühmten Aufsatz über das Kirchspiel von Saarijärvi geschildert hat; das kleine Epos „Hanna" spielt in der Sphäre eines geistlichen Hauses, ein späteres Epos „Der Weihnachtsabend" in finnländischen Adelskreisen.

„Alle Poesie wurzelt in den religiösen Vorstellungen eines Volkes", betont Runeberg. Seine Epen, die zum Teil in klassischen Hexametern den patriarchalischen Geist eines altertümlich anmutenden Volkslebens verherrlichen, sind gleicherweise von religiösem Idealismus wie von nationalem Realismus getragen; sein Wirklichkeitssinn ist durch sein christliches Ethos geadelt. Runeberg hat einen scharfen Blick für das Charakteristische, für die individuelle Eigentümlichkeit, aber dieser Blick strahlt auch die Liebe eines großen Herzens aus. Sein objektiver Individualismus bewährt sich vor allem in dem großen patriotischen Balladenzyklus „Die Erzählungen des Fähnrichs Stähl", jenem Werk, um dessentwillen er nach Kivi der am meisten geliebte Dichter Finnlands ist; es ist die dichterische Repräsentation des finnischen Volkes, das hier in individuellen Gestalten und charakteristischen Situationen des unglücklichen Krieges von 1808/09, der die Loslösung Finnlands von Schweden und seine Vereinigung mit Rußland zur Folge hatte, dargestellt wird. Der General tritt auf und der heldenhafte Bettler, der Troßkutscher, der Korporal und die Marketenderin. Aber auch die Gegenseite wird in ihrem edelsten Vertreter, einem Kosakengeneral, vergegenwärtigt; nationale Selbstüberhebung jeglicher Art ist dem idealen Realismus Runebergs fremd. Seine Religiosität erschloß ihm die Tiefe jeder Menschenseele. Eine der letzten Arbeiten des durch einen Schlaganfall bereits gelähmten

Dichters, eine kurze Novelle, läßt uns in ein finsteres Turmgemach der Festung Savonlinna schauen, wo sich einige Gefangene damit unterhalten, daß sie einen siebzehnjährigen Mitgefangenen wie in einer gerichtlichen Untersuchung verhören. Wie aber aus diesem Spiele Ernst wird, wie das Bild einer glücklichen Kindheit, einer seligen Landschaft, gleich einem unsagbar schmerzenden Lichtstrahl in die verdüsterten Seelen der Gefangenen bricht, wie sich hier Schreckliches und Schönes, Fluch und Liebe begegnen, dies alles ist mit einer eindringlichen Verhaltenheit erzählt, deren nur ein großer und gütiger Mensch fähig ist. Koskenniemi, der bedeutende Lyriker und Literarhistoriker der Universität Turku, bezeichnet Runeberg einmal als den „Homer des Bettlers Aaron", wobei er jenen armen Alten im Sinne hat, der in dem Epos „Die Elchjäger" auftritt und dort der Bauernfamilie erzählt, wie er einst, von Unglück heimgesucht, seinen eigenen verpfändeten Hof verlassen mußte gleich manchem Anderen in Jahren der Mißernte und des zeitigen Frostes. Doch nicht aus Gnade und Barmherzigkeit wird hier der obdachlose Bettler von der Bauernfamilie aufgenommen und beherbergt, sondern als ein Gast des Hauses, und wie jeder andere Gast wird er vom Bauern selbst im Schlitten zum Nachbarhofe gefahren. Aaron ist, wie die immer wiederkehrende Wendung lautet, „der geachtete Bettler". „Ich weiß nicht", sagt Koskenniemi in seiner Jugendgeschichte „Gaben des Glücks", „ob ich noch drei Worte nennen kann, die für Runebergs Sonderart bezeichnender wären, als das epitheton ornans des Bettlergreises."

Einen Sieg des menschlichen Herzens über das Schicksal bedeuten Runebergs drei Worte; Daseinsnot und Menschenwürde spricht sich in ihnen in klassisch edler Einfalt und stiller Größe aus. Bei weitem problematischer ist die seelische Situation in des genialen Johannes Linnankoski (1869—1913) Spätwerk „Die Flüchtlinge". Das Moment der Sündhaftigkeit, welches sich in dem naiven Denken und Empfinden der sieben Brüder als eine objektive Gegebenheit geltend macht, ist hier Gegenstand der schmerzhaften subjektiven Reflexion. Linnankoski erzählt das Schicksal eines alten Mannes, der weniger um der Liebe als um der Ehre willen eine junge Frau an sich bindet. Ihr sich allmählich offenbarender Ehebruch bestimmt aber nicht nur ihr eigenes und ihres Mannes Geschick, sondern das Schicksal ihrer ganzen, an der unglücklichen Ehe mitschuldigen Familie, die nun aus Furcht vor der endgültigen Aufdeckung des Betrugs ihren bisherigen Wohnsitz verläßt und in einer anderen, fremden Landschaft heimisch zu werden versucht. Gleich einem Gewölk beschattet sie aber das Geheimnis ihrer Flucht. Die Verschwiegenheit, das gegenseitige Sichbelügen, die Furcht voreinander und das qualvolle Gebundensein in die gleiche, gemeinsame Atmosphäre der Angst und der Sündhaftigkeit, all diese Momente wirken hier wie Krankheitserscheinungen eines sich selbst verzehrenden Organismus. Die Hofgemeinschaft, die Familie ist innerlich erkrankt; aber eben dieses seelische Widereinanderstreiten ihrer einzelnen Elemente erweist erst recht die einheitliche Bestimmung des in sich selber entzweiten Organismus. Heilung vermag nur jene ethische Wendung zu bringen, die durch das Schuldbekenntnis des Einzelnen die unheilvolle Bindung aufhebt, indem sie eine höhere Gemeinschaft verwirk-

licht, die Gemeinschaft der in religiöser Liebe Vereinten. Uutela, die Hauptperson der Erzählung, ist darüberhinaus auch ihre bedeutendste Gestalt, weil sich in ihm diese Wendung am entschiedensten vollzieht; sein eigenes Leid befreit ihn aus der Vereinsamung und macht ihn zum Mitleidenden derer, die ebenso mit Schuld und Leid belastet sind wie er. Sich versenkend in die Leidensgeschichte des Neuen Testaments wird er reif für die Erkenntnis des dort verkündeten Ethos, welches Güte und Erbarmen lehrt; empfänglich wird er nicht nur für das Leid derer, die mit ihm leben; sein Mitleid umfängt auch diejenigen, die vor ihm auf dieser Erde wandelten. Tiefer versteht er nun die Sprache der Erde, feierlicher spricht zu ihm der Ackerboden, in welchem er, der pflügende Bauer, sein Weh und seine Verzweiflung begräbt; von den großen, verschwiegenen Sorgen vieler Männer, vieler Vorväter, die vor ihm pflügten und gleich ihm ihr Leid in die empfängliche Erde mischten, erzählt ihm die Erde. „Er stand lange", so heißt es, „in tiefe, feierliche Gedanken versunken ... und schritt dann fast auf den Zehen über die jahrhundertealte, von Mühen feuchte, durch Schmerzen geheiligte Erde."

Der Betrachter finnischer Literatur, der in ihr den Ausdruck eines nach Selbstverwirklichung und Selbstverantwortung strebenden Geistes zu erkennen meint, findet diesen Eindruck bestätigt und bekräftigt durch das Schrifttum, welches nach dem Großen Krieg, der Finnlands Statsgründung mit sich brachte, entstanden ist. Nicht etwas schlechthin Neues und Anderes wird dargestellt und dargelebt, vielmehr die Erfüllung der von früheren Generationen gehegten Sehnsucht. Zugleich aber mit dem Bewußtsein solcher durch viele Geschlechter sich fortpflanzenden Tradition erwacht im Gewissen der Sinn für die Problematik der geschichtlichen Situation.

Während die Verherrlichung der patriotischen Tat der Lyrik in der Art Runebergs gemäß ist, entspricht die Auseinandersetzung jener Problematik dem Wesen des Romans, der innerhalb der schönen Literatur immer am ersten dazu berufen ist, sich um die Fragwürdigkeiten der historischen, namentlich aber der aktuellen Situation des Geistes zu bekümmern. Eine solche Auseinandersetzung vollzieht sich vorbildlich in den beiden Romanen Maila Talvios (geb. 1871) „Die Kirchenglocke" und „Die Kraniche" und in dem Romanwerk „Gehenna" des schwedisch schreibenden Finnländers Jarl Hemmer. Indes Jarl Hemmer die unmittelbare sittliche Verantwortung des Einzelnen angesichts der durch die geschichtliche Wirklichkeit verhängten Leiden sichtbar macht, sucht Maila Talvio, als Frau die Mittlerrolle der Frauen in den Zeiten der Entscheidung hervorhebend, diese leidvolle Wirklichkeit des geschichtlichen Augenblicks in einen inneren Zusammenhang zu bringen mit den Geschicken und Wandlungen der vorangehenden Generationen. In ihrem Roman „Die Kirchenglocke" spannt sie den Bogen über mehrere Geschlechter, die sich in ihren guten und ihren schlimmen Geschicken als die Träger einer uralten Sehnsucht begreifen, einer Sehnsucht, die sich in der Kirchenglocke ihr schönstes und reinstes Symbol geschaffen hat. In dieser Sehnsucht des Geistes nach seiner Freiheit und Wahrheit, so zeigt es sich, hat alles seinen Ursprung, das Gute, aber auch das Böse. Aus Sehnsucht zerfleischen die

Menschen einander, wie in jener unseligen Zeit des roten Aufruhrs von 1917/18, in welchen die letzte der drei Generationen, von denen der Roman berichtet, hineinverschlungen wird. Mit dem Siege dieser Generation, mit der Befreiung des Heimatlandes, reift die Sehnsucht aller Eltern und Voreltern der Erfüllung entgegen. Das Bewußtsein der natürlichen Geschlechterfolge, des Naturzusammenhangs der Generationen, wird durch dies Moment der Sehnsucht zum ethischen Bewußtsein eines ideellen Zusammenhangs erhöht. Der Mensch ist ein Geschöpf der Sehnsucht; in ihm pulst nicht nur das Blut seiner Vorfahren, noch tiefer verpflichtet ihn ihre Sehnsucht, und erst, wenn er sich in diesem geistigen Sinne als einen Erben erkannt hat, wenn er den Klang der Kirchenglocke in seiner eigenen Brust vernommen hat, ist er ein Glied geworden der großen Seelengemeinschaft, für die der Tod nur „ein Augenschein" ist, denn „in Wahrheit gibt es nur eine ewige Vereinigung in gemeinsamer Sehnsucht".

Nicht so weiträumig angelegt, aber tiefer hineinführend in die Gründe und Abgründe des roten Aufruhrs ist der andere, zeitlich frühere Roman Maila Talvios „Die Kraniche". Abermals sind es Frauen, in deren Hände die Verantwortung vor dem Gesetz des Herzens gelegt ist. Die Männer sind wie die Kraniche ausgeflogen, und die Frauen warten im Ungewissen auf die Rückkehr der Boten des Frühlings und der Freiheit. Keiner ersehnt so schmerzhaft, wie die verschlossene, einsam gewordene Bauerntochter Riika Tuuna die Erlösung aus der Not und der Schmach, in welcher ihre Familie ebenso wie das ganze Volk versunken ist; keiner bedarf so sehr der Erlösung durch Liebe, durch die frohe österliche Botschaft, wie sie. Warum aber, so wird hier gefragt, muß immer dem Ostersonntag der Karfreitag vorangehen, an dem Christus, der hier die Züge des gemarterten Pfarrers von Kangas trägt, ans Kreuz geschlagen wird? Nicht anders, als es Linnankoskis Uutela, durch ein schweres Schicksal weise geworden, getan hätte, beantwortet in Maila Talvios Roman die Pfarrfrau, diese Frage: „Mehr lieben müssen wir, mehr verzeihen." Schuldlos ist keiner an dem, was eine Familie oder ein ganzes Volk in Lüge, Schmach und Elend verstrickt. Alle sind für einen, einer ist für alle verantwortlich. Nur das Herz, das voller Liebe und Opferbereitschaft ist, vermag sich aus der tragischen Kausalität des Schicksals zu lösen. Alma Tuuna, der die Roten während des Aufstands ihren Mann ermordeten, geht ihrer härteren Schwester auf diesem Weg der Selbstüberwindung, der Feindesliebe voran, indem sie im Lazarett gerade den verwundeten Aufrührer pflegt, den sie im Verdacht hat, daß er an der roten Mordtat beteiligt gewesen sei. Dem heftigen Einspruch ihrer Schwester Riika setzt sie, in diesem Augenblick über sich selbst hinauswachsend, die Worte entgegen: „Im Tode sind sie alle Weiße."

Wie Runebergs klassische Wendung „Der geachtete Bettler" gehören diese Worte von Maila Talvio zu den unvergeßlichen Sätzen des finnischen Schrifttums. Eine ähnliche Situation, wie die, in der sie gesprochen werden, begegnet uns in Jarl Hemmers „Gehenna", wo der Festungsgeistliche Bro unter den gefangenen Aufrührern einen jener Roten ermittelt, die das Gut seines Bruders geplündert und diesen selbst erschossen hatten. Dialektischer als bei Maila Talvio

wird hier die Fragwürdigkeit der menschlichen Existenz von den beiden Geistlichen der Festungsinsel erörtert, leidenschaftlicher noch wird hier der Sündenbegriff und die Lehre vom stellvertretenden Leiden durchdacht. „Diese Kapitel handeln vom Leiden", so beginnt Jarl Hemmer sein Buch, „von dem Leiden, das gleich einem heißen Element um unseren Erdball flutet und da und dort zu einem brennenden Schmerzensstrudel aufbraust!" Der Roman erzählt nun, wie der Läuterungsweg des sündigen Pfarrers Strang, alias Bro, in die Mitte eines solchen Schmerzensstrudels hineinführt. Von Bro gelten die Lutherworte: „Gott hebt nicht viele Reine zum Himmel empor; die meisten zieht er aus dem Schlamm zu sich hinauf." Bro ist einer von denen, die mit brennendem Gewissen sündigen; keine leere Formel sind für ihn die Worte des Gebets: „Herr, führe uns nicht in Versuchung." Darum wendet er sich mit der Inbrunst seines reuigen, mitleidenden Herzens denen zu, die gleich ihm ausgestoßen, verloren und verworfen sind, sei es nun der kleine verwachsene Knabe, sei es die Dirne, sei es schließlich der zum Tode verurteilte Rote. Berichtet Maila Talvios Roman „Die Kraniche" von dem Karfreitagsleiden, das der österlichen Erfüllung vorangeht, so spricht Jarl Hemmer das Leid und die Verzweiflung aus, die nach dem Sieg über die Besiegten, die „Schuldigen" kommen. Unmittelbar auf die glanzvolle Beschreibung des in die befreite Hauptstadt einziehenden siegreichen finnischen Bauernheeres folgt der grauenvolle Gang nach Gehenna, der Gang auf die Festungsinsel, wo die gefangenen Aufrührer des Gerichtes harren, der Begnadigung oder des Todes. Während der Freund und Amtsbruder Pfarrer Bros angesichts des nicht zu mildernden Leids von Tausenden, irre geworden an seiner christlichen Mission, zusammenbricht und die Festungsinsel verläßt, begibt sich Pfarrer Bro, nicht im Rock des Geistlichen, sondern in den Lumpen des Häftlings, selber unter die Gefangenen; denn wo, so fragt er sich, wäre jetzt der Platz für den Diener Christi, wenn nicht dort, wo am meisten gelitten wird? Als er hier jenem am Tod seines Bruders Mitschuldigen begegnet, kommt die letzte Versuchung, der Gedanke der Rache und der Vergeltung, über ihn. Aber er wird der nunmehr tödlichen Erkenntnis inne, daß keiner etwas einzufordern und jeder nur an einer gemeinsamen Rechnung abzubezahlen, eine gemeinsame Schuld abzubüßen habe. Indem er sich selbst an Stelle jenes Aufrührers, nicht zuletzt um dessen Kindes willen, erschießen läßt, zerreißt er eine der endlosen Ketten von Schuld und Rache, in deren Fesseln die tragisch leidende Menschheit liegt.

Scheinbar nur schwer läßt sich in diese Reihe ringender Geister Frans Emil Sillanpää einordnen, der nunmehr fünfzigjährige, von einem Bauernhof der Landschaft Häme stammende Dichter vieler, zum Teil auch in Deutschland bekannt gewordener Romane („Silja, die Magd", „Eines Mannes Weg", „Menschen in der Sommernacht"). Eine leidenschaftliche Gewissensbefragung in der Art Linnankoskis, Maila Talvios und Jarl Hemmers findet bei ihm nicht statt. Lyrisch sublimiert ist das Ichgefühl seiner Menschen; das Schicksal wird nicht so sehr als zupackende Macht, als ungeheures Gegenüber dargestellt, vielmehr als eine geisterhafte Atmosphäre, als mystische Lebensstimmung umschrieben. Eine Sommernacht etwa wird erzählt, wie sie erfüllt ist von zahlreichen Seelenspan-

nungen, die sich hier und da in Handlungen der Liebe oder des Hasses, in Augenblicken der Geburt oder des Todes entladen. Der Einzelne ist getrieben und getragen von den Strömungen der Atmosphäre, in der sich die Geister der Natur- und der Menschenwelt, der Toten und der Lebendigen zu einem Ganzen vereinigen. Sillanpää läßt weniger Gestalten sichtbar werden, als er Seelen fühlbar macht. „Die endlosen Erlebnisreihen der Menschen", heißt es in einer Erzählung, „kreuzen und berühren einander und schaffen Verhältnisse und Bindungen, die den Menschen und ihrem Denken gar nicht zu entsprechen scheinen. Das kommt daher, daß auch der bewußteste Mensch gar nicht weiß, was er ist — es noch weniger weiß, als der unbewußte."

Die unbewußten Menschen, die in einer dämmerhaften Lebensstimmung einsam dahintreiben, sind es denn recht eigentlich auch, welchen Sillanpääs Liebe gehört, Kinder und Kranke, Schlafende und Sterbende, Menschen, denen noch nichts gehört oder denen alles wieder entgleitet und nichts bleibt außer einem gestillten, von allem Geschehen losgelösten Fühlen des eigenen Ichs. Jene Sehnsucht, deren gewaltigen Glockenton der Roman Maila Talvios über vielen Generationen bis in die Tage des Aufruhrs hinein erklingen läßt, ist in Sillanpääs Erzählung von dem kurzen Lebensweg der schönen Silja zu einer leisen, zärtlichen Melodie abgedämpft. Inmitten von Aufruhr, Krieg und Raserei umhegt sein Dichterblick dies zarte, zumeist leidvolle, aber nicht so sehr schmerz- wie wehmuterweckende Seelenidyll. Wesentlicher als das große „Weltgetöse" ist ihm der innere Zustand des einen, unbedeutenden Menschenkindes, dessen Bild ihm im Licht der Todesstunde gesehen nicht weniger gewichtig erscheint, als die Gestalt eines von großen Geschicken gezeichneten Menschen. Aber diese Einzelseele, deren Läuterung und Vollendung erzählt wird, gehört doch dem Ganzen der Natur- und Menschenwelt in einer mystisch innigen Gemeinschaft an. Krankheit und Tod der jungen Silja beschließen und vollenden eine ganze Familiengeschichte; sie ist der letzte Sproß, die letzte Blüte eines alten Geschlechterbaumes; viele Generationen scheinen sich in ihr zu verklären. Die reine Innerlichkeit eines unberührbaren, von den Dingen schon losgelösten Menschenwesens bedeutet der dichterischen Schau eine letzte seelische Sublimierung aller jener Strömungen und Stimmungen, die fühlbar in der Atmosphäre eines Hauses, eines Hofes, einer ganzen Landschaft pulsieren. Und gerade dann, wenn sich der Mensch gleichsam hinter geschlossenen Lidern in sein aus eigener Kraft sich speisendes Inneres versenkt hat, strahlt oft die größte und reinste Wirkung von ihm aus, die alles, was ihn umgibt, zu verwandeln und zu segnen vermag. Einsam und dennoch geborgen, innerlich und dennoch allverbunden sind darum die Menschen in den Erzählungen Sillanpääs. Es ist, als ob der zum hellen Selbstbewußtsein erwachte Geist in diesen Erzählungen für einige Augenblicke in einen dämmerhaften Zustand der Verhaltenheit, des kreatürlichen Unbewußtseins zurücksinke. Was in Silja Salmelus gesagt ist, mag auch für diese urbildartige Wesenheit, als deren Selbstgestaltungen die dichterischen Werke hier betrachtet wurden, einige Geltung besitzen: „Ihre Seele empfand alles stärker und vergrößerte alles, preßte gleichsam die errungenen Schätze an sich und floh vor jeder Annäherung."

H. M. PETERSSEN

Johann Gottfried Seume

Bei manchen Porträts hat man das sichere Gefühl, daß sie dem Dargestellten ähnlich sind, selbst wenn man diesen im Leben nicht gekannt hat. Es ist das wohl immer dann der Fall, wenn es dem Künstler gelungen ist, die innere Logik des Menschenantlitzes sichtbar werden zu lassen. In diesem Sinne vortrefflich scheint mir nun die Zeichnung zu sein, die der Maler Schnorr von Karolsfeld von seinem Freund Seume ein Jahr vor dessen Tod gemacht hat: vom schmalen Kinn steigen die Umrißlinien in starker Schrägung zu den kräftig entwickelten Backenknochen, um dann über den geraden, dunklen Brauen in einem zweiten, höher geschwungenen Bogen die weiträumige Stirn zu runden. Unterm niedrigen Haaransatz ein Paar kluge, ernste Augen mit einem Blick voll natürlichen Selbstbewußtseins; eine scharf geschnittene Adlernase, von deren Flügeln aus zwei feine Falten den Winkeln des Mundes zustreben. Den Mund selbst mußte der Zeichner als Einheit mit dem dichten, abwärtsgebürsteten Schnurrbart sehen. Als Ganzes bildet dieser Kopf eine vollendete Harmonie. Kein Teil versucht da, den anderen unscheinbar zu machen, und nirgends findet sich einer jener aus dem Rahmen springenden Züge, die Genie und Wahnsinn gleichermaßen andeuten können. Wenn man die Augen zudeckt, bleibt die Form eines kräftigen, schönen Bauernkopfes, und wenn man statt dessen nur diese Augen freigibt, der Blick eines Aristokraten des Geistes.

Seine unmittelbare Abstammung vom Bauernstand unterscheidet Seume von den meisten Schriftstellern der klassischen Epoche, die fast durchweg Pfarrer- oder Gelehrtensöhne waren. Für ihn lag keine Erbschaft an geistigem Kapital, an mehr oder weniger großem Bildungsgut bereit, woraus er später hätte schöpfen können. Dafür standen ihm aber noch andere Kräfte zu Gebote: das vertraute, ganz ursprüngliche Verhältnis zur Natur und das tief in ihm verwurzelte bäuerliche Rechtsgefühl. Und dieses letztere vor allem war dann bestimmend für seine geistige Haltung und für jedes Wort, das der Politiker Seume niederschrieb.

Seumes Bildungsgang setzt ein wie damals sehr oft. Der Gutsherr des Dorfes ermöglicht ihm das Theologiestudium. Die erste Krise, die nun fällig wird und die entscheidend für sein ganzes Leben sein soll, wird durch die Bekanntschaft mit den Werken Bolingbrokes, Shaftesburys und Bayles ausgelöst. Wesentlich daran ist nur, wie Seume mit diesen Fragen fertig zu werden versucht hat. Er griff zu diesem Zweck zur Waffe, er wurde Soldat. Dem Bauernsohn graute vor dem Urwalddickicht wissenschaftlicher Spekulation, er ahnte, daß in einem Leben der Tat Befreiung liegen kann. Er brach aus, er wollte seinem Schicksal entgehen und lief ihm damit erst richtig in die Arme. Auf dem Weg zur Artillerieschule in Metz fingen ihn hessische Werber; der achtzehnjährige Student wurde an die Engländer verkauft, die damals ein letztes Aufgebot gegen

die amerikanische Revolution einsetzen wollten. Und damit beginnt nun die lange Kette jener Erlebnisse, deren äußere Daten freilich genügt hätten, eine ganze Generation Romanschreiber mit Stoff zu versorgen. Für Seume waren sie der Anschauungsunterricht, der seine Persönlichkeit formte.

Sechs Jahre Soldat, zuerst bei den Hessen und Engländern und dann, nachdem er diesen davongelaufen, bei den Preußen, die den Flüchtling aufgreifen. Magister der Universität Leipzig, Hofmeister eines livländischen Grafen und schließlich Sekretär beim Oberkommandierenden der russischen Interventionsarmee in Polen. Als dort die Revolution ausbricht, kämpft er zwei Tage lang in den Straßen der Hauptstadt, dann gerät er in polnische Gefangenschaft. Er muß mitansehen, wie fanatisierte polnische Pöbelhaufen für „Freiheit und Kosciuszko" russische Frauen und Kinder abschlachten, und er macht die Erfahrung, daß die stürmenden Russen dann im Namen des Zaren ein gleiches tun.

Er wandert durch Italien, durch das Italien des Jahres 1801, das noch aus allen den Wunden blutet, die ihm abwechselnd französische, russische, neapolitanische und österreichische Retter geschlagen haben. An den Straßen hängen in eisernen Käfigen die abgeschnittenen Köpfe der hingerichteten Banditen. Das Ackerland liegt brach; aus hungernden Bauern sind Bettler und Räuber geworden, und Sizilien, ehemals die Kornkammer des Römischen Weltreichs, muß Brotgetreide vom Festland einführen.

Seume kommt nach Paris. Man flüstert in den französischen Kaffeehäusern genau so leise wie in denen der habsburgischen Kaiserstadt. Die Monarchisten spekulieren auf die Wiederherstellung des Bourbonenthrones, die Republikaner auf den Sturz Napoleons.

In Petersburg wird der berühmte Wanderer von der Kaiserin-Mutter empfangen. Der kürzlich verstorbene Schiller ist der Abgott des Hofes; man schwärmt für Humanität und Menschenwürde. Dann aber führt ihn sein Weg durch die Ostseeprovinzen des aufgeklärten Alexander, und dort lassen die Grundbesitzer ihre jungen Windhunde von Bäuerinnen säugen.

Seumes Reiseberichte wirken erschütternd nicht trotz, sondern gerade wegen der Enthaltsamkeit des sprachlichen Ausdrucks. Das, was er gesehen und erlebt, und die Gedanken, die sich dabei aufdrängen mußten, nicht mehr, aber auch kein Wort weniger, schrieb Seume nieder. Er war kein Berufsschriftsteller. Es mußte ein Anlaß vorliegen, wenn er zur Feder griff, und zwar ein Anlaß aus dem Bereich der Tatsachen. Dann allerdings unterlag er dem inneren Zwang, dann erhob er seine Stimme, ohne ihr je aus Rücksicht auf jene, die gerade die erste Geige spielen mochten, einen Dämpfer aufzusetzen. Und er, dieser Feind jedes Feindes der Menschenwürde, dieser „edle Zyniker", wie ihn Wieland charakterisierte, hat damit wirklich den Beweis geführt, daß die Wahrheit ihren besten Schutz stets in sich selbst hat.

Der Mensch Seume läßt sich nicht unterbringen in irgendeiner politischen oder literarischen Richtung. Humanistisch gebildet, kannte und liebte er die Griechen und konnte dabei doch nie ohne Erschrecken an die Freiheit der Polis denken, die auf der Unfreiheit der Nichtbürger gegründet war. Von den Ideologen seiner

Zeit trennte ihn sein eingefleischtes Bauernmißtrauen gegen alle „Schönredner und Philosophen", von den Demagogen aber die aus der Erfahrung gewonnene Erkenntnis, daß eine Revolution von unten nicht möglich ist. Für ihn ist bezeichnend, daß ihm unter dem wenigen Erfreulichen, das er in Rußland gehört, am lobenswertesten der Entschluß erscheint, zuerst Universitäten und dann erst Volksschulen zu gründen, und daß er den eigenen bäuerlichen Angehörigen seine Schriften vorenthält und sie statt dessen auf die Bibel verweist.

Wenn Seume, der also weder ein Aufklärer noch ein Romantiker war, trotzdem zu einer gewissen Berühmtheit gelangt ist, so schuldete er das mehr seinen guten Beinen als seiner guten Feder. Seine Fußwanderungen stellten Rekordleistungen dar und erforderten überdies wohl ebensoviel persönlichen Mut wie in unseren Tagen etwa eine Forschungsreise ins Innere Tibets. Heute wären nun allerdings, kaum daß der Sieger heimgekehrt, mehrere andere Unternehmungslustige abmarschiert, um den Rekord zu brechen – freilich, ohne dann eine „Wanderung nach Syrakus" mit nach Hause zu bringen.

Im übrigen schrieb Seume nicht, weil er sich eine Wirkung davon versprach, sondern trotzdem er vom Gegenteil beinahe überzeugt war. Er schrieb, „um seine Gesinnung zu retten". Was er darunter verstanden wissen wollte, das zeigen seine Schriften.

Es sind das durchweg Meinungen und Bekenntnisse eines „Mannes ohne Furcht und ohne Hoffnung", wie er sich selber nannte.

Johann Gottfried Seume

(1763–1810)

Wer die Deutschen zur Nation machen könnte, machte sich zum Diktator von Europa.

*

Praktisch tätig sein ist besser, als tote Buchstaben schreiben: und die Männer von Marathon sind mehr, als viele volle philosophische Schulen. Marathon schuf Salamis und Platää; aber alle Sekten der Philosophen haben kein Marathon wieder geschaffen. Wo man aufhört zu handeln, fängt man gewöhnlich an zu schreiben; und je verworfener die Zeit ist, desto wortreicher ist sie, ausgenommen, wo gänzliche Mundsperre herrscht ... Wer möchte nicht lieber den Ölbaum der Athene Pallas gepflanzt, als Professor und Verfechter einer Philosophensekte gewesen sein?

*

Unter den Toten mit Thukydides, Tacitus und Plutarch bei Marathon und Salamis zu leben, ist schließlich noch die ehrenhafteste Art des Lebens, wenn man der Würde und der Majestät des Vaterlandes keine Tätigkeit weiter zuwenden darf. Und doch: Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu retten.

*

Der Ruhm ist gewöhnlich das Grab der Ehre, und die Ehre selten der Weg zum Ruhm. Aber wer den Ruhm und die Macht in Beschlag nimmt, stempelt die Ehre nach Gutdünken und macht Goldmünze und Glockenspeise.

*

Der Gedanke ist das Eigentum des Geistes; selbst der Allmächtige kann ihn nicht rauben, ohne zu vernichten. Gedankenfreiheit ist eine Erfindung der Despotie.

*

Der Begriff Eigentum erstreckt sich nur auf Dinge; niemals gibt es einen Eigentümer von Personen. In der menschlichen Natur liegt jener Strahl und Glanz göttlicher Macht, daß jeder, der die Freiheit aufzuheben wagt, vor dem ganzen Menschengeschlechte als der Schuld einer bösen Tat und dem Sakrileg des größten Verbrechens verfallen erscheint. Aber mag man dieses Palladium auch hundertmal mit ruchloser Hand zerstören, hundertmal wird es mit größerem Glanz sich wieder erheben.

*

Was die Vernunft und das Göttliche in uns als groß bezeichnet, haben der Despotismus und die Dummheit zu Schande und Tod verurteilt. Die Mensch-

heit hat sich das wenige Licht, dessen sie genießt, durch Unglauben und Forschergeist errungen. Die Gerechtigkeit wird nur durch kühnen Widerstand gegen die Selbstsüchtler festgesetzt. Wie ich in der Würde meiner Natur ohne Beeinträchtigung des Heiligsten nicht mehr leben darf, verlasse ich das Gewühl der Verworfenheit, der Sklaverei und Tyrannei.

*

Und wenn Freiheit und Gerechtigkeit in Ewigkeit nichts als eine schöne Morgenröte wäre, so will ich lieber mit der Morgenröte sterben, als den glühenden, ehernen Himmel der blinden Despotie über meinem Schädel brennen lassen.

*

Der Despotismus ist ein gräßliches Ungeheuer, und sein Gefolge ist scheußlich. Nur die blinde Volkswut Despotie brütender Rädler ist vielleicht noch ungeheurer.

*

Bemeistere dich mit deiner großen Leidenschaft der kleinen Leidenschaften anderer, und du bist ihr Herr!

*

Es ist nur ein Despotismus erträglich: der Despotismus der Vernunft; — wenn wir nur erst über die Vernunft einig wären.

*

Die Arbeit der philosophischen, theologischen, politisch-pathologischen Volksführer ist fast durchaus, Rauch zu machen und darin Gespenster und Schreckgestalten zu zeigen, damit man sich an ihre Heilande halten soll, von denen immer einer schlechter ist als der andere.

*

Es ist gleich schwach und gefährlich, die öffentliche Stimme zu viel und zu wenig zu achten.

*

Nur dann, wenn die Begriffe von Bürgerfreiheit und allgemeiner Gerechtigkeit von den Männern der Nationen richtig und lebendig gefaßt werden, können wir Hoffnung haben, daß die innerlichen und äußerlichen Verhältnisse der Staaten in eine solche wohltätige Harmonie treten werden, wo der herrliche philantropische Traum des Vater Kant vom ewigen Frieden vielleicht einst in Wirklichkeit übergehen mag.

*

Die Sklaven haben Tyrannen gemacht, der Blödsinn und der Eigennutz haben die Privilegien erschaffen, und Schwachheit und Leidenschaft verewigen beides. Sobald die Könige den Mut haben werden, sich zur allgemeinen Gerechtigkeit zu erheben, werden sie ihre eigene Sicherheit gründen und das Glück ihrer Völker durch Freiheit notwendig machen. Aber dazu gehört mehr als Schlachten gewinnen. Bis dahin muß es jedem rechtschaffenen Manne von Sinn und Entschlossenheit erlaubt sein, zu glauben und zu sagen, daß alter Sauerteig alter Sauerteig sei.

*

Jeder trägt seine Forderungen in die Wirklichkeit um sich her und mißt diese gebieterisch an jenen; und mit Recht, wenn diese Forderungen aus der Tiefe der reinen, besseren Natur geschöpft sind.

⋆

Republik oder nicht Republik; wenn nur Freiheit und Gerechtigkeit gesichert wird. Die Vernunft wird nicht sterben, wenn man sie auch von Jahrtausend zu Jahrtausend foltert.

⋆

Wo ein Privilegium gilt, kann selbst der Allmächtige keinen Himmel schaffen; und die Menschen wollen damit einen vernünftigen Staat bilden?

⋆

Nur wo Nationen sind, gibt es Taten: sonst ist nichts als despotische Maschinerie.

⋆

Es ist traurig für die Humanität, daß man sich mit Tigerwut sogar unter den Zweigen des friedlichen Ölbaums schlägt. So sehr ich zuweilen der Härte beschuldigt werde, ein Ölbaum und ein Weizenfeld würde mir immer ein Heiligtum sein; und ich könnte mich gleich zur Kartätsche gegen denjenigen stellen, der beides zerstört.

⋆

Haben Sie die Gnade! heißt wörtlich: Ich verdiene zwar das Zuchthaus; aber Sie werden mir schon einen anderen lukrativen Posten geben, den ich nicht verdiene.

⋆

Man darf die meisten Dinge nur sagen, wie sie sind, um eine treffliche Satire zu machen.

⋆

Es ist freilich traurig, Satiren zu schreiben; aber was soll man anders tun, wenn man kein Kabeljau ist? Alles, was man sieht und hört, ist ja Satire. Wenn man Satire fühlt, muß man Satire schreien. Jeder Blick in die Welt gellt Satire. Vielleicht mache ich nur meine eigene. „Difficile est“ – sagt der Alte.

⋆

Es ist gar nicht nötig, daß ich Glück mache, nicht einmal nötig, daß ich lebe, aber wenn ich lebe, ist es höchst nötig, daß ich ein ehrlicher, offener, freier Mann sei und diesen Stempel nie verleugne.



Antiker Mosaikfußboden mit dem Medusenhaupt in der sala di Eliodoro im Vatikan

MECHTHILD BABINGER

Die Wandlungen des Medusenhauptes

Die Vorstellung der Medusa als einer Schreckgestalt grellster Art reicht weit hinauf in das griechische Altertum. Als Schreckensfigur müssen wir uns das in Stein gehauene Haupt in Argos – eines bedeutenden Ortes des Medusenmythos – denken, welches von Pausanias, ebenso wie die Burgmauer von Mykene, den Zyklopen zugeschrieben wurde. Auch Homer muß dieses Gespenst in plastischer Darstellung gekannt haben, das er ein „grauses pausbäckiges Ungeheuer der Unterwelt" nennt. Bei anderen alten Schriftstellern wird der wilde Blick und das Zähnegerassel hervorgehoben.



Perseus tötet die Medusa. Metope von Selinunt. 6. Jahrhundert vor Christus

Das häufige Vorkommen der Medusenhäupter erklärt sich aus deren Verwendung gegen den bösen Blick. Bei vielen Völkern des Ostens und Südens finden sich dazu Analogien: man sucht Dämonen durch ein schreckenerregendes Gesicht zu verscheuchen. Ein vergoldetes Medusenhaupt auf einer Aigis war an der Südmauer der Burg von Athen angebracht; wir finden Medusenhäupter auf Münzen von Korinth und auf solchen von Sizilien – das bekannte Gorgeion – und auf altrömischen. Immer wird das Haupt der Gorgo in früher Zeit dargestellt als



Haupt der Medusa, sog. Tazza Farnese. Spätantike Arbeit

ein unmäßig dicker Kopf mit einem stark in die Breite gezogenem Gesicht, fleischigen Wangen, plattgedrückter Nase, weit offenem Munde mit herabhängender Zunge, tierhaften Eberhauern und an Stelle der Haare sich ringelnden Schlangen. So sehen wir sie auf der berühmten Metope von Selinunt. Diese Darstellungen in Stein waren bemalt: das Gesicht gelblich, die Haare und Schlangen bläulichschwarz, Lippen und Zunge rot.

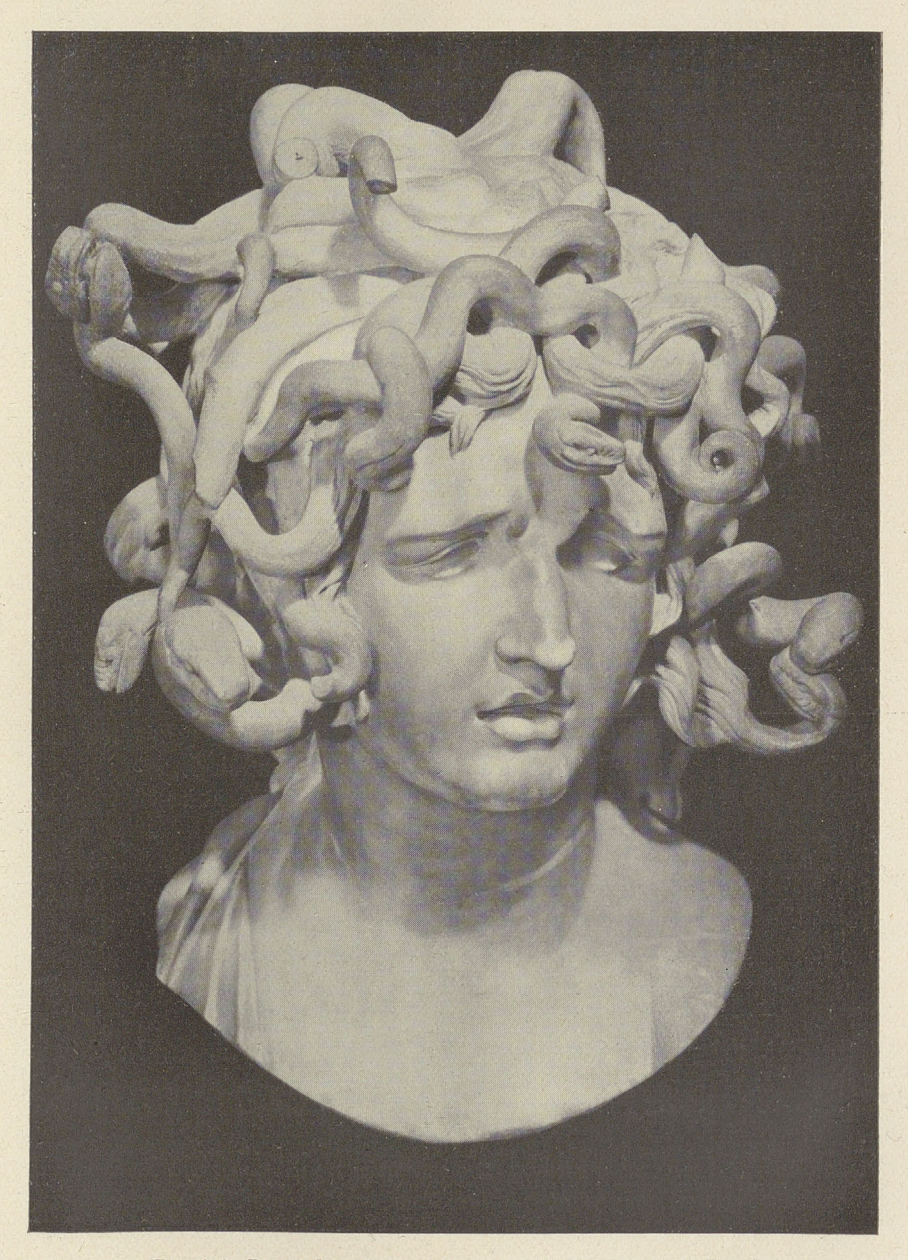
Die älteste genaue Beschreibung der Medusa finden wir bei Hesiod; Pindar

und Äschylos aber sind die ersten, die uns berichten, der Anblick der Medusa habe den Menschen zu Stein verwandelt. Diese Kraft verblieb dem Haupte der Medusa auch in der Hand des Perseus oder auf der Brust der Athene. Als Perseus mit dem Schreckenshaupt über Libyen flog, fielen Blutstropfen zur Erde, die sich in Schlangen verwandelten.

Sehr interessant sind nun die verschiedenen Variationen des Mythos. Schon bei Hesiod erscheint die Medusa als die Geliebte des Poseidon, und er ist der Vater des Pegasus, der aus dem Halse der enthaupteten Medusa springt. Die Verbindung mit Poseidon erklärt sich wohl daraus, daß Medusa Beziehungen



Kopf der Medusa aus dem Schiff des Nero auf dem Lago di Nomi



Bernini: Büste der Medusa (Palazzo di Conservatori, Rom)

Photos: Alinari, Rom

zum Meere hat: sie und ihre beiden Schwestern sind Kinder einer Meergottheit; im Volksglauben der heutigen Griechen verschmilzt sie mit den Nereiden.

Wegen dieser Verbindung mit Poseidon machte die spätere Legende sie zu einer Rivalin der Athene – eine neuere Ansicht aber neigt dazu, eine ursprüngliche Identität der zwei feindlichen Gottheiten anzunehmen. Der Kopf der Gorgo, mit welchem Athene die Feinde schreckt, wäre somit ursprünglich das eigene Haupt dieser Göttin gewesen, als sie noch ein wilder Kriegsdämon war und nicht die schöne Göttin der Weisheit und der Staatskunst. Erst als aus ihr die hohe olympische Gottheit wurde, wandelte sich ihr innerer und äußerer Charakter. Das gorgonische und dämonische Element wurde von ihr getrennt und ihr gegenübergestellt als etwas Feindliches und Niedriges.

Es gibt auch eine Version des Mythos, wonach Athene selbst die Gorgo tötete. Daneben bestanden schon im Altertum sehr realistische Auslegungen, die in der Gorgo die Erinnerung an eine von Perseus besiegte libysche Königin oder Amazone sehen wollten, und es tauchte auch schon die Idee auf, sie wäre keineswegs ein Ungeheuer gewesen, sondern von wundervoller Schönheit, die die Menschen vor Bewunderung erstarren ließ.

Die immer mehr zur Höhe und Klarheit sich entwickelnde griechische Kunst hat die Häßlichkeit der früheren Gorgobilder nicht übernommen, hat vielmehr das Abschreckende immer mehr gemildert; obwohl die archaischen Bildungen durch Urerinnerung und durch den Glauben der Wunderkraft des Scheusals gegen den bösen Blick geheiligt waren und für das Volk sicher noch lange Geltung hatten. Phidias mildert das Grauenhafte des Medusenhauptes nur wenig auf dem Schilde seiner berühmten Athene. Aber schon Pindar nennt die Medusa: „schönwangig", und die von religiösen Skrupeln freien Künstler wagten nach und nach an Stelle der verzerrten Fratze ein menschlich schönes Antlitz zu formen, dessen Züge, anstatt zu erschrecken, das Mitleid des Beschauers fordern. Die Augen scheinen nun oft wie im Tode erstarrt, der normale Mund ist nicht selten halb geöffnet, wie zu den letzten Atemzügen. Grausen und Entsetzen scheint zu sein, was das Gesicht der Gorgo nun selbst sieht. Zu den Seiten des erschütternden Antlitzes ringeln sich immer noch Schlangen wie Haarlocken oder Haarlocken wie Schlangen.

Bernini, der geniale Napolitaner, den es stets reizte, menschliche Leidenschaften darzustellen und die nackte Entfesselung inneren Lebens, schuf nach freier Phantasie, aber im Einklang mit der Idee der Spätantike sein Medusenhaupt: ein jugendlich schönes Gesicht, voll hinreißenden Schmerzes, voll Trauer und Dissonanz, bei dem die Schlangenlocken an eine Dornenkrone denken lassen.

Rundschau

Der Lösung entgegen? Die Zusammenkunft in Rom, auf die so viele Hoffnungen gesetzt waren, hat das von Eingeweihten allein für möglich gehaltene Ergebnis gezeitigt, daß England und Italien sich gegenseitig ihren Standpunkt mit großer Offenheit dargelegt haben, ohne daß praktische Folgen aus dieser Zusammenkunft sich ergaben. Auch sonst war eine rege politische Tätigkeit festzustellen: der Besuch des polnischen Außenministers auf dem Obersalzberg, Graf Cianos Reise nach Jugoslawien, der Besuch des ungarischen Außenministers in Berlin und die Fahrt des deutschen Außenministers nach Warschau. Die Sitzung des Genfer Rates konnte natürlich keine Erfolge bringen. Dem Anti-Kominternpakt sind inzwischen Ungarn und Mandschukuo beigetreten. – Gegenwärtig richten sich die Blicke der ganzen Welt auf die Ereignisse in Katalonien. Es ist klar, daß durch die beim Abschluß dieser Zeilen unmittelbar bevorstehende Eroberung Barcelonas, der die Besetzung ganz Kataloniens folgen muß, eine neue Lage sich ergeben wird. Nach dem Siege Francos in diesem Landstrich werden die bisher zurückgeschobenen Fragen und Probleme sehr eindeutig klar und akut werden. Die Spannung, unter der Europa und die Welt stehen, wird sich voraussichtlich so steigern, daß eine Lösung der brennenden Fragen nicht mehr hinausgeschoben werden kann. Die Welt klirrt in Waffen. Wird das Wort gesprochen werden, das eine Bereinigung der alle Völker bedrohenden Nöte ohne das letzte Mittel ermöglicht?

Allerlei Anglikana. Aus London kommt uns die überraschende Nachricht, daß die Vierteljahresschrift „The Criterion", die T. S. Eliot im Jahre 1922 begründete und seitdem regelmäßig herausgegeben hat, ohne daß irgendwelche Anzeichen über finanzielle oder geistige Schwierigkeiten, Resonanzmangel oder was dergleichen Ablebensgründe sein könnten, bekanntgeworden wären, ihr weiteres Erscheinen einstellt. Damit verschwindet von der Zeitschriftenbühne der Welt wieder einmal nun auch ein englisches Blatt. Bei diesem Verschwinden findet man den einzigen Trost darin, daß es sicherlich in die Kulturgeschichte und Literaturgeschichte der durch ihre Lebensdifferenzierung vielleicht noch einmal gerühmten europäischen Nachkriegszeit eingehen wird. Wie keine zweite englische, aber auch kaum eine kontinentale Parallelerscheinung zeichnete sich diese Literaturzeitschrift durch einen wirklichen Empire-Horizont des Geistes, durch eine überparteilich-produktive, Wissenschaft mit bestem Journalismus, Äternität mit Aktualität, Dichtung mit Kritik verbindende Haltung aus. Sollte ihr Ende nun ein Symptom sein, daß auch der britische Geist auf einem Wege ist, wo er sich die hier beispielhaft geübte Distanz und Gerechtigkeit, psychologische Einfühlung und Horizontweite der sachlichen Aufmerksamkeit auf das geistige Geschehen der Welt nicht mehr leisten kann? Wir wissen es nicht und möchten daher wenigstens im Augenblick das in seinen Beweggründen auch aus dem Schlußwort des Herausgebers doch wohl nicht ganz einsehbare Ereignis vorerst nur in mitfühlendem Seufzer im Sinne der Schillerschen Nänie registrieren: „Auch das Schöne muß sterben..."

Der englische Anteil der Einwirkung auf die deutsche Bildung und das deutsche Bildungsinteresse der Gegenwart ist ja nach wie vor – auf eine merkwürdige Weise ungestört durch die Fluktuationen der Zeitgeschichte – wohl der bedeutendste unter allen zur Zeit auf uns wirkenden Nationen und Kulturen geblieben. Hans Grimms inzwischen gedruckte Rede „Wie ich den Engländer sehe" (Gütersloh, C. Bertelsmann) war daher insofern für die Stimmungen vieler Deutscher symptomatisch zu nennen, als in ihr wieder einmal unsere alte, im Bismarckreich und auch im wilhelminischen Deutschland nicht minder vorhanden gewesene unglückliche Liebesbeziehung zum Angelsachsentum einen ergreifenden neuen Ausdruck gefunden hat. Es würde jedoch eine unzulässige Vereinfachung bedeuten, wollte man die Beziehungen der beiden Völker, des Engländers und des Deutschen derart proportionieren, daß wir drüben „das politische Kunstwerk" des Empire (eine Formel Hans Grimms) bewunderten, während uns von der anderen Seite im Sinne des ja von einem Briten gebildeten Ausspruches die Qualitäten eines Volkes der „Dichter und Denker" zugestanden würden. Ein solches Schema stimmt nach beiden Seiten nicht. Weder vermöchte die deutsche Politik, die spezifische Gestalt deutschen Aktivismus' und deutscher Herrschaftsform, jemals zur Imitation oder zum Beipferd der britischen zu werden; noch kann umgekehrt dem englischen Volke ein geringeres naturgegebenes Talent zum Denken und Dichten als dem unseren zuerkannt werden. Dieses Letztere beweist sich nun für den nicht gerade anglistisch gebildeten Deutschen freilich kaum aus der reichen, aber in ihrer Auslese doch recht pragmatisch bestimmten Übersetzungsliteratur englischer Romane, Erzählungen oder allgemeinerer historischer und philosophischer Belletristik, wie sie auch im Sortiment der Gegenwart einen eher angeschwollenen als gedämmten Platz einnimmt. Es wird denen, die es nicht wußten, jedoch an einer interessanten Anthologie englischer Lyrik klar, die unlängst im Verlage G. Kiepenheuer, Berlin, erschienen ist. Wir meinen Hans Henneckes „Englische Gedichte von Shakespeare bis W. B. Yeats Einführungen, Urtexte und Übertragungen". Sachlich läßt sich zu diesem Buche sagen – für das übrigens die Engländer in gewisser Weise nicht nur seinem Autor, sondern dem deutschen Geist verbunden sein können, zeugt es doch von einem Kenntnisreichtum und eindringender Liebe, wie man sie in parallelen Unternehmungen sonst nur selten dem eigenen Volke widmet – sachlich läßt sich also zu diesem Buche sagen, daß es uns drei Dutzend der vorzüglichsten englischen Gedichte großenteils erstmalig in einer zuweilen kongenialen Nachdichtung vermittelt samt einer Kommentatorenarbeit von subtilstem Kunstverstande der Lyrik im allgemeinen, der englischen, besonders facettenreichen Lyrik im besonderen. Die derzeitig in Deutschland vorhandene ungewöhnliche Aufgeschlossenheit für Gedichte wird daher wohl auch diesen Nachdichtungen und somit der englischen Lyrik und dem Verständnis des im Lyrischen wie sonst vielleicht nur noch in seinem Gegenpol im Politischen erfaßbaren englischen Geistes zugute kommen. Wir wollen dies freilich nicht eitel herausstellen, sondern umgekehrt damit nur ein gewisses Schuldbewußtsein quittieren, das in uns aufkommen könnte angesichts des in den letzten Jahren wiederum erstaunlich belebten Interesses englischer Germanisten und Lite-

raturwissenschaftler für die Entwicklung und gerade auch die sublimsten Gestalten der deutschen Dichtung von Hölderlin bis zu Rilke, George und Trakl. Der Austausch des Geistes hat also auf beiden Seiten keine Einschränkung erfahren und wird es hoffentlich ebenfalls nicht, selbst wenn sich in anderen Bezirken die Gegensätze steigern sollten. Als zu Beginn des Weltkrieges die Frage aufgeworfen wurde, ob Shakespeare noch auf deutschen Bühnen gespielt werden könne, entschied der damalige Kanzler Bethmann Hollweg: Shakespeare gehört der Welt. Ein Wort und eine Tat, die zu dem wenigen immer Nachahmenswerten in der Haltung dieses Mannes gehören und gehören werden.

Attribute der Novelle. Auf dem deutschen Büchermarkt lassen sich einige Verschiebungen beobachten. Diese bekommen zwei literarischen Gattungen wohl, welche in den letzten Jahren stark zurückgedrängt waren. Es sind die Novelle und der Essay. Die Wellen von Biographien, die seit einigen Jahren über uns hinweggebraust sind, verebben zwar noch nicht. Man soll nie zu früh frohlocken. Aber sie werden geringer, schwächer, dünner. Für manchen ihrer Autoren bedeuteten sie vielleicht nichts weiter als uneingestandene Ratlosigkeit vor der Gegenwart, für andere waren sie Flucht. Wenigen waren sie mehr als eine „Zwischenarbeit", ganz wenigen wurden sie unter der Hand zum Anlaß des nachdenkenswerten Vergleichens und des historischen Vergleichs. Der Essay hatte überhaupt keine Zuhörer mehr. Das kann man gern behaupten. Ein Beweis für solch unerfreuliche Einsichten braucht in diesem Falle gar nicht geführt zu werden. Erst im Jahre 1938 begann unserer Beobachtung nach ein neues Interesse für die Novelle bei den Autoren, die sich nach einer anderen Form als der des Monumentalromanes oder der des biographischen Selbstberichtes sehnten, bei den Verlegern, die den sogenannten „kleinen Roman" als eine Brücke zum neuen Wagnis erfanden und endlich sogar bei den Lesern, die Lust auf kleine Bändchen bekamen, auf Taschenbücher, die dennoch das Mittragen und das Hervorziehen selbst im Zug oder Autobus verlohnen. Der Essay liegt noch zurück. Er findet wieder breiteren Eingang in die Zeitschriften. Einige Bücher, die hier Bresche bedeuten, so Hofmillers „Versuche" aus gestrigen, Martin Kessels sehr begabte „Romantische Liebhabereien" aus heutigen Tagen mit durchaus neuer Formung, sind schon erschienen. Einige werden vielleicht folgen, obgleich die Menschen, die einen Essay von Rang schreiben können, seltener denn je sind. Der Durchblätterer der Tageszeitungen wird in diesem Zusammenhang bemerken, daß der „Tatsachenbericht" endlich im Sterben liegt (wenn auch seine letzten Seufzer lang sind), und daß statt seiner, wenigstens in den Qualitätsblättern wieder sehr behutsam das reine „Feuilleton" von stilistischer Durchfeilung und Wortfeinheit gepflegt wird. Vielleicht gibt es auch dadurch wieder einmal diesen oder jenen Band eines oder mehrerer junger Feuilletonisten, die der Beachtung wert sind. Den Durchbruch aber, absatzmäßig, hat bis jetzt von diesen drei literarischen Verwandten, am ehesten die Novelle geschafft. Zeuge für unsere Ansicht sind einige Sammelbände deutscher und ausländischer Autoren, einige Anthologien von verschiedenem Werte sowie eine ganze Reihe kleiner Bände der verschiedensten Verlage. Es sind gute

Erzählungen darunter und schlechte. Eine neue Blütezeit der Novelle in deutscher Sprache, wie sie unter Wielands Schulsinn, unter Goethes Programmatik und unter Kleists Aktivismus begann, wie sie in der Romantik Frucht wurde und am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, mitten im Realismus und Aufbruch des Naturalismus durch Storm, Keller, Meyer und Heyse (deren Erstdrucke in den achtziger Jahren fast alle in dieser Zeitschrift erfolgten) eine zweite, reiche Ernte ergab, wird damit wohl noch nicht eingeleitet. Dafür ist die Zeit zu hart, stellt der Tag zu dringliche Anforderungen auch an den Dichter oder Schriftsteller. Auffällig an so manchem kleinen novellistischen Beitrag besonders der Jungen und Kommenden, an mancher ihrer „Premierenarbeiten" ist die Besinnung auf die Form. In der Lyrik ist es ja ähnlich. Die absolute Kampflyrik tritt naturgemäß nach und nach vor dem allmählich formstrenger werdenden Erlebnisgedicht oder der persönlichen Lyrik zurück. In der Prosa verklingt der Schrei, vertönt der Ruf. Die Besinnung, der Blick nach Innen, ja, wie das neue Wort heißt, die „Innerlichkeit" erfährt eine ganz neue Wertschätzung. Es ist klar, daß sich solche Wandlung auch formal abprägen wird. An die Stelle des Stenogramms, des Romandiktats tritt sehr sacht die Feilung des Satzes, die besonnenere Wortwahl, mehr Klanggefühl, mehr Stimmungsbeobachtung. (Konjunkturfabrikationsmäßige Schriftware dürfte dadurch zum Abgang gedrängt werden.) – Bei aller Erfreulichkeit solcher Symptome sei nicht verhehlt, daß sich gerade auch in die besser geglückten novellistischen Versuche mancherlei Allzuliterarisches, unnotwendig Überstilisiertes, Erklügeltes und Unerlebtes, ja Papierenes einschmuggelt, das sonderbar genug – und bei den Jungen auch bedenklich – anmutet. Da werden statt wirklicher oder möglicher Landschaften sehr unreale Bühnenbilder entworfen, in denen eine gefrorene Unheimlichkeit, eine als „magisch" gedachte Mittagsschwüle herrschen, in denen sich kein Mensch heimisch fühlen könnte. Nicht einmal der Leser, der (das bedenkt, o Schreibende!) auch nur ein Mensch ist, traut solchem Boden. Die Frauen, die durch manche Novellen schreiten (denn sie gehen weder, noch laufen sie), haben oft noch die „herrisch breiten" Schultern, die knabenhaft schmalen Hüften, die magazinengelspitzen Brüste, das toll verwirrende Blaugelock als Haar – und ein nie geatmeter Duft umschwebt sie himmlisch. Kann eine Landschaft nicht auch einmal, statt unter golden tönenden Himmeln zu glänzen, vor simplem Schnürlregen zum Gähnen oder Davonlaufen triefen? Kann nicht sogar eine Frau einmal wenigstens einen Tag lang, obgleich sie nur durch eine Novelle spaziert und weder über unseren grauen Rutschasphalt zum Geschäft rennt noch über Ackerfurchen zu ihrem Hof marschiert, minder knusprig sein als frischer Keks und nicht so schwindeledel wie verdünnter Botticelli? – Daß die Novelle von Haus aus die am meisten artistische Form aller literarischen Gattungen fast naturgemäß sein muß, wissen auch wir. Aber warum sich einen hoffnungsvollen Anfang gleich wieder damit verderben, daß man eine an sich anständige, schöne und einfache Geschichte aufbläst, mit Rankenwerk garniert, das wie die bunten Rüschen auf den neuesten Kleidern dieses Frühjahrs aus der Mottenkiste von Großmutter stammt? Warum? Es geht auch anders.

WILLY KRAMP

Die Fischer von Lissau

Roman

(4. Fortsetzung)

7.

So kam es, daß Lina Matheit nach der Beerdigung der alten Olga in Perbandts Haus blieb und seine Frau wurde. Es wußte und erfuhr jedoch niemand außer Gey, was die schöne und stolze Poraither Fischmeisterstochter zu der schnellen Heirat mit dem unscheinbaren Fischer getrieben hatte, und auch Gey wußte ja nur eine halbe und falsche Wahrheit, weil er nicht erfuhr, was sich zwischen den beiden auf dem Schloßberg und in der Sterbenacht zugetragen hatte. Die üblichen Lissauer Gerüchte, daß das Mädchen habe heiraten „müssen", gingen zwar alsbald im Schwange, aber sie befriedigten niemanden und gewannen auch keine böse Macht über die Gemüter, da die Beteiligten sich so rein und streng zwischen all dem Gerede hielten und nichts Böses weder über ihre Schwelle noch aus ihrem Munde ließen. So gewannen die Leute nichts, woran sie sich mit ihrem Geschwätz halten konnten; vor allem Lina selbst blieb für jedermann ein Rätsel. Nie sah jemand, daß sie ihrem Manne ein gutes Wort, geschweige denn einen Blick oder eine Gebärde der Liebe schenkte; wenn jedoch einer der Nachbarn, wie es nicht selten geschah, in ernster Frage an Perbandt herantrat und ihn fragte: „Liebt sie dich nicht, Oswald, ist sie nicht gut zu dir nach der Weiber Art?" so antwortete er still und fest: „Sie dient mir treu und gut, eine Bessere kann sich keiner wünschen." – Wo aber in Perbandts Gegenwart auf Linas Leben im Schloß oder in Poraithen früher angespielt wurde, da sah er die Redenden freundlich an und nickte, als wisse auch er viel, habe aber nichts mit dem Beredeten zu schaffen.

Lina selbst wagte keiner der Männer je ins vertraute Gespräch zu ziehen, denn sie behandelte sie ohne Ausnahme kalt und verächtlich. Als sie im folgenden Frühjahr einen schönen Knaben gebar, da ließ sie es zwar zu, daß Oswald einige der Nachbarn zur Taufe lud; aber während des Schmauses saß sie, in ein schwarzes Tuch gehüllt, stumm und abweisend neben ihrem Manne. Nur während Gey über dem Kinde betete und die Frauen und Männer lange Lieder aus dem Gesangbuch sangen, belebte sich ihr Gesicht, und sie betete und sang voll ernsten Verlangens mit. Danach, als die Nachbarn sich zu gehen anschickten, bat sie: „Kommt wieder zum Singen und Beten." – Und künftig taten sie es auch, lange Jahre hindurch.

Nur einen der Nachbarn hatte Lina Perbandt nach der Taufe nicht gebeten, wiederzukommen, das war Bernhard Gey. Er war damals gesenkten Hauptes an der Seite seiner Frau fortgegangen; aber hinfort kam er dennoch wieder und war sogar der Erste und Mächtigste im Singen und im Lesen der Schrift. Schon in diesem ersten Jahre war aus Bernhard Gey in Lissau der „alte Gey" ge-

worden, wie man ihn nach zwanzig Jahren und später noch weit hinauf ins ganze Samland kannte. Sein bis vor kurzem noch rötlichbrauner Bart, der fast bis unter die Augen reichte, war fahl geworden; die Schläfen und Wangenknochen schienen stärker hervorzutreten, während die blauen Augen tiefer in den Schädel sanken, ohne an durchdringender Klarheit zu verlieren, es sei denn, daß sie zu manchen Zeiten wie von einem leisen, grünlichen Schleier überzogen waren. Wenn die Leute diesen leisen, grünen Schleier über Geys Blick gebreitet sahen, so fürchteten sie sich und gingen dem Mann schnell aus dem Wege. Nicht, daß sie etwas von ihm zu leiden gehabt hätten, denn er war gütig und mild geworden wie die Wintersonne; aber man mußte ihn dennoch fürchten, weil er „das Schauen" hatte und wie Gott in Vergangenes und Zukünftiges sah. Davor hatten die Menschen Angst. Wahrscheinlich würden sie ihn sogar als einen Zauberer vertrieben haben, wäre er nicht zugleich derjenige gewesen, von dem in Lissau ein neues, zukunftsfrohes Leben ausging. Denn nur wenige gab es, in deren Leben der „alte Gey" nicht eingetreten wäre wie ein treusorgender Vater, der alles wußte und konnte. Nicht, daß er selbst nach Gelegenheiten gesucht hätte, sich den Lissauern angenehm zu machen, beileibe; sie selber kamen zu ihm in ihrer Not, oder es traf sich auf die wunderlichsten Weisen, daß er ausgerechnet denen jeweils begegnete, die Rat und Hilfe bedurften. Er besserte an Häusern und Brunnen, er flickte Dächer und Boote zusammen oder errichtete die zerstörten neu; so Oswalds Perbandts Dach und nach einigen Jahren auch das große, langersehnte Boot, an dem das halbe Dorf bauen half.

Daneben arbeitete er weiterhin fleißig droben auf dem Hofe, fischte mit seiner Frau und einem von Prodiens Söhnen und bestellte das Stück Kartoffelland, das ihm der Baron noch gegeben hatte, ehe er mit seiner Frau verreist war. Viele sagten, daß er des Nachts nicht mehr zu schlafen brauche, weil sein natürlicher Leib samt allen irdischen Wünschen schon gestorben sei; andere gingen noch weiter und erklärten, daß er auch nur zum Schein noch esse und trinke, weil er auf andere Weise aus der überirdischen Welt gespeist und getränkt werde. Dieser Mann, den nie jemand lachen gesehen hatte, der ohne Frieden in seinen Nächten war und ohne Freude beim Essen und Trinken, er schien in der Tat sein eigenes Leben verloren zu haben. Sein Reden und Handeln wurde oft wider seinen Willen aus ihm herausgetrieben; stets tat er das Gegenteil von dem, was Vernunft und gesunder Menschensinn erwarteten. Es konnte geschehen, daß Menschen weinend und verzagt zu ihm kamen, er aber wies ihnen zornig die Tür, als habe er kein Herz für ihre Not. Andere wieder, die ihn beleidigten und verhöhnten, zog er an seinen Tisch und sprach mit ihnen, wie er seinerzeit mit Szameit getan hatte; von Zeit zu Zeit aber warf es ihn auf sein Lager, und dann lag er stunden- und tagelang da, mit starrem Blick, ächzend wie ein Sterbender. Nach solchen Heimsuchungen ging er stets zu Oswald Perbandt und sprach mit ihm. „Jener wird sterben", sagte er. Oder „dieser wird ertrinken, was soll ich tun?" — Oswald aber blieb unerschüttert. „Haben wir nicht oft genug gesehen", antwortete er, „daß Gottes Wille geschieht, und daß seine Wege nicht unsere Wege sind? Du wirst mit deiner Teufelsweisheit dem Bösen nicht wehren und das Gute nicht

hindern. Gib Gott die Ehre!" – Und sie beteten dann stets lange miteinander. Der alte Gey aber behielt seine Gesichte. „Es ist mein Fluch!" klagte er oft. – „Es ist dein Unglaube!" erwiderte Oswald. „Die Tür ist weit offen, warum trittst du nicht ein?" – „Welche Tür?" fragte Gey dann. – „Die Tür zum Paradies", antwortete der Freund.

Von Oswald Perbandt sprachen die Lissauer nicht mehr viel, nachdem sich das Staunen über seine Heirat mit Lina Matheit etwas gegeben hatte; zu ihm kamen sie auch nicht um Rat und Hilfe wie zu Gey, und doch war es sein Haus, in dem der stillste Friede wohnte, also daß gerade der von allen gefürchtete und geliebte Gey zu ihm ging wie zu seinem Vater und die drückendsten Lasten zu seinen Füßen ablegte. So geschah es bald nach der Geburt des kleinen Heinrich, daß Gey wieder einmal mitten in der Nacht mit entsetzten Augen zu den Perbandts angestürmt kam und ausrief: „Es wird brennen in Lissau. Es wird bald brennen. Ein großes Feuer."

Oswald und Lina, vom Schlaf erwacht, fragten: „Bei wem?"

„Ich sah das ganze Dorf in Flammen, aber bei Szameit fing es an. Was werden wir tun? Es wird brennen, ganz gewiß, aber ich weiß nicht, wann und bei wem."

„So geh zu allen und sage ihnen, daß sie wachen sollen."

Und Gey ging zu allen und sagte: „Es wird ein Feuer kommen, seid wachsam Tag und Nacht." – Noch in der gleichen Nacht trat er auch bei Szameit ein, der ihn seit dem Richtfest mit einem finsteren, furchtsamen Haß verfolgte; er traf ihn mit dem Kämmerer vom Gut zusammen, einem kleinen, kahlköpfigen Manne mit bösem Katzenblick, von dem es hieß, daß er es wie kein zweiter verstünde, unrecht Gut an sich zu bringen und in des Barons Abwesenheit in seine eigene Tasche zu wirtschaften. Als Gey stürmisch eintrat, fuhren die beiden mit roten Köpfen von Geld und bedruckten Papieren hoch und schrien wild auf ihn ein, was er sich unterstehe, ungebeten bei Fremden einzudringen. Mit Gewalt drängten sie ihn gleich wieder hinaus, hörten ihn auch gar nicht an, als er seine Warnung vorbrachte, und wollten von nichts wissen.

Eine Woche später, am frühen Morgen, brach in Szameits Stall Feuer aus. Als die Leute herzuströmten, um zu löschen, was doch nicht mehr zu löschen war, wurden sie Zeugen eines ebenso kläglichen wie schändlichen Vorganges: Mine Szameit lag laut schreiend auf ihren Knien, raufte sich die Haare und stammelte Sinnloses, als habe sie den Verstand verloren. Sie hatte Brandwunden im Gesicht und an den Händen, denn bis zuletzt war sie immer wieder in den Stall hineingelaufen, um Kuh und Kalb zu retten. Doch schien sie jetzt weniger wegen ihrer Wunden oder aus Schmerz um das verlorene Hab und Gut zu weinen und zu schreien, als vielmehr aus Furcht vor Szameit, der in grausamer, kalter Raserei soeben auf seinen schwachsinnigen älteren Bruder einschlug, weil dieser durch unachtsames Pfeiferauchen den Brand verursacht haben sollte. Dieser Schwachsinnige, Franz, war der eigentliche Erbe des Szameithofes; die Eltern hatten es vor ihrem Hinscheiden jedoch für richtiger gehalten, nicht ihm, sondern dem jüngeren Sohne den Besitz zu übergeben, obwohl Franz gewisse Arbeiten

mit großem Fleiß und leidlichem Geschick zu verrichten verstand. Sie hatten es dem Erben jedoch zur Pflicht gemacht, den kranken Bruder nach Kräften zu pflegen und zu versehen, und dieser hatte bereitwilligst gelobt, den Wunsch der Eltern heilig zu halten. Bald darauf sah man den Schwachsinnigen in Lumpen gehen und sich von früh bis spät für den Bruder abrackern; mit der Zeit wurde er mager wie ein Hund, und wenn er mit seinem verrenkten Gang zwischen den Häusern herumwankte, so bot er ein Bild des Jammers, bei dem sich auch den Grausamsten und Spottlustigsten unter den Männern und Frauen das Herz im Leibe zusammenzog. Das einzige, was diesem armen Menschen zu seiner Freude geblieben war, war eine alte Pfeife, aus der er zuweilen gierig ein paar Züge rauchte, wenn ein Mitleidiger oder einer, der seinen Spaß haben wollte, ihm etwas Tabak geschenkt hatte.

Als der jüngere Bruder ihm jetzt so vor aller Augen rüttelte und schlug, weil er durch sein Rauchen angeblich das Feuer verursacht habe, da schüttelte er zwar anfangs aufgeregt den mageren Kopf, als wolle er seine Unschuld beteuern, und starrte entsetzt und flehend auf den Bruder und die glotzenden Männer und Frauen ringsum; aber unter den Schlägen und Flüchen Szameits verging ihm bald Hören wie Sehen, so daß er zuletzt nur noch unter Tränen laut aufheulen konnte. Die Männer im Kreise ballten die Fäuste und bekamen rote Köpfe, aber wer wagte es in diesem schlimmen Augenblick gegen den starken Szameit? Plötzlich jedoch stürzte sich dessen eigener Sohn Richard mit einem erstickten Laut auf den Vater und versuchte, ihn von dem bereits kläglich zugerichteten, blutenden und heulenden Onkel zurückzureißen. Dieser Richard, Szameits Sohn aus erster Ehe, war damals schon ein kräftiger, großer Bursche von sechzehn Jahren, der — wie jedermann wußte — seinen Vater nicht liebte und sich ihm gegenüber auch schon mehrfach widerspenstig gezeigt hatte. Er fischte mit dem Vater und der Stiefmutter zusammen und mußte auch sonst die Arbeit eines erwachsenen Mannes tun; doch ward er in allen übrigen Dingen schlimmer als ein verachteter Knecht, geschweige denn wie der Erbe des Hauses gehalten. Nur zum Trinken holte sich der Alte zuweilen den Sohn an seinen Tisch und zwang ihn, mitzutun, denn er liebte es nicht, alleine zu trinken.

Eine ganze Zeit hielt der Sohn den Vater von hinten mit beiden Armen umklammert und wehrte sich verzweifelt dagegen, abgeschüttelt zu werden. Endlich aber standen sich Vater und Sohn doch Angesicht in Angesicht gegenüber, und wenn Szameits Zorn bis dahin nur geheuchelt gewesen sein mochte, so hatte ihn jetzt seine altbekannte, gefürchtete Raserei ergriffen, die ihn noch nie selbst vor dem Schlimmsten hatte zurückschrecken lassen. Da standen sie nun, der Vater gegen den Sohn und der Sohn gegen den Vater — die Männer und Frauen aus Lissau aber wagten sich nicht zu rühren und starrten wie gelähmt auf das entsetzliche Schauspiel. Was würde geschehen? Da, in dem Augenblick, als Szameit seinen Sohn wie einen Feind packte und auf die unmenschlichste Art zu reißen und zu würgen begann, stürzte sich aus dem Kreise der Gaffenden Lina Perbandt, die zu jener Zeit schon mit einem zweiten Kinde schwanger ging, auf den Rasenden und schlug ihn mit beiden Fäusten so heftig ins Gesicht, daß er

sich erst einmal wieder fassen und nach dieser Überraschung zu neuer Gewalttat — diesmal gegen die Frau — rüsten mußte. Es wäre der Armen wohl übel ergangen, wenn in diesem Augenblick nicht mit ihrem eigenen Manne zugleich auch Gey und ein paar andere Männer von dem niederbrennenden Stalle herbeigeeilt wären, die sich nicht scheuten, eine Gefahr mit der anderen zu vertauschen.

Schon nach einigen Tagen wurde Szameit abgeführt, weil er sich der Brandstiftung an seinem eigenen Stall und Hause verdächtig gemacht hatte; erst vor kurzem hatte er sein Anwesen mit Hilfe des Gutskämmerers hoch versichern lassen. Er erschien bald darauf noch einmal im Dorf, um dann jedoch für längere Zeit ins Gefängnis zu wandern. Solange er noch im Dorf war, blieb Richard Szameit bei den Perbandts; und wenn die Leute behaupteten, daß der kaum herangewachsene stille Junge während dieser Zeit mit Lina Perbandt mehr zusammengewesen sei als deren eigener Mann, so sprach der Anschein allerdings für diese Behauptung. Wiederum aber schien Oswald dies ganz so in der Ordnung zu finden. Er selbst war dem Jungen wie ein Vater, und auch als Richard in das leere Haus des Vaters zurückgekehrt war, um gemeinsam mit der Stiefmutter zu wirtschaften, zeigte er sich noch häufig im Hause der Perbandts, suchte zu helfen und hing Lina an wie einem höheren Wesen.

Lina selbst schien während dieser Zeit ruhiger und fröhlicher geworden. Sie zeigte nicht mehr ihr verächtliches Gesicht, wenn ein Mann mit ihr sprach; ja es geschah sogar, daß sie mit Gey auf eine Weise redete, die den Mann freier und ruhiger an seine Schuld denken ließ. Sie war freundlich zu Mann und Kind, es war, als beginne sie ihr Leben neu. Da kehrte eines Tages, wiederum im Sommer, der Baron nach Aressau zurück; er kam ohne seine Frau, und die Leute sagten, er sei noch unruhiger, hochmütiger und sonderlicher denn zuvor geworden. Er ließ durch den Maurer, der trotz seiner Zuchtlosigkeit vor Jahresfrist immer noch in den Diensten des Gutes stand, der Frau Perbandts sagen, daß er ihr Grüße und ein Geschenk von der Baronin zu übermitteln habe, und sie solle sich deshalb zu einer bestimmten Zeit des gleichen Abends auf dem Schloß einfinden.

Als aber Lina aufs Schloß kam, voll ihrer neuen vertrauenden Freudigkeit, die sie vor ihrer Ehe mit Perbandt nicht gekannt hatte, da wurde sie aus dem Schloß nach dem Gartenhäuschen geschickt, weil der Baron dort beschäftigt sei. Sie ging in das abgelegene Häuschen im Park, aber es dauerte nicht lange, so verließ sie es wieder, mit entsetzten Augen und verwirrtem Haar, ein Schluchzen in der Kehle. Und der Mann, der ihr in die Tür nachstürzte, war fast kein Mensch mehr, sondern ein gespenstisches Geschöpf, vom Wahnsinn gezeugt und von der Angst geboren. Als Lina diesen Abend nach Hause kam, verzerrt im Gesicht und kreidebleich, traf sie Gey bei ihrem Manne an. Sie öffnete nur die Tür und schloß sie gleich wieder, sie ging zur Lucht hinauf und legte sich ins Heu. Den Kopf preßte sie tief in das dumpfe Gras, daß man ihr endloses wildes Schluchzen nicht hören sollte. Von diesem Tage ab war sie verschlossener, herrischer und verächtlicher gegen jedermann denn je zuvor. Ihr zweites Kind gebar sie zu früh, es war

ein häßlicher, bösartiger Knabe, der seinen Eltern niemals Freude machte. Sie nannten ihn Fritz.

Den gleichen Abend aber, an dem Lina in neue Verzweiflung gestürzt worden war, erhielt auch Gey den Befehl, aufs Schloß zum Baron zu kommen. Er ging hin und traf den Baron im Bett liegend an. Gey machte nicht viel Umstände, er fragte: „Was haben Sie mit Lina Perbandt getan?" – Der Baron wollte sich anfangs höhnisch stellen und fragte zurück: „Was hast du mit ihr getan?" – Aber bald ließ er die Maske fallen, wie er schon früher einmal vor Gey getan hatte, und bekannte, daß er, von einer unerklärlichen Angst um sein Leben geplagt, nun fast zwei Jahre lang vergeblich durch die Welt gereist sei, ohne seiner Angst, deren Ursprung er gar nicht kenne, Herr werden zu können. Doch habe ihm die ganze Zeit vorgeschwebt, daß gerade Lina Perbandt ihm werde Ruhe geben können, und als er bei seiner Heimkehr erfahren habe, daß sie verheiratet sei, da sei es wie ein höllischer Sturm durch seine Seele gefahren, und er habe es sich in den Sinn gesetzt, daß sie ihm dennoch Genüge tun müsse. Nun sie es nicht getan habe, wisse er sich keinen Rat mehr, seine Frau habe er zerstört, andere Frauen habe er zerstört, und es helfe ihm doch alles nichts. Er sei wie ein von Dämonen Getriebener. Er wolle nicht das Böse, aber er tue es.

Gey sah in das ausgemergelte Gesicht des Barons, sah die gierig ragende Geiernase über dem hochmütigen Schnurrbart, sah die flachen wässerigen Augen und die bösen Schlänglein um den schmalen Mund. Dann antwortete er ohne Zorn und Verachtung: „Für Lina Perbandt hat Gott gesorgt."

Der Baron hielt eine lange Zeit den dünnen Atem an. Dann fragte er mit leiser, zerbrechender Stimme: „Aber für mich? Für mich?"

Da ging Gey auf die Knie nieder und betete ein Vaterunser. Als er geendet hatte, lächelte der Baron zwar verächtlich; aber er sah Gey mit großen Augen nach, als er ging, und fortan schickte er oft nach ihm und war wie ein Wahnsinniger in seiner Unruhe. Einmal soll er sich hoch vor dem alten Gey aufgerichtet und ihm mit unheimlicher Stimme zugerufen haben: „Was redest du mir? Ich weiß ja alles, aber ich glaube nichts. Ich bin in der Hölle!" – Von den Leuten am Haff sah ihn sonst kaum jemand; er war auch die meiste Zeit fort, in den großen Städten, und es wunderte niemanden, daß der Kämmerer mehr Holz schlagen ließ, als der Baron je zu wissen bekam, daß die Felder nicht mehr alle bestellt und die Stücke Vieh in den Ställen nicht mehr genau gezählt wurden. Später, nach dem Tode seiner Frau, kehrte der Baron ganz nach Aressau zurück und wurde ruhiger, tat niemandem etwas zuleide; aber er kümmerte sich auch um nichts, und die Leute sagten darum, er habe „nicht mehr alle fünfe beisammen".

8.

So ging ein Jahr ums andere hin, die Menschen wußten nicht, was ihre Herzen regierte; sie taten sich wohl und wehe, wie es sie trieb. Lina Perbandt schien eine kalte und böse Frau geworden; sie verschloß sich gegen jedermann, und mit ihrem eigenen Manne hatte sie nicht mehr Gemeinschaft des Leibes und der Seele denn mit irgendeinem anderen von denen, die sie haßte. Sie saß wohl noch dabei,

wenn die Nachbarn sich in ihrem Hause um die Schrift sammelten, aber ihr Herz tat nicht mit, gab keinen Ton. Auch den jungen Richard, der sonst stets mit seinen Nöten hatte zu ihr kommen dürfen, stieß sie zurück; und jetzt erst ergab sich dieser ohne Widerstand der bösen Gemeinschaft seines Vaters und des Kämmerers.

Einigen von den Lissauer Fischern begann es um diese Zeit ein wenig besser zu gehen, denn der Kämmerer, der sich die Leute geneigt machen wollte, um desto leichter sein Werk der Finsternis forttreiben zu können, verkaufte ihnen im Namen des Barons das geringere Land nach der Bucht zu um einen wohlfeilen Preis und stundete ihnen zugleich das Geld, das sie dafür bezahlen sollten; so hatten die meisten Familien endlich ausreichend Kartoffeln und Milch. Die Männer, die sich zu Gey und Perbandt hielten, machten mit deren großen Booten ausgedehnte Fahrten nach den fischreichen Stellen im Haff; und als Szameit seine kaum erworbene große Sieke wieder verkaufen mußte, weil er sich im Trinken immer weniger genug tun konnte, da lieh Gey den Prodiens, Freudenreichs und Balduhns zum Kauf des Bootes einen Teil des Geldes, das er endlich doch noch als Erlös für sein Land und Haus in Haffkrug erhalten hatte. Das Dorf Lissau hatte begonnen, langsam seine Schwingen zu regen; das Gut Arissau aber begann zu schrumpfen und mehr und mehr zu zerfallen.

Als die Dinge so standen, kam eines Nachts im Frühjahr die große Flut, die die Wasser des Frischen Haffs so tief ins Lissauer Land hineinführte, wie es seit Jahren und Jahren nicht mehr geschehen war. Gey hatte Tage vorher ächzend auf seinem Lager gelegen; aber die Vorahnung des schlimmen Ereignisses war ihm diesmal nur wie eine Krankheit in den Leib gefahren, ohne daß er wußte, welches Unheimliche sich da nahe. Vielleicht aber wußte er auch etwas und sagte nur nichts; denn er hatte im Laufe der Zeit besser und besser gelernt, seine Last alleine zu tragen und auch die Lasten anderer noch auf sein Herz zu nehmen.

Mitten in der Nacht hörte Oswald das Wimmern des kleinen Fritz neben sich; er erhob sich und wollte im Dunkeln nach der Wiege tappen, da trat sein nackter Fuß schon ins eiskalte Wasser. Indessen pflegte um diese Zeit des Jahres fast immer das Wasser zu kommen, so daß Oswald auch jetzt nicht sonderlich erschrak. Er weckte sein Weib, zündete ein Licht an und befahl ihr, die Kinder und alles Nötige durch die Heuluke auf die Lucht zu schaffen, während er draußen zum Rechten sähe. Er öffnete eines der kleinen, vielgeteilten Stubenfenster und tat einen Blick hinaus: Undurchdringliche Finsternis umlagerte das Haus, ganz nahe vom Haff her vernahm man ein unheimliches Rauschen und Gurgeln, nicht allzu laut, doch mit großer dumpfer Gewalt vorwärts stoßend und näher kommend.

Er zog sich die Wasserstiefel an, trat vor die Tür, da kroch ihm das Wasser schon an den Knöcheln hoch, und fast von Schritt zu Schritt leckte es sich höher empor, während er nach der Scheune ging, um alles leichtere Gerät im hohen Fach zu verwahren und das Tor fest zu verschließen, damit nichts fortgetrieben würde. Die Netze ließ er auf der Diele im Rauch, notfalls schadete ihnen das Wasser am wenigsten; seine Kartoffeln hatte er schon im Herbst größtenteils bei Gey untergebracht, da sie dort nicht im gleichen Maße der Wassersgefahr ausgesetzt waren wie hier unten an der Bucht; was sonst noch an verderblichen Vor-

räten vorhanden war, suchte er so rasch wie möglich zusammen, denn er hatte kein gutes Gefühl im Anhören des Rauschens draußen. Lina stand starr und bleich in der Stube, beide Kinder hart an sich gepreßt. „Ist es schlimm?" fragte sie. – „Nicht schlimmer als sonst", antwortete er. „Du kennst es noch nicht, darum macht es dir Angst. Aber es hat uns noch nie schweren Schaden getan."

Sie brachten die Kinder auf die Lucht und betteten sie zwischen Heu und Kissen; auch ihr eigenes Bettzeug nahmen sie mit und was sonst nicht naß werden sollte. Den Schweinen und der Kuh im Stall warfen sie große Bündel Stroh und allerhand Bretter und Balken herunter; auch das mußten sie schnell tun, weil die armen Tiere schon tief im eiskalten Wasser standen. Und danach, als alles getan war, was getan werden konnte, lagen sie still oben, tief verkrochen in Heu und Bettzeug, und lauschten auf den gurgelnden, brausenden Ansturm der Wasser draußen. Plötzlich geschah etwas, was den Mann vergessen ließ, daß sein Haus wieder einmal unter den gierigen Pranken des alten Feindes ächzte und bebte. Lina drängte sich zitternd an ihn, umfaßte ihn wie ein Kind mit beiden Armen und flüsterte ihm ins Ohr: „Ist es schlimm?"

„Hab keine Angst", sagte er laut.

„Werden wir ertrinken?" fragte sie weiter.

„Nein, nein doch", tröstete er sie. „Es ist immer noch gut gegangen. Gey hat uns das Haus so stark gemacht, das Wasser wird ihm wenig anhaben können."

Bei dem Namen Gey fing sie heftiger an zu zittern. Er fragte leise an ihrem Ohr: „Hast du ihm noch immer nicht vergeben?"

„Ihm ja", antwortete sie. „Aber den andern nicht."

„Welchen andern?" fragte er erschreckt.

Da beichtete sie ihm ins Ohr all das Furchtbare, was sie bisher in ihrem tiefsten Herzen vergraben hatte. Daß ihr schon in Poraithen, weil sie schön und offenen Wesens gewesen war, die Männer nachgestellt und mit Gewalt und Betrug ihre Blüte erbrochen hätten. Wie sie von allen diesen immer nur die Fratze ihrer Leidenschaft zu sehen bekommen, nie aber die reine Liebe hätte erfahren dürfen, nach der sie selbst sich mit der ganzen Kraft ihres Leibes und ihrer Seele gesehnt habe. Wie dann endlich Gey gekommen und ihr als ein anderer erschienen sei, einer, der nur an Gott dächte und dem man darum helfen müßte wie dem Heiland selber; wie aber zuletzt auch er nur nach ihrem Leibe getrachtet habe. Der Schlimmste aber sei der Baron gewesen. – „Sprich etwas, Oswald", bat sie, da er nur immer stumm zuhörte.

„Sie haben nicht von Gott gewußt", sagte er.

„Auch Gey nicht?"

„Er trägt schwer genug daran, Lina. Vergib ihm."

„Und du? Hast du mich nie verachtet, da ich schon in so vielen Händen war? Verachtest du mich jetzt?"

„Ich habe dich aus Gottes Hand genommen, nicht von Menschen", sagte er. „Du bist rein wie ein Kind zu mir gekommen."

Da drängte sie sich noch zitternder an ihn und schluchzte lange und wild. – „Du hast mich erst zu einem Menschen gemacht", sagte sie, als sie wieder still ge-

worden war. „Ich konnte es dir nie sagen und zeigen. Alle dachten, sieh, was für ein böses Weib, das seinen Mann nicht liebt. Aber du bist für mich der einzige Mensch auf der Welt, auf dich nur habe ich gewartet, mein Oswald. Wenn wir jetzt sterben müssen, dann ist doch das Wort endlich, endlich gesprochen. Du hast alles von mir abgewaschen durch deine Liebe."

„Nicht ich, nicht ich . . .", wehrte er ihr entsetzt.

Doch sie ließ nicht ab zu sagen, was sie unter ihrem kalten törichten Gehabe jahrelang bewahrt hatte. – „Du hast dich nicht irremachen lassen von allen bösen Stimmen, du bist zu mir gekommen wie dein Vater zur schönen Jeduthe. Aber du kamst auch zum dritten Male und hast mich reingewaschen von allem Vergangenen."

„Was redest du!" fiel er ihr heftig ins Wort. „Ich bin selbst nicht besser als irgendeiner. Was soll das heißen?"

„Ehe du kamst, war ich ein Blatt im Wind. Alles machte ich falsch und schlecht, auch wo ich gut tun wollte. Ja ja, du weißt recht gut, auch jetzt noch geht alles die verkehrte Bahn, was ich nicht im Gehorsam gegen dein Wort anfange. Richard Szameit wollte ich vor seinem bösen Vater bewahren, weil er noch anständig war, nun sitzt er ihm erst recht im Netz. Dem Baron wollte ich zeigen, daß ich eine andere bin, als die er in mir gesehen hatte, er aber griff nach mir wie ein Satan, kaum daß er mich sah. – O mein Oswald, aber bei dir ist Friede und Ehre für eine Frau. Was du anfängst, darauf ruht Segen, dir gerät nichts falsch."

„Lina, Lina", sagte er und horchte mit halbem Ohr auf das Gurgeln des Wassers in der großen Stube unten, „laß das sein! Ich bin ein armer Mensch wie du, vielleicht müssen wir heute schon vors Gericht treten, da wirst du sehen, ich habe auch alles verkehrt gemacht, ob ich nun wollte oder nicht. Hätte ich Anna Gey nicht aus ihrer Ehe gerissen, ihr Mann wäre nicht auf dich verfallen. Hätte ich Mine Zoch früher an mich gezogen, sie wäre nicht an Szameit hängengeblieben; und bei meiner Mutter habe ich nicht gewacht in der Stunde ihres Todes. Nein, nein, sprich nicht so, Frau, es ist nicht das Richtige."

Aber sie umklammerte ihn nur fester und stieß hervor: „O Gott, wirst sogar du dich schon anklagen? Du, der besser ist als wir alle?"

Der Mann stand auf und deckte die Kinder wärmer zu, denn es war kalt hier oben; dann starrte er durch eine Ritze im Dach in den fahlen Morgen hinaus. Wasser, grauschmutziges Wasser, nichts als Wasser. Da dachte er: Weiß Gott, was daraus noch werden will heute. Als er jedoch zu seinem Weibe zurückkehrte, empfing er einen Blick, in dem nicht Todesfurcht und nicht Kleinmut stand, sondern Friede und ein herzliches Verlangen nach ihm, dem Gatten, wie ihm beides nie zuvor von seiner Frau entgegengekommen war. Er legte sich wieder neben sie ins Dunkle, und sie deckte ihn warm zu. Er sagte: „An meinem Leben war wirklich nie viel Gutes. Aber eines Tages kam Gey und hat mir gesagt, was ich erst von ihm hören mußte, um es endlich zu glauben. Daß Gott mich nicht vergessen hat, und daß er mich zu sich gezogen hat aus lauter Liebe. Davon lebe ich, und du lebst mit mir davon, glaub mir, Lina."

Aber Lina hatte wohl nicht gut zugehört, weil sie einem anderen Gedanken

nachgehangen hatte. Plötzlich bettete sie ihren Kopf an seiner Brust und sagte ihm ins Ohr: „Das dritte Kind wird so sein wie du, mein Oswald. Das erste ist nicht von dir, das zweite ist durch Haß und Angst verdorben. Aber das dritte wird so sein wie du, und ich werde es liebhaben wie dich."

In dieser Nacht empfing sie ihren dritten Sohn Wilhelm, während die Wasser des Haffs bis fast an die Decke ihrer Stube standen, so daß sie fürchten mußten, das Haus werde von der reißenden, gurgelnden Gewalt unter ihnen fortgetragen. Aber sie fürchteten sich nicht.

Als Wilhelm Perbandt geboren wurde, begann sein Bruder Heinrich bereits nach Poraithen zur Schule zu gehen. Dieser jüngste von Perbandts Söhnen war weder so schön wie der älteste noch so grundhäßlich wie der zweite; er hielt sich auch in seinen sonstigen Eigenschaften genau in der Mitte zwischen seinen Brüdern, war weder zu laut noch zu still, weder zu faul noch zu fleißig in seinen kindlichen Arbeiten, und es hatte zunächst nicht den Anschein, als solle sich etwas von den liebevollen Erwartungen der Mutter an diesem so rein ersehnten und empfangenen dritten Sohne rechtfertigen; wie sich denn auch ihr inbrünstiger Wunsch, dieses Kind dem Vater ähnlich zu sehen, nicht erfüllte. Wilhelm war vielmehr gerade ihr, der Mutter, wie aus dem Gesicht gerissen.

Keiner der drei Knaben war der Mutter besonders zugetan; denn sie hatte nach außen hin ihr strenges, oft aufbrausendes Wesen beibehalten, selbst nach jener Sturmnacht noch, in der sich ihr Herz so sichtbar zur Liebe und Fröhlichkeit befreit hatte. In ihrem Bemühen, die Söhne von frühester Jugend an auf dem Pfad des Gehorsams zu halten, war ihr das Verbieten und Tadeln im Laufe der Jahre zum zweiten Wesen geworden, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Söhne je länger, um so mehr zum Vater liefen und bei ihm abzuladen suchten, was die herrische Mutter ihnen über ihre Kraft aufgebürdet hatte. Anfangs fanden sie im Vater nie den Bundesgenossen gegen die Mutter, wohl aber den unermüdlichen Versöhner, der lediglich zu heilen suchte, was ihr allzu kurz und hart gehaltener Zügel wundgerissen hatte. Später aber, da das Wesen der Frau im bitteren Lebenskampf sich mehr und mehr zu verhärten begann, nahm auch die Fähigkeit des Vaters ab, immer aufs neue die Brücke zwischen ihr und den Kindern zu schlagen; so hingen denn die heranwachsenden Knaben mit ungleich größerer Liebe dem Vater an denn der Mutter. Sie hatten zwar ein ausgeprägtes Bewußtsein für den Wert ihrer unermüdlich sorgenden Kraft und begegneten ihr voll scheuer Achtung, aber sie ließen sie viel allein und hörten nur die Scheltworte, mit denen sie den Vater bedachte, nicht die bebend hervorgestammelten Gebete, mit denen sie ihre Lieben Nacht für Nacht der Hut Gottes empfahl. Heinrich namentlich, der allen Menschen allein durch den Anblick seines schönen, traurigen Gesichtes schon tief ans Herz griff, hing mit inniger Liebe an dem Manne, den er bis zu seinem frühen Tode für seinen rechten Vater hielt. Fritz hingegen liebte niemanden, wenn er sich als Kind auch oft, in sinnloser Angst wild losschluchzend, an die Mutter klammerte und sich vor jedem Menschenangesicht in den finstersten Winkel verkroch. Er ging schon

als Halbwüchsiger seine eigenen Wege — dunkle Wege trotz aller strengen Verbote der Mutter; er trieb sich mit den Mädchen aus dem Elchkrug im Walde umher, war faul bei der Arbeit, ließ sich schwer zu seinen Pflichten rufen und suchte sein zerrissenes Herz nicht selten in allerhand Rausch und Roheit zu verstecken. Ihm gegenüber zeigte die Mutter am ehesten zuweilen etwas von Milde und Nachsicht; aber er stieß sie immer wieder von sich, wie er auch das Wort des Vaters nicht annahm oder doch nicht befolgte. Wilhelm wiederum schien von frühester Kindheit auf mehr dem Paten Gey denn seinen eigenen Eltern, ob nun Vater oder Mutter, zuzugehören. Mit seinen quälendsten Fragen ging er zu ihm wie auch mit seinen stillsten Freuden, und der Mann leitete diesen Sohn des Freundes mit einer Sorgfalt und Liebe durch alle seine Knabennöte hindurch, als hinge von dem Gelingen dieses jungen Lebens Heil oder Unheil seiner eigenen Seele ab.

Wenn nun auch Wilhelm, wie wir sahen, weder in seiner äußeren Erscheinung noch in seinem inneren Wesen die überschwenglichen Hoffnungen zu rechtfertigen schien, die seitens der Mutter an seine Geburt geknüpft worden waren, so konnte man es doch als eine eigentümliche Fügung betrachten, daß fast von dem Tage seiner Geburt an die Dinge in Lissau einen ruhigeren und helleren Weg zu laufen schienen, also daß aus den nun folgenden Jahren keine weder ganz dunklen noch auch verwirrend lichtvollen Geschehnisse zu berichten sind. Der Kreis von Männern und Frauen, die sich mit Gey und Perbandt um die Heilige Schrift sammelten und von ihr her jegliches Tun und Denken bestimmen ließen, wurde größer und gewann eine gute Macht, gegen die sich Szameit und seine wenigen Freunde auf die Dauer nicht wehren konnten. Das Dunkle, wo es geschah, war deutlich als Dunkles gegen das Lichte unterschieden; die Heranwachsenden wurden in festen sittlichen Unterscheidungen des Guten und Bösen groß und hatten damit schon einen Halt und ein Ziel gewonnen, danach sie ihre Schritte richten konnten. Die Kinder wurden hinfort in rechtschaffen geschlossenen und geführten Ehen gezeugt und geboren und nicht allein im knechtischen Dienst blinder, freier Triebe wie bisher. Die Frauen wurden ernster in Ehren gehalten, wenngleich nach wie vor auf ihnen die Hauptlast aller Sorge und Arbeit ruhte.

Ein oder zwei Jahre nach Wilhelms Geburt wurde im Hause Szameits ein kleines Mädchen geboren, ein so merkwürdig feines und liebliches Kind, daß die Leute über ein solches Wunder die Köpfe schüttelten. Es wuchs heran, dem ganzen Dorf zur Freude, und wenn es mit Wilhelm zusammen unten an der Bucht spielte, so pflegte wohl der eine oder andere mit Lachen zu sagen: „Sieh da, ein Pärchen!" — Um dieses Kindes willen verzieh man Szameit manches Böse, sogar daß er seinen armen Bruder Franz allmählich zuschanden gemacht hatte; es fehlte natürlich auch nicht an Stimmen, die seine Vaterschaft bezweifelten. Tatsache war, daß er nach der Geburt der kleinen Marie seine Frau nur noch schlechter behandelte denn je zuvor; doch mochte das seinen Grund auch in anderem haben, vielleicht darin, daß Richard sich nicht das geringste an Mißhandlungen mehr gefallen ließ, weil er stärker als der Alte geworden war. Die Frau starb nach nicht langer Zeit, von vielen betrauert, aber von den meisten bald vergessen. Nach

ihrem Tode kam die kleine Marie öfter und öfter in das Haus der Perbandts. Lina wurde ihr eine zweite Mutter, wenn sie es auch ihr gegenüber an allem Zärtlichen fehlen ließ.

Gey lebte um jene Zeit in gutem Frieden mit seinem Weibe und seinen vier Söhnen. Anna Gey blieb jedoch immer eine sehr stille, verschlossene Frau, und als sie im Alter von vierzig Jahren durch eine böse Erkältung heimgesucht wurde, da bot sie dem Tode keinen Widerstand; es war, als wünsche sie sich gar kein langes Leben. Geys ältester Sohn heiratete ein Jahr nach dem Tode der Mutter; der Vater zog aufs Altenteil und machte sich auf diese Weise schon früh in seinem eigenen Hause zum Gast.

Was die Lissauer insgesamt betraf, so wären sie erstaunt gewesen, wenn jemand ihnen gesagt hätte, wie sehr sich ihr Leben innerhalb der vergangenen zehn, zwanzig Jahre seit der Ankunft Bernhard Geys zum Besseren gewendet hatte. Denn in jenem merkwürdigen ersten Jahr hatten sie wahre Wunder vom Himmel erwartet; aber sie waren keine Heiligen und Wundertäter geworden, wenn sie auch ein Licht und eine Kraft in ihrer Bruderschaft besaßen. Und immer noch waren sie arme Fischer mit wenig Land und wenig Vieh, immer noch klopfte die Not an ihre Türen, immer noch brauste das Haff ungeladen in ihre Stuben und Ställe, wenn die Zeit da war. Immer noch gingen ihre Söhne und Töchter, ja die Ehegatten selbst zuweilen auf Wegen, die nicht die Wege der göttlichen Gebote waren. Und auch wenn die Lissauer auf Gey und Perbandt sahen, waren diese beiden denn wahrhaft glücklich geworden? Lebten diese denn im Frieden Gottes, von dem sie predigten und um den sie beteten?

Ach nein, noch schien sich nichts wahrhaft erfüllt zu haben, noch lebten sie alle nur im Glauben und Hoffen, nicht aber im Schauen und in der Erfüllung. Wie aber, wenn einmal Gey gestorben sein würde? Wie, wenn mit dem Tode der frommen Alten die Flamme erlöschen würde, die sie samt ihren Kindern bisher bei Kraft und Trost erhalten hatte? In solchen Ängsten sahen die Menschen wohl ihre Kinder mit besonderen Augen an, mit bebender Freude und mit einer Sorge, wie man sie nicht um Zeitliches fühlt. Mit diesen Augen sah Lina Perbandt namentlich ihren Jüngsten an, als wolle und müsse sich endlich an ihm zeigen, worauf sie so innig gehofft hatte. Dabei ließ sie sich aber in eine falsche Sorge hineintreiben. Denn während sie es ganz in der Ordnung fand, daß der schöne, schweigsame Heinrich und der laute, ungehorsame Fritz mit dem Vater auf dessen schönem neuen Segelboot weit aufs Haff fuhren, um manchmal wochenlang in Not und Gefahr draußen zu bleiben, wollte sie diesen Jüngsten, als seine Jahre gekommen waren, nicht aufs Wasser geben und wurde trotzig und böse, als der Vater endlich mit Gewalt durchsetzte, was ohnehin ja doch einmal geschehen mußte. Denn wie sollte er sein Handwerk lernen, wenn er nicht in die Lehre durfte? Und ein Fischer wollte und mußte er werden, was hatte er denn für eine andere Wahl? Lina sah dies wohl ein; sie sah auch, wie Oswald in schier übermenschlicher Geduld ihren falschen Trotz zu entmächtigen suchte, aber es zeigte sich dabei zugleich, daß Linas Liebe zu ihrem Manne geringer war als die zu dem Sohne, in dem sie ihr eigenes Leben in geläuterter Gestalt auferstehen sehen wollte. So kam

es denn, daß Oswald Perbandt in den letzten Jahren wenig Frieden in seinem Hause hatte, ob er ihn gleich im eigenen Herzen und in der Bruderschaft der gläubigen Nachbarn immer wieder fand. Er wurde still und wiederum so schweigsam, wie er vor seiner Ehe gewesen war. Er und Heinrich waren unzertrennlich; es war, als wüßte von diesen beiden Menschen jeder tief um das unaussprechbare Leid des andern, und auch um den Frieden des andern. Am liebsten waren sie zu zweit draußen beim Fischen. Den Tod fürchteten sie nicht, ihr Handwerk verstanden sie, und einer erlebte im Wesen des andern schon etwas von dem Wesen, nach dem alles Geschaffene sich zurücksehnt. Oft fragte der Vater den Sohn: „Willst du nicht lieber mit deinesgleichen gehen, willst du dir nicht ein Mädchen suchen?" – Aber der Sohn schüttelte nur den Kopf und antwortete: „Es ist noch Zeit, Vater." – Und so blieben sie beieinander Jahr um Jahr.

Zuletzt aber kam der Tag, den der alte Gey vor mehr als zwanzig Jahren in seiner schrecklichsten Nacht vorausgesehen hatte. Es war im April des Jahres 1899, und das Haff zeigte keine Zeichen, vor denen die Männer in Lissau hätten erschrecken dürfen. Die meisten hatten ihre Boote nach dem langen Winter überholt und schickten sich an, soweit sie die größeren Keitelkähne hatten, dem Brauch gemäß tief ins Haff hinaufzufahren, bis nach Frauenburg und nach der Elbinger Bucht. Oswald Perbandt mit seinen beiden Ältesten hatte die erste Fahrt bereits hinter sich, und es war eine gute Fahrt mit reicher Beute an Kaulbarschen und Aalen geworden. Als sie aber zu der zweiten Fahrt rüsteten, kam der alte Gey zu seinem Freunde und sagte: „Fahr diesmal nicht aus, Oswald. Tu es nicht. Du wirst nicht wiederkehren."

„Warum soll ich nicht wiederkehren?" fragte Oswald. Aber er wußte wohl, warum der andere ihm gesagt hatte, er werde nicht wiederkehren. Seit mehr als zwanzig Jahren hatte er jedoch schon gegen die ungöttlichen Gesichte und Prophezeiungen Bernhard Geys gekämpft, so sagte er auch jetzt: „Bernhard, du hast einmal am Anfang zu mir gesprochen, und damals hast du mit deinem Wort mein ganzes Leben gewendet. Aber was du jetzt redest, das redest du nicht aus Gottes Munde. Mein Leben gehört nicht mehr mir, und der, dem es gehört, wird es mir bewahren bis ans Ende der Welt."

Da verstummte Gey und sagte nichts mehr, weil er wohl wußte, daß der Freund wahr gesprochen hatte. Aber er gab dennoch seiner Sorge nach, ging hin zu Lina und sagte: „Schick Wilhelm gleich fort, laß ihn nicht mit hinausfahren heute. Frag mich nicht, warum."

Und Lina tat, wie er ihr sagte. Da wurde der Vater traurig, als er sah, wie der Freund und sein Weib ihn aus Liebe zu Wilhelm hintergangen hatten. Er sagte: „Ist das euer Glaube?" und ging zum ältesten Sohne hin, fragte: „Heinrich, der alte Gey hat geweissagt, wir sollen heute von unserer Fahrt nicht wiederkehren. Was soll ich tun?"

Aber Heinrich sagte: „Ich habe keine Angst, wenn ich bei dir bin, Vater. Laß uns ruhig ausfahren." – Und dann, da er sich seiner dürftigen Worte schämte, fügte er noch hinzu: „Hast du mich nicht gelehrt, es gibt eine himmlische Vorsehung, die uns vor allem Übel bewahrt?"

Da sah Oswald Perbandt den Sohn an und antwortete nach langem Besinnen: „Mein Heinrich, eine himmlische Vorsehung gibt es wohl. Und sie bringt alles zum guten Ende, auch das ist wahr. Aber vielleicht liegt das gute Ende nicht mehr in diesem irdischen Leben. Vielleicht liegt es weit, weit hinten beim Vater, beim Jüngsten Tag, von dem die Schrift schreibt."

Da wußte Heinrich nichts zu antworten. Er ging zum Boot hinab und rüstete alles zur Ausfahrt. Sie gedachten, Fritz diesmal zu Hause zu lassen; aber da er sie zur Ausfahrt rüsten sah und glaubte, sie wollten ihm zuleid allein sein, drängte er sich im Trotz mit aufs Boot und fuhr so mit ihnen in die Nacht hinaus. Und so traten die drei ihre letzte Fahrt an, und keiner von ihnen hat erzählen können, wie es geschah, daß der bittere Tod sie nahm und herabriß.

9.

So wardt de Löw ön onß mächtich on groht,
Dörch Kryhtz, dörch Lyden, dörch allerley Noht.

In den Jahren nach Oswald Perbandts Tode, von denen eingangs berichtet wurde, wuchs das Dörfchen Lissau immer höher ins Land hinauf. Es gab unter den Fischern bald keinen mehr, der nicht außer seinen Kartoffeln auch etwas Roggen, Hafer und Gerste hätte bauen können; einige wurden mit der Zeit ganz zu Bauern und zogen von der Bucht fort, hinauf nach Aressau, wo in der Nähe des Gutes ein neues Dorf mit Schule und Kramladen entstand. Die meisten Lissauer hatten jedoch schon alle Bauernarbeit verlernt oder hatten sie niemals verstanden; so kam es, daß sie im Anfang vieles falsch machten und vor Schaden und Mißgeschick nicht recht weiterkamen. Sie pflügten schlecht, wußten nicht die rechte Zeit zum Säen und Ernten, verstanden keinen Erntewagen zu laden und zu lenken oder bedachten nicht, daß man keinen frischen Hafer verfüttern darf. Da sie sich ihres Ungeschicks und ihrer Unkenntnis in diesen Dingen schämten, begingen sie den größeren Fehler, nicht bei denen anzufragen, die Bescheid wußten. Selbst zum alten Gey ging man in diesen Jahren ungern, um sich Rat zu holen; denn er war in seinem Raten und Reden immer umständlicher geworden und gab genauere Anweisungen für die Art und Weise, wie ein Mensch seine Seele zu bestellen denn wie er seinen Acker zu bebauen und sein Vieh zu pflegen habe. Indessen gedieh seines Sohnes Wirtschaft am besten von allen, und auch die Perbandts kamen Jahr um Jahr besser voran, da sie den getreuen Rat und auch die gelegentliche Hilfe des alten Freundes dankbar hinnahmen.

Es war im Jahre nach Wilhelms Dienstentlassung, kurz vor der Heuernte. Wilhelm war jetzt Anfang der Zwanzig, ein hoher, magerer Bursche und seiner Mutter nach Gesicht und Gestalt immer noch sehr ähnlich, wenn auch in seinem Wesen und Reden immer stärker Züge in Erscheinung traten, die die Nachbarn an seinen toten Vater erinnerten.

Eine Woche lang hatten sie einen klaren hohen Himmel gehabt — das Gras wuchs dicht und stark — dazu einen guten Fang im Haff; an allen Ecken und Enden kamen sie prachtvoll voran in der Wirtschaft, sie verkauften Fische, sie

würden Heu verkaufen mehr als je, eine Kuh war übrig und schon dem Händler zugesagt.

Da wurde die Mutter krank.

Es war ein Sonnabend, sie hatten die Nacht zuvor Zander gefischt und ihre Beute am nächsten Morgen gleich auf den Markt gefahren. Schon während der Nacht hatte Lina Perbandt öfter in der Arbeit innegehalten und sich aufrichten müssen, wobei sie die Luft zitternd durch den Mund einzog und stöhnend wieder ausstieß; über Schmerzen hatte sie nicht geklagt.

Aber am Sonnabendmittag, als sie nach aller getanen Arbeit ruhig am überdeckten Bug des Bootes saß und wie gewöhnlich zum vorbeigleitenden Ufer hinüberstarrte, geschah es doch häufiger, daß sie auf diese gequälte, zitternde Art die Luft einholte und wieder ausstieß. Und als die Männer sie jetzt fragten, ob sie krank sei und Schmerzen habe, da leugnete sie es nicht.

„Ich habe dir immer gesagt, du sollst im Hause bleiben und nicht mehr aufs Haff mitfahren", sagte Wilhelm; aber so viel Kraft hatte die Mutter noch, daß sie ihre alten eigensinnigen Antworten gab. Als sie jedoch in Lissau anlangten, war es so schlimm geworden, daß die Männer die Kranke zum Haus hinan mehr tragen als führen mußten. Als sie sich gelegt hatte, drehte sie den Kopf und sagte unwillig: „Gerade jetzt, wo wir den Zander so schön holen konnten!"

Wilhelm streichelte sie und sagte: „Den werden wir auch ohne dich holen, Mutterchen."

„Das werdet ihr nicht!" schalt sie da. „Für dich gibt es genug in der Wirtschaft zu tun, und Richard kann meinetwegen nach Hause. Auch die Kuh muß zum Händler, was soll sie hier noch stehen, wo sie verkauft ist."

Richard stand in der Stube herum, murmelte etwas von zu vieler Arbeit und blickte töricht und hilflos nach dem Bett der Kranken.

„Geh nach Hause, Richard!" befahl Lina. Da ging er und schickte Marie, seine Halbschwester, zur Pflege herüber; er wollte statt ihrer droben beim alten Szameit die Arbeit tun. Aber als Marie in die Türe trat, hatte die Mutter gerade die Augen geschlossen und war in den ersehnten Schlaf gesunken.

So suchte sich das Mädchen selbst Arbeit. Sie half der alten tauben Rosine beim Melken, sie räumte in der Stube auf, half Wilhelm beim Ausmisten im Stall, und endlich ging sie an den Herd und kochte Suppe zum Schweinevesper. Als sie zusammen gegessen hatten, stand Wilhelm auf und sagte: „Ich bringe jetzt die Kuh zum Händler, sonst wird es zu spät. Bleibst du bei meiner Mutter, Marie?"

„Ja", antwortete sie. „Aber erst laß mich nach Hause und melken und Bescheid sagen."

„Jetzt hat doch Richard schon gemolken!" wandte der Junge ein. Aber sie wollte doch lieber vorher nach Hause gehen und sagte: „Ich komme ja gleich wieder. Deine Mutter schläft so fest."

Wilhelm holte die Kuh von der Weide, und sie zogen den Weg zum Dorf hinauf bis vor das Haus der Szameits, das nah beim Walde lag. Dort trennten sie sich, der Weg zum Dorf des Händlers ging von hier aus noch über eine

Stunde durch die Aressauer Heide, einen dichten alten Laubwald. Aber als Marie ins Haus getreten war, blieb die Kuh stehen, brüllte, wandte den Kopf nach dem Hause um, brüllte unaufhörlich und folgte Wilhelm nicht weiter nach, soviel er auch an ihr zerrte und zog, ja so hart er mit seinem Stock auf ihr spitzkantiges Hinterteil einschlug. Sie stand wie ein Felsen und rührte sich nicht vom Fleck, obgleich sie doch bisher wie ein Lamm gefolgt war.

Marie trat wieder aus dem Hause, lachte, kraulte die Kuh auf der harten Stirn, zog sie leicht bei dem Strick, der ihr um die Hörner geschlungen war, und sofort tappte das Tier weiter.

Am Eingang des Waldes wollte das Mädchen wieder umkehren, aber sofort blieb die Kuh stehen und war weder durch gute Worte noch durch Gewalt zu bewegen, auch nur einen Taps weiter zu tun.

„Sieh, du gefällst mir!" sagte Marie und lachte beschämt. Wilhelm aber mochte es gern, daß das Tier nur nach dem Mädchen und nicht nach ihm selbst hörte. Er sah Marie freundlich an und sagte: „Du verstehst es mit dem Vieh. Komm noch ein Stück mit!"

„Ich muß aber nach Hause", erwiderte sie. „Und deine Mutter, ei, was wird mit der?"

Aber zuletzt ging sie doch immer weiter mit ihm in den Wald, denn sobald sie stehenblieb, um heimzugehen, hielt auch die Kuh augenblicks inne, wandte den Kopf und brüllte.

Als nun Wilhelm die Kuh abgeliefert hatte und wieder aus dem Hause des Händlers trat, hatte er die rechte Hand in der Joppentasche um das Geld geklammert und sagte: „Jetzt hab' ich Geld, Geld."

Noch nie hatte er so viel Geld in Händen gehabt.

Marie lächelte und fragte: „Ei, was man damit alles machen könnte?"

„Meinetwegen können wir tanzen gehen oder was wir wollen", erwiderte er.

Aber sie strich an ihrer Schürze herab, sah auf ihre nackten staubigen Beine und sagte: „So kann man doch nicht . . ."

„Deshalb? Das ist das wenigste", prahlte er. „Laß uns nach Hause gehen und uns fein anziehen. Heut ist Sonnabend."

„Ach ja?" lächelte sie. „Aber wird deine Mutter dir nicht das Geld wegnehmen?"

„Meine Mutter ist krank", murmelte er.

„Aber dann können wir erst recht nicht tanzen gehen", flüsterte sie. „Nein, Wilhelm?"

Er nahm das Mädchen beim Arm, zog es auf den Weg und sagte mürrisch: „Sie wird nicht gleich sterben."

„Nein, nein, natürlich nicht!" bekräftigte sie. „Sie ist so fleißig und stark." — Nach einer Weile fuhr sie leise fort: „Meine Mutter ist lange tot, und mein Vater trinkt und lügt und . . . Im Dorf achtet ihn kein einziger. Ach Gott, wenn ich doch auch eine Mutter hätte!"

Da brauste Wilhelm auf: „Meine Mutter denkt, ich wäre immer noch ein

kleines Kind, dabei war ich schon Soldat. — Nichts darf ich tun, wenn sie es nicht will, das ist heute genau wie vor zehn Jahren."

„Jetzt ist sie ja krank", sagte sie noch leiser. — „Was tust du, wenn sie stirbt?"

„Sie stirbt nicht", antwortete er erschrocken.

„Dunkel wird es jetzt überhaupt nicht mehr", begann Wilhelm wieder, als er das Mädchen traurig sah. Und als sie den Kopf hängen ließ und immer langsamer ging, fragte er: „Bist du müde, Marie?"

Sie richtete sich schnell wieder auf, schüttelte heftig den Kopf und sagte: „Nein. — Aber hat es nicht im Busch geknackt?"

Sie blieb stehen und lauschte. Wilhelm stand vor ihr und sah sie an. Sie war wohl neunzehn Jahre alt, von untersetzter, stämmiger Gestalt. Ihr Gesicht war voll, klar und freundlich, ihr Blick gesund und, wenn sie lachte, schelmisch. Aber jetzt war sie etwas bleich geworden unter dem Sonnenbraun ihrer Wangen, und ihre Augen wanderten ängstlich nach rechts und links in den dunklen Busch. Sie erschien Wilhelm auf einmal so hilflos und lieblich zugleich, daß es ihn mit Macht nach ihr verlangte.

„Ja, vorwärts kommen wir wohl", fing er wieder an. „Aber bis ich allein vom Lande leben kann, wie die Mutter will, da fehlt noch viel. — Was hast du?"

Denn Marie hatte sich in plötzlichem Zurückweichen hart an ihn gedrängt und ihn umklammert. „Der Elch!" stieß sie flüsternd hervor und wurde ganz starr in seinem Arm. Und als Wilhelm den Elch am Rande des Buschs stehen sah, keine zehn Schritte weit links von ihnen, da wollte auch ihm das Herz stocken. Denn das Tier stand da wie aus Stein und sah ihnen voll entgegen, nur die großen Schaufeln schwankten leise auf seinem Haupte...

Lange Zeit standen sie so dem schnaufenden Tier gegenüber und rührten sich nicht. Ihre Herzen schlugen mit Macht gegeneinander, die Finger des Mädchens krampften sich angstvoll in Wilhelms Jacke fest. Wilhelm selbst hatte Angst, und doch empfand er auch etwas qualvoll Seliges in diesen Augenblicken, da das Mädchen an seinem Leibe Schutz suchte und so nahe bei ihm war, wie es nicht näher ging, so daß er erstaunt spürte, wie fest das Feste an ihr war und wie zart das Zarte, daß er ihre warme Haut roch und ihren Atem durch ihren ganzen Leib gehen fühlte, ja mit seinem Munde, ohne daß er es wollte, ihr krauses blondes Haar berührte.

Und als sich das Tier endlich mit einem Schnaufen und Bäumen in das krachende Gehölz des Erlenbusches zurückgewendet hatte, da löste sich zwar die Starrheit der beiden und allmählich begannen sie wieder frei zu atmen und sogar fröhlich zu lachen; aber sie ließen sich nun nicht mehr los, sondern hielten sich weiterhin fest, erst an den Händen, dann an den Armen, und schließlich faßten sie sich fest um die Hüften wie Verliebte, so daß sie nur noch langsam gehen konnten. Noch immer hatten sie beide das Herz im Halse, aber nun war es wohl nicht mehr wegen des Elches; ja als sie ihr Dorf wieder vor sich sahen und das Haff dahinter, alles schwer und genau gefärbt vor der langsam sinkenden Sonne, da hatten sie den Elch schon ganz vergessen und dachten nur noch an sich selber.

(Fortsetzung folgt)

Literarische Rundschau

„Wer is denn dütte?"

Mit Freude können wir die Kindheitserinnerungen von Adolf Thimme, der das reizende Buch „Erlebnisse aus einem Sammlerleben" schrieb, „Dütte im roten Rock" (Merseburg, Friedrich Stollberg) empfehlen. Es sind ganz schlichte Erinnerungen, wie sie schließlich jeder so oder so erlebt, aber wie er sie erlebt und in sich bewahrt, das ist der Humor. Bisweilen denkt man an Carl Spittelers Kindheitsbuch, das aber weniger unmittelbar wirkt, wenn es auch zum ersten Male darlegt, wie winzige Geschehnisse bestimmend für ein ganzes Leben sind. So ist es auch hier: als der kleine Held Huckepack auf der alten Hanne reitet und ein Dorfweiblein fragt: wer is denn dütte (=dieses)?, da erwacht das Gefühl seiner Individualität, und er verkündet zu Hause voll berechtigten Stolzes, daß er dütte sei. Aber nicht immer wird ein sehr ernstes Problem von der nachdenklichen Heiterkeit Thimmes umsponnen. Plötzlich knarrt es, wie wenn der Schüdderump in der Ferne führe, als besagte Hanne Allmann im Siechenhaus zu Krodebeck am Fuße des alten germanischen Zauberberges sitzt, wohin bekanntlich ein weiter Weg ist. Auch dies Buch spielt im Harz. Gleichgültig, wo es spielt, der Schauplatz ist ja doch der Winkel unserer Seele, wo jenes erste Ahnen schlummert. Und wenn es auch nach Lavendel duftet: dies ist kein altmodisches Buch. Wir wünschen dem feinen Herrn Verfasser, daß er, der gewiß schon ein hoher Siebziger ist — hat er doch noch hannoveranische Kürassiere als Einquartierung gesehen — daß er noch sehr lange lebe, daß er sich noch sehr lange vieler Dinge erinnern möge. Dies ist ein sehr selbstischer Wunsch.

Wolfgang Goetz.

Angelsächsische Unterhaltungsliteratur

Zu einer Zeit, wo bei uns die Unterhaltungsliteratur ein wenig vernachlässigt wird — vielleicht weil die Autoren sich scheuen, einen guten Unterhaltungsroman zu schreiben — nimmt die Entwicklung in Amerika und England gerade auf diesem Gebiet einen ungeheuren Aufschwung. Das gute Buch, das jeder gern liest, obwohl es im Grunde genommen richtiggehende Unterhaltungslektüre ist, findet sich immer mehr auf dem Büchermarkt ein.

Eine eigene Stärke, besonders der Engländer, sind die echten Jugendschilderungen, der Bericht vom Werden eines Menschen ohne Pathos, ohne Verlogenheit. In John R. Allans „Jugend auf Dungair" (Berlin, Friedrich Vorwerk) sehen wir die Zinnkrüge und Schüsseln auf dem Bord der Wohnstube in dem schottischen Bauernhaus, wo der kleine Junge aufwächst. Sie erscheinen ihm wie ein Heer von Schildern und Speeren und die geräucherten Schinken in der Speisekammer wie die abgeschlagenen Köpfe von Seeräubern. Klar und humorvoll, nicht ohne Kritik sieht der Autor seine Ahnen, die er liebt, als deren blutsverbundener Nachkomme er sich fühlt. Wundervoll steht die Figur des Großvaters da, dieses verschwenderischen Schotten, dem es nur gut geht, wenn er unter Zwangsverwaltung steht, und der schließlich gelassen bleibt, wenn das Haus brennt. Bemerkenswert die Auffassung dieses schottischen Bauern, als der Krieg kommt, wenn er gar nicht einsieht, warum er auf deutsche Bauern schießen soll, weil sie ihm nichts getan haben und der doch nichts anderes im Kopf hat, als sein Land gegen einen Einfall zu schützen, seine Scholle zu verteidigen. Und alles interessiert uns, ob der Knabe den Hühnern des Hofes eine Predigt hält oder ob er die unsterbliche Kakerlakenbrut in der Küche betrachtet. — Eine andere Jugend, die uns fesselt, schildert Henry Williamson in seinem Buch „Die schönen Jahre" (Berlin, S. Fischer). Kindheit, Schulzeit und Jünglingsjahre des jungen Engländers ziehen an uns vorüber. Das Kind und der Mann -- beide sind gleich naturverbunden. Herzliche Sympathie des Lesers ist ihm und seinem Freund sicher, wenn sie die Dohlenfallen zerstören und die Strafe dafür auf dem Fuß folgt. Auch hier setzt das Kriegserlebnis der Männerfreundschaft, die aus der Knabengemeinschaft entstand, ein Ende. Und auch hier ist

die Geisteshaltung, mit der dieses Erlebnis aufgenommen wird, echt englisch. — Das künstlerische Werden eines jungen Malers schildert Charles Morgan in seinem Roman „Das Bildnis" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Es ist interessant, die Empfindungen mitzufühlen, die dieser junge Mensch durchmacht, der schon von frühester Jugend an Künstler ist, aber sich noch zur menschlichen Reife durchringen muß. Die Anbetung des Knaben erhebt den Gegenstand der Liebe über sich selbst hinaus. Liebe — Erfüllung nach langen Jahren, die zugleich das Ende der Liebe bringt. Es ist ein echtes Künstlerschicksal. Nur solange das Erlebnis geistiger Besitz ist, hat es Wert. Ist das Ziel erst erreicht, dann sucht sich das Genie neue Aufgaben. — Leben heißt kämpfen, das ist das Motto, unter das Richard B. Sheridan sein Buch und sein Leben gestellt hat. „Himmlische Hölle" ist der Titel des Bandes, in dem er die Erlebnisse seiner Segelfahrt schildert (Berlin, Steuben Verlag). Er erklärt nicht, warum er auf einmal sein schönes Auto, das wohlige Leben eines gutgestellten jungen Mannes, die Fürsorge einer verwöhnten Mutter liegen- und stehenläßt und auf der finnischen Viermastbark Lawhill anheuert, um Kap Horn zu umsegeln. So etwas kann auch nicht erklärt werden. Wer es versteht, der braucht keine Erläuterungen. Es spricht für die lebendige Schilderung des Autors, daß der Leser die schwere Schule dieser Fahrt zuerst als genau so unerträglich empfindet wie der, der sie durchmachte, und daß sie nachher auf einmal in der Erinnerung genau so leicht scheint. Selbst die Schilderung der losgelassenen Matrosen an Land, nach monatelanger Seefahrt, verletzt nicht. Wer sich durch ein so hartes Leben durchgebissen hat, dem sind nachher auch Entgleisungen gestattet. — Englische Schwänke, so könnte man die Erzählungen nennen, die T. F. Powys in dem Band „König Duck" (Berlin, Verlag die Rabenpresse) veröffentlicht. Es sind Schwänke in weitestem Sinne. Viele davon muß man recht ernst nehmen. Humor wechselt ab mit tiefsinnigen Betrachtungen und Lebensweisheiten, und oft ist die Moral von der Geschichte, obwohl von der heiteren Warte aus betrachtet, nichts anderes als die Erkenntnis von der Macht, die das Schicksal über uns hat, gegen das wir zwar immer ankämpfen müssen, das aber die große Linie doch vorher bestimmt. Um dieses Schicksal herum gruppieren sich die liebenswerten Figuren von dem Kapitän, der kein Kapitän ist, dem Gärtner, der gegen seine Grille ankämpft und von ihr zum Schluß doch besiegt wird, und der reizende Landpfarrer, der nur ans Geben und nicht ans Nehmen denkt und vergeblich nach einem König sucht, der kein Dieb war. — Weit über den Rahmen dessen, was wir unter einem Unterhaltungsroman verstehen, hinaus geht das Buch von William Faulkner „Absalom" (Berlin, Rowohlt). Wenn man diesen Band beginnt, dann hat man zunächst einmal ungefähr 50 Seiten lang das Gefühl, nicht durchzukommen. Ja, manchmal möchte man das Buch glatt an die Wand werfen. Hat man sich aber erst mit den für unseren Geschmack oft stark verschachtelten Sätzen und der sehr widerhaarigen Erzählungsform abgefunden, so entsteht auf einmal das fesselnde Erlebnis eines großen Menschen, der aus nichts einen Riesenbesitz geschaffen hat, einfach deshalb, weil er ein Schaffender ist, der nicht passiv sein kann. Es ist eigentlich ganz richtig, daß der Autor zuerst die Katastrophe schildert, die über diesen Mann hereinbricht und nachträglich zurückverfolgt, wo der Ursprung dazu lag. Ein Mißgriff, ein Fehler, eine Dummheit, die ein großer Charakter mit Größe und der dazu nötigen Brutalität wieder gutzumachen versucht, während er aber Kleinlichkeit des Charakters anderer nicht in Betracht zog. Und an der Konsequenz des im Kampf erhärteten Menschen geht er zugrunde. Ein Unrecht rächt sich, das er vor langen Jahren begangen hat, obwohl er es begehen mußte.

Felicitas von Reznicek.

Literatur

Eine der interessantesten Abschnitte aus dem geistigen Leben Berlins behandelt Professor Fritz Behrend in seiner „Geschichte des Tunnels über der Spree" (Berlin, Hermann Wendt G. m. b. H.). In vier Kapiteln gibt Behrend in der ihn auszeichnenden wissenschaftlichen Gründlichkeit schlechthin alles, was aus den erhaltenen Dokumenten für diese Zeit eines ungewöhnlichen dichterischen Lebens zu erschließen ist. Das Statut des Tunnels, eine Übersicht über die Balladenkonkurrenzen und ein Verzeichnis der bekannten Mitglieder des Tunnels sowie Anmerkungen und die „Künstlerische

Beigabe" von Scherenberg runden diese reizvolle Gabe von hohem wissenschaftlichem Rang ab. – Eine neue Übersetzung von Dantes Hauptwerk, die Hans Deinhardt in 15 Jahren eindringender Arbeit vollenden wollte, ehe er im Sommer 1933 den Bergtot fand, gibt in pietätvoller Erinnerung an den Verstorbenen Clemens Lugowski heraus. Die Übersetzung ist Fragment geblieben, aber die Herausgabe ist gerechtfertigt allein schon dadurch, daß die starke Einfühlungskraft und echte Musikalität des Übersetzers ein Kunstwerk von Eigenrang schufen.

Die religiösen Reden von Sören Kierkegaard sind unter dem Titel „Über die Geduld und die Erwartung des Ewigen" in der deutschen Übertragung von Theodor Hecker erschienen (Leipzig, Jakob Hegner). Wenn eine solche Veröffentlichung einer besonderen Begründung bedürfte, so hat sie Sören Kierkegaard selber gegeben: er sah in seinen religiösen und christlichen Reden den Mittelpunkt seiner schriftstellerischen Wirksamkeit. – Christian Morgenstern, der zugleich Dichter und Philosoph war, würde es uns lächelnd nicht verübeln, wenn wir ihn zu den Klassikern setzen. Sein „Böhmischer Jahrmarkt", auf dem sich alle sonderbaren Gestalten von Palmström bis zum Sündfloh und dem Leichdornröschen zusammenfinden, ist ein herrliches Buch und bringt auch bisher unbekannte Gedichte, die erst nach dem Erscheinen der „Schallmühle" aufgefunden wurden (München, Piper, RM 3,80). – Eine Neuausgabe der Schriften von Philipp Otto Runge kann nur begrüßt werden, da die „Hinterlassenen Schriften", die David Runge 1840 erscheinen ließ, kaum noch zugänglich sind. Die Neuausgabe besorgte Ernst Forsthoff (Berlin, Friedrich Vorwerk). Die notwendigen Kürzungen sind mit behutsamer Hand und pietätvoll vorgenommen. Es ist außerordentlich dankenswert, daß der Verlag diese Ausgabe veranstaltet hat, die erst im letzten, tiefsten Sinne das Verständnis für den Maler und den Menschen Runge erschließt.

Nützliche Bücher

In neuer Auflage ist „Reclams Opern- und Operettenführer" erschienen (Leipzig, Philipp Reclam jun.). Dieses gründliche und handliche Buch ist so gut eingeführt, daß der Hinweis auf seine Aktualität genügt: auch Richard Strauß' neue Oper „Daphne" und Egks „Peer Gynt" sind mit berücksichtigt. Der Führer, den für die Oper Georg Richard Kruse schrieb, liegt in 9. Auflage vor; er versteht es, den Gang der Handlung, der bei manchen ältern Opern ja wirklich etwas abstrus ist, eindeutig klarzumachen, die Hinweise auf die biographischen Daten der Komponisten und auch der Textdichter sind dankenswert. Den 685 Seiten des Opernführers folgt der Operettenführer in 2. Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Walter Mnilk, mit 199 Seiten. Generalintendant H. S. Ziegler schickte ihm ein Geleitwort voran. Er ist gegliedert in die Abschnitte: Die klassische Wiener Operette; die Wiener Operette nach der Jahrhundertwende; die Berliner Operette; die neuere und neueste Operette. Der ansprechend gebundene Band wird auch in der neuen Auflage seinen sicheren Weg machen.

Auch „Reclams Schülerkalender 1939–40" (ebenda. Mit vielen Abbildungen. RM 1,–) verdient Empfehlung. Er bringt alles, was junge Menschen als Präsenzwissen haben sollten, versucht, sie weltanschaulich zu festigen und gleichzeitig verständnisvoll den Jungen die Notwendigkeit einer Eigenbibliothek und die Liebe zum Buch zu vermitteln. Friedrich W. Hymmen und Karl Rauch schrieben die beiden hierfür maßgebenden Aufsätze „Aufgabe und Wesen der Hitler-Jugend" und „Die Eigenbücherei des Schülers". Der Kalender, der sehr praktisch in seiner Anlage ist, bringt auch sonst sehr anregende und die Jugend interessierende Beiträge. Einen besonderen Anreiz wird das literarische Preisausschreiben bieten, das den Jungen die Möglichkeit gibt, sich durch die richtigen Lösungen Anrecht auf schöne Bücherprämien zu sichern.

Allerleirauh

Wenn ein Rezitator vom Range Rudolf Friedrichs seine reichen Erfahrungen ausnutzt, um für andere aus dem unerschöpflichen Gut deutscher Dichtung ein Vortragsbuch zusammenzustellen und dabei auf Vorarbeiten früherer Bücher sich stützen kann, so darf man mit Recht die Erwartung hochspannen. Aber auch die hochgespannten Erwartungen werden durch sein Vortragsbuch „Die festliche

Stunde" (Leipzig, Philipp Reclam jun., RM 3,75) durchaus erfüllt. Nach den Gesichtspunkten der Volkstümlichkeit und der Wirkungsmöglichkeit ist hier eine vorzügliche Auswahl getroffen, die den reichen Stoff in großen Abschnitten für alle Gelegenheiten gliedert: Volk und Vaterland, Deutsche Landschaft im Gedicht, Lieder der Arbeit, Balladen und Romanzen, Gott, Natur und Mensch, Von ewiger Minne, Haus und Feier, Soldaten- und Kriegsdichtung, Humor dreier Jahrhunderte. — Ein deutsches Geschichtenbuch zum Lesen und Vorlesen „Zur guten Stunde" wählte Karl Rauch aus (Leipzig, Gustav Weise). In einem Nachwort legt der Herausgeber Rechenschaft von den Gesichtspunkten ab, die ihn bei seiner Auswahl aus Poesie und Prosa leiteten. Die acht Unterteilungen sind: Legenden und Märchen, Dörfliches Leben, Seltsame Begebenheiten, Schelme und Käuze, Tage der Kindheit, Alles um Liebe, Mannestum im Krieg und Frieden, Deutscher Glaube. — Der Praxis dient ein Nachschlagewerk „Schlag nach!", das wissenswerte Tatsachen aus allen Gebieten in handlicher Form bringt (Leipzig, Bibliographisches Institut). Hier wird ein Querschnitt aus der Arbeit der Fachschriftleitungen des Verlages geboten. Die Anordnung ist nicht alphabetisch, sondern nach Sachgebieten erfolgt. Das Register erleichtert das Zurechtfinden. 982 übersichtliche Tabellen, 387 Textabbildungen und 12 farbige Karten vervollständigen dieses praktische Buch. — „Das kleine Autobuch" von Alfred Schumm (Hamburg, Broschek & Co. RM 3,50) wird wohl allen Autofahrern willkommen sein, denn es gibt einen vollständigen Überblick über die Entwicklung des Autos und des Fahrsportes, außerdem praktische kundige Hinweise für Verhalten bei Pannen, Wagenpflege, Fahrten, Parken und allem, was der richtige Fahrer wissen muß. — Baedeker hat seinen Führer „Tirol" einer gründlichen Neubearbeitung unterzogen und legt in diesem zuverlässigen Reisebegleiter, der außer Tirol auch Vorarlberg, das westliche Salzburg und Hochkärnten berücksichtigt, wiederum eine Musterleistung vor (Leipzig, Karl Baedeker. RM 8,50). In dieser 40. Auflage, die alle Vorzüge von Baedeker vereint, seien besonders hervorgehoben die Aufsätze zur Geographie Tirols von Dietrich Baedeker, zur Volkskunde von A. Haberlandt und zur Kunstgeschichte von Josef Weingarten. 36 Karten, 6 Pläne, 8 Panoramen und 3 Stadtwappen sowie die ausgezeichneten Straßenkarten erhöhen den Wert des unentbehrlichen Buches. — Mit Merkwürdigkeiten und Sonderbarkeiten beschäftigen sich die lesenswerten Bücher von Alphons Nobel, „Geheimnisse der Vergangenheit" (Augsburg, Literarisches Institut P. Haas & Cie.), das recht nachdenklich die Fragezeichen unterstreicht, die für den klugen Betrachter des menschlichen Geschehens fast hinter jedem Satz der Weltgeschichte stehen. Wir erwähnen besonders die Abschnitte über Atlantis, die Osterinsel, „Päpstin" Johanna, Nostradamus, Kaspar Hauser, Shakespeares dunkle Geliebte und den Mann mit der eisernen Maske. — Prächtige Anekdoten „Von berühmten Ärzten" erzählt Eduard Stemplinger (München, R. Piper & Co. RM 2,40). Er gibt eine Auswahl aus etwa 90 Biographien, Memoiren und Briefsammlungen, in deren amüsanter Reihe kaum einer unserer großen Mediziner fehlt. — Vom Glücksuchen und Glücksträumen der Menschen handelt das Buch von Eugen Roth „Das große Los" (München, Knorr & Hirth), das eine Geschichte der Lotterien mit zeitgenössischen und modernen Bildern bringt. — Eine besonders reizvolle Gabe ist das Büchlein von Christoffer Suhr „Der Ausruf in Hamburg" (Leipzig, J. Asmus. RM 2,90). Hier ist ein handlicher Auszug aus dem großen, volkskundlich bedeutenden Werke des Hamburger Malers Christoffer Suhr vom Jahre 1808 gegeben, den Herbert Freudenthal einleitet. Die Wiedergabe der 36 farbigen Blätter nach Kupfern von Suhr ist ausgezeichnet. — In „Meyers Bunten Bändchen" gibt Georg Gustav Wießner eine Darstellung des „Deutschen Theaters" als Darstellung deutschen Wesens mit einer Fülle von Illustrationen und bunten Bildern (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM —,90), ein hübsches Geschenk für alle Theaterliebhaber. — Von einem Buche, auf das immer wieder hingewiesen werden soll, weil es vorbildliches Wirken eines Auslandsdeutschen darstellt, liegt nun die dritte Auflage vor: Erwin Bälz, „Das Leben eines deutschen Arztes im erwachenden Japan", das bekanntlich Toku Bälz in seinen Tagebüchern, Briefen, Berichten mit 22 Bildern schildert. — Eine feine und

nachdenkliche Gabe ist Jean Gionos „Vom wahren Reichtum" (Zürich, Morgarten-Verlag. 112 Photos. Fr. 9,–). In diesem Buche, in dem Jean Giono nach seiner Erkenntnis: „Nichts ist eitel" von dem innerlichen Reichtum, den er aus der großen und kleinen Schöpfung, der Ewigkeit und dem Tage zog, seinen Mitmenschen mitteilen möchte, ist für nachdenkliche und besinnliche Menschen eine Fülle von Anregung gegeben. Die künstlerischen Photos sind von Gerull-Kardas. – Paul Schultze-Naumburg versucht in seinem Buche „Nordische Schönheit" ihr Wunschbild im Leben und in der Kunst durch 164 Abbildungen deutlich zu machen (München, J. F. Lehmann. RM 8,–). Sehr viel Interesse werden die Abbildungen von dem Hochrelief finden, das sich über einem Kamin in Obersalzberg befindet. – Angeregt durch die Wiederbelebung des „Struwwelpeter" gibt der Verlag Rütten & Loening, Potsdam, eine neue Märchenreihe heraus, illustriert von Künstlern, die echten Märchengeist in sich haben. Bisher liegen vor: „Das Rotkäppchen" und „Die Bremer Stadtmusikanten", beide mit farbigen Bildern von Karl Vollmer, und „Tischlein deck' dich" mit Bildern von Fritz Kredel (je RM 1,50). Der Beginn ist vielversprechend, und man freut sich auf die weiteren Bändchen der Reihe, die nicht nur den Kindern, sondern auch den Erwachsenen Freude machen werden. – Das „Jahrbuch der Reichsfilmkammer 1938", herausgegeben von ihrem Präsidenten Professor Oswald Lehnich (Berlin-Halensee, Max Hesse. RM 4,75) bringt die Reden und Vorträge, die auf der Jahrestagung im März 1938 gehalten wurden, und gibt die Aufgabenstellung wieder, die von maßgebender Seite der Produktion des deutschen Films gewiesen wurde. In seinem Ganzen ist das Jahrbuch ein Handbuch des Films, das für jeden wichtig ist, der in mitarbeitender oder genießender Form am Film interessiert ist.

Kalender

Nach 30 Jahren anständiger Arbeit erscheint nun der Kalender „Kunst und Leben für 1939" im 31. Jahrgange (Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder. RM 2,80). Er bringt für jeden Sonntag eine für den Kalender geschaffene Zeichnung oder einen Holzschnitt deutscher Künstler und viele gut ausgewählte Gedichte und Sprüche deutscher Dichter. Das Titelblatt „Der Sämann" stammt von Arthur Kampf. Es genügt, festzustellen, daß der Kalender auch dieses Jahr wieder neben anerkannten Meistern jungen Schaffenden und Ringenden die Möglichkeit gibt, von ihrem Wollen und Können vor einer großen Öffentlichkeit Proben abzulegen. Sein Ziel, die mystische Vereinigung von Kunst und Leben zu fördern, erreicht der Kalender auch in diesem Jahre. – Eine schmucke Gabe ist der „Silberne Kalender auf das Jahr 1939" (Berlin, W. Klein. RM 2,50), der 24 farbige Bilder, die als Postkarten verwandt werden können, aus der guten Produktion der „Silbernen Bücher" bringt und sie durch Aphorismen und Aussprüche über Kunst erläutert.

Freude an Fremdsprachen

Die beiden, hier häufig gelobten und erwähnten Zeitschriften „English Monthly Magazine" und „Le Journal français", deren jede neue Nummer eine Fülle von fesselnden und amüsanten Beiträgen liefert, die das Erlernen der Fremdsprache wirklich einfach machen, haben nun eine lateinische Schwester erhalten, „La Rivista Italiana". Sie verfährt genau nach den Grundsätzen, die sich bei den beiden andern Zeitschriften bewährt haben, und wird sicher ebenso wie diese sich bald ihren Platz erobern (Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. Monatlich ein Heft RM 0,50, vierteljährlich RM 1,35).

Sven Hedin

Ein großer Freund Deutschlands und des deutschen Volkes, der ihm auch in schweren Jahren während des Weltkrieges die Treue gehalten hat, Sven Hedin, hat seine Erinnerungen unter dem Titel „50 Jahre Deutschland" aufgezeichnet (Leipzig, F. A. Brockhaus. 21 Abbild. RM 6,–). Das Buch beginnt mit den Berührungen des Knaben mit Deutschland und endet 1936. Sven Hedin hat in seinen Werken immer Zeugnis davon abgelegt, was er deutschen Gelehrten in seiner geistigen Entwicklung und in persönlicher Anregung zu verdanken glaubte. Hier

gibt er in nobler Haltung einen gedrängten Rückblick auf seine Beziehungen zu Deutschland.

Der neue Weyer

An dieser Stelle bedarf „Weyers Taschenbuch der Kriegsflotten", das der Kapitänleutnant d. R. Alexander Bredt herausgibt, keiner Empfehlung mehr. Die Feststellung, daß der Weyer für 1939 im 33. Jahrgang erschienen ist, läßt alle seine Freunde zu ihm greifen (München, J. F. Lehmann. RM 6,–). Mit seinen 1023 Schiffsbildern und Skizzen, den vierfarbigen Flaggentafeln und einem Titelbild stellt er das Höchstmaß an Zuverlässigkeit dar. An Neuem ist festzustellen, daß Karten die Entfernungstafeln ergänzen, die eine ausgezeichnete Orientierung über die geopolitischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen von Seegeltung und Seekriegsführung ermöglichen. Ferner sind in den Flottenlisten die Luftabwehrwaffen besonders berücksichtigt; im Teil, der das Britische Reich behandelt, sind neue Waffenpläne versuchsweise verwandt, die eine leichte Unterrichtung ermöglichen. Für uns Deutsche besonders wesentlich ist natürlich die Übersicht über die neue deutsche Kriegsflotte, die langsam und sicher auf immer höheren Rang vorrückt. Alle Angaben über Neubauten beweisen auch auf dem Gebiet des Flottenbaus, daß das Wettrüsten in eine entscheidende Phase getreten ist.

Sportliches

Einen lobenswerten Versuch unternimmt mit durchaus tauglichen Mitteln der „Deutsche Schriftenverlag", Berlin: er will, in einer Reihe von sehr lebendig geschriebenen Büchern echten Sportsgeist in jeder Form, in Erzählung und Roman, wie auch in Büchern voll Sachlichkeit, von führenden Sportsmännern geschrieben, in die weitesten Kreise des Volkes tragen. Carl Diem schildert in der „Olympischen Reise", die er auf den Stufen des Zeustempels begann, seine Erlebnisse unter der Sonne Homers (RM 1,50). Der Olympiasieger, Leutnant Alfred Schwarzmann, hat zusammen mit dem treffsicheren Photographen Karl Behrend in seinem Buch „Vollendete Turnkunst" beneidenswerte Leistungen ins helle Licht gestellt. Er wie der Lichtbildner verstehen es, den Ehrgeiz eines jeden anzuregen (RM 3,60). Hans Saalbach gibt Lebensbilder mit Photos von acht Meisterinnen auf Schlittschuhen: „Die Eisparade" (RM 2,–). „Von Spiel und Sport als völkischem Erbe" erzählt Erich Mindt (131 Abbildgn. RM 4,–). Hans Saalbach schreibt sehr launig von den Freuden des Schwimmens: „Flirt mit Neptun" (RM 4,–). Dem großen finnischen Läufer, seinem Leben und seinen Leistungen widmet Willi Fr. Könitzer einen Roman „Nurmi" (RM 4,–). Karl Heckel schreibt für die Jugend Sportabenteuer eines bösen Buben unter dem Titel „Querlatte". Fritz Preiß lieferte dazu amüsante Zeichnungen. Lutz Koch schildert die Kämpfe und Siege der deutschen Fußball-Nationalelf „Hinein ... Tor – Tor!" (155 Photos, 6 Tafeln und eine Karte. RM 3,60). „300 Rennfahrer in einem Band" fassen die Kurzbiographien von Hans Borowik zusammen, die für die Freunde dieses Sports sicherlich viel Wissenswertes enthalten. – Gleichfalls von echtem wassersportlichem Geist und Freude an der Natur erfüllt ist das Buch von Th. E. Sönnichsen „Wasserfahrten mit einer kleinen Freundin" (Berlin, G. Schönfeldts Verlagsbuchhandlung. 31 Aufnahm. RM 4,80).

Länder, Völker, Menschen

Eine gründliche wissenschaftliche Leistung von hoher Bedeutung ist die „Bevölkerungsgeschichte Deutschlands" von Erich Keyser (Leipzig, S. Hirzel). Er hat sich die nicht einfache Aufgabe gestellt, die Frage nach dem Werden des deutschen Volkes zu beantworten, die deshalb so schwierig ist, weil noch allzu viele Vorarbeiten fehlen, um den Stoff schon ganz zu meistern. Unter dieser einzigen Einschränkung ist hier vorbildliche Arbeit geleistet. – Eine große Reihe von Gelehrten hat sich zusammengefunden um die „Geschichte Schlesiens" zu schreiben unter der Leitung von Hermann Aubin. Der erste Band „Von der Urzeit bis zum Jahre 1526" ist erschienen (Breslau, Priebatsch Buchhandlung). Mitarbeiter an diesem Bande sind Herbert Schlenger, Hans Seeger, Erich Randt, Emil Schieche, Heinrich von Loesch, Joseph Klapper, Dagobert Frey, Arnold Schmitz. Die Liebe zur engeren Heimat zeigt

sich hier als stärkste Triebkraft zu einem alle Deutschen einheitlich umfassenden Geschichtsbewußtsein. – Lebendig und fein ist das Buch von Traud Gravenhorst „Schlesien. Erlebnisse eines Landes" (Breslau, Wilhelm Gottlieb Korn. 96 Bilder. RM 4,80). In gleicher Weise durch gründliche Kenntnis des Landes, seiner Geschichte und seiner Menschen wie durch Liebe zum schlesischen Boden ausgezeichnet, wirbt dieses Buch wirkungsvoll für einen in Gesamtdeutschland bisher nicht genügend bekannten und beachteten Landesteil. – Für die Schweiz schreibt Jakob Schaffner eine Heimatschau: „Berge, Ströme und Städte" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 4,80). Schaffner wendet sich an die Menschen, die von einem Lande Tieferes und Aufschlußreicheres erfahren wollen als nur die aller Welt bekannten Kurorte und Städte. Er bekennt sich in leidenschaftlicher Liebe zu seiner Heimat und ihrem Schicksal. Als Form wählte er die Schilderung einer Autoreise die ihn durch die gesamte Schweiz führte. – „Deutschlands Nachbarn im Südosten" schildert Rudolf Dammert (Leipzig, R. Voigtländer, RM 4,80): Tschechoslowakei, Ungarn, Südslawien, Bulgarien, Rumänien. – Hans F. Kiderlen hat seine Erforschung der Völker der Welt nun von Amerika nach dem Fernen Osten fortgesetzt: „Das Gesicht Ostasiens" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, RM 3,80) und weiß wiederum in fesselnder Weise seine Eindrücke in Japan, Mandschukuo und China dem Leser mitzuteilen. Bei allem Bemühen, dem neuen China gerecht zu werden, verhehlt er nicht seine schrankenlose Bewunderung Japans. – In der Reihe „Weltgeschehen", die bekanntlich Dr. Gerhard Herrmann (Leipzig, Wilhelm Goldmann) herausgibt, ist ein neuer Band erschienen: „Gefahrenzonen des britischen Weltreiches" von Walter Schneefuß (6 Karten. RM 2,50). Auch mit diesem Bändchen erfüllt die Reihe die bedeutenden Ansprüche, die sie an sich selber stellt, und trägt wirksam dazu bei, im deutschen Volke die entscheidenden Zusammenhänge, nach denen sich das ganze Weltgeschehen ausrichtet, sichtbar zu machen. – Giselher Wirsing hat sich eigene Anschauung von der Problemlage in Palästina verschafft und legt in seinem Buche „Engländer, Juden, Araber in Palästina" hiervon Rechenschaft ab. (Jena, E. Diederichs. 6 Karten und 12 Bildtafeln). Es ist viel wichtiges und authentisches Material verarbeitet, das man bei der Beurteilung der Lage in diesem Gefahrenzentrum nicht entbehren mag. – Heinrich Hauser hat mit dem Auto acht Balkanländer durchfahren und schildert die Ergebnisse und Erlebnisse dieser Reise unter dem Titel „Süd-Ost-Europa ist erwacht" (Berlin, Rowohlt. Mit vielen Bildern). Reizvoll ist neben dem politisch und völkerpsychologisch Interessanten das persönliche Verhältnis des Autors zu seinem kleinen Wagen. – Ein gutes Heimatbuch ist Eduard Kriechbaums „Bayernland", in dem er Landschaften und Volkstum als die Grundpfeiler der Einheit des Bayernlandes, das ja bekanntlich nicht an den bisherigen Reichsgrenzen endete, darstellt (München, Knorr & Hirth. 40 Bilder, 10 Karten. RM 3,50). – Dr. Werner Schmidt-Prätoria legt den „Kulturanteil des Deutschtums am Aufbau des Burenvolkes" dar (Hannover, Hahnsche Verlagsbuchhandlung. 19 Kunstdrucktafeln. RM 8,–). Das Werk ist dem Gauleiter Bohle gewidmet. – „Öl und Mohammed" heißt das neue Buch des Fliegeroffiziers Herbert Volck, den General von Falkenhayn mit Recht im Weltkriege als den „richtigen Kondottiere" bezeichnete (Breslau, W. G. Korn. RM 4,50). In diesem Buche, das ebenso aufregend wie der Bericht seiner Flucht aus Sibirien, „Die Wölfe", ist, erzählt er seine Erlebnisse im Kaukasus aus den Jahren 1917–1918, in denen er mit der ihn auszeichnenden Energie versuchte, die im Kaukasus gewonnenen Erkenntnisse zu Triebfedern des Handelns der deutschen obersten Heeresleitung zu machen, was ihm auch glückte. Volck gehört zu den Persönlichkeiten, die wir ebenso herausstellen sollten wie Waßmus und Niedermaier. – Heinz Barth gibt eine Sammlung von Porträts „Romanische Köpfe" (Berlin, Deutscher Verlag. 18 Abbildungen). Er will den italienischen Menschen von heute in markanten Vertretern auf den verschiedenen Gebieten: Politik, Soldatentum, Wissen, Wirtschaft, Dichtung, Musik, Sport und Artistik deutlich machen. Das Buch beginnt mit Mussolini und anderen führenden Persönlichkeiten des Faschismus, berücksichtigt auch Croce, Pirandello und Toscanini. – „In Deutsch-

„In der Geschichte unseres Volkes wird das Jahr 1938 ein großes, unvergeßliches, stolzes Jahr sein. Ich erwarte, daß das Winterhilfswerk 1938/39 der geschichtlichen Größe dieses Jahres entspricht."

Adolf Hitler.

X. 2.

Bei der Eröffnungsfeier des WHW. 1938/39.

lands Namen", so nennt sich eine neue Schriftenreihe, die nach den vorliegenden Proben eine beachtliche und höchst lebendige Leistung zu werden verspricht. Es ist eine Auseinandersetzung mit dem 19. Jahrhundert, eine Aufgabe, der sich ein jeder unterziehen muß, wenn er heutigen und künftigen Aufgaben gerecht werden will. Herausgeber dieser Reihe ist Wilhelm Jhde (Leipzig, Lühe & Co., je Heft RM –,90). Ein Vorzug ist, daß bei aller sachlichen Kenntnis hier starken Temperamenten Raum gegeben wird, sich zu äußern. Der Herausgeber Jhde eröffnet die Reihe „Hie Preußen! Hie Menschenrechte!" mit einer Gegenüberstellung der festen Ordnung des preußischen Staates und der Französischen Revolution. Hanns Möller-Witten zeichnet ein lebendiges Bild von Scharnhorst „Der Preuße aus Hannover". Die große Leistung von Alois Senefelder, dem Erfinder des Steindrucks, würdigt Erich Metzger. Friedrich Lenz gibt als wahrhaft Berufener ein Bild der tragischen Persönlichkeit von Friedrich List: „Friedrich List und Großdeutschland". Sigurd Rabe zeigt die Umwälzung des Kriegswesens, die die Erfindung einer neuen Waffe bewirkte: „Das Zündnadelgewehr greift ein!"

Jagdgeschwader Richthofen

Von dem berühmten Buche, das die Taten des Jagdgeschwaders Freiherr v. Richthofen verherrlicht, „Jagd in Flanderns Himmel" (München, Knorr & Hirth) liegt jetzt die 3. Auflage vor. Bekanntlich schrieb das Buch der jetzige Generalmajor der Luftwaffe Karl Bodenschatz, und Hermann Göring leitet es ein. Die reiche Ausstattung, 95 Abbildungen und das Kriegstagebuch des Jagdgeschwaders I und 4 Faksimiles und 2 Kartenskizzen erhöhen die Wirkung dieses echten Fliegerbuches.

Musik

Vorweg sei die Aufmerksamkeit auf ein Werk gelenkt, das „Die Musik und ihre physikalischen Grundlagen" untersucht. Verfasser ist der bekannte und bedeutende englische Physiker Sir James Jeans (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 6,75. Deutsche Übertragung von G. Kilpper). Wir empfinden dieses Buch als eine Fortsetzung der berühmten Untersuchungen von Helmholtz. Sir James versteht es, in einer auch dem Laien leicht eingehenden Form die naturwissenschaftlichen Probleme zu verdeutlichen und zu erklären, die jedem Ton und damit der Musik überhaupt zugrunde liegen. Zahlreiche Tafeln erleichtern das Verständnis. Aber auch dem Musikbeflissenen und Musikkundigen hat dies Buch außerordentlich viel zu geben. Er spricht von den Stimmgabeln und reinen Tönen, von den Schwingungen der Saiten und den Obertönen, von den Schwingungen der Luft, von Konsonanz und Dissonanz, vom Konzertsaal und vom Gehör. Hier weist ein Wissenschaftler Wege für die Anlage akustisch richtiger Säle und zeigt Möglichkeiten für Verbesserungen von Instrumenten. – Professor J. Müller-Blattau hat den kühnen und geglückten Versuch unternommen, auf dreihundertzehn Seiten die „Geschichte der deutschen Musik" zu schreiben (Berlin-Lichterfelde, Friedrich Vieweg. Zahlreiche Notenbeispiele). Seinen eigenen Worten nach will Müller-Blattau die Sendung der Musik in der Geschichte des deutschen Volkes aufzeigen und den Weg freimachen zur Erkenntnis des Deutschen in der Musik. Er will also der Musikgeschichte einen neuen Sinn geben und zu den üblichen Zielen anderer Musikgeschichten die völkische Wertung hinzufügen. Das lebendig geschriebene Buch gliedert sich in die Abschnitte: die Musik in altgermanischer Zeit, der Müller-Blattau mit besonderer Liebe nachgeht; die Musik des deutschen Mittelalters; die Musik im Zeitalter des großen Krieges bis zu J. S. Bach; die Musik der Goethezeit; Verfall und Erneuerung der deutschen Musik von 1830 bis zur Gegenwart. Besonderen Nutzen werden aus dieser Musikgeschichte die in der Schulungsarbeit Stehenden ziehen können. – Eine unerwartete Ergänzung unserer Kenntnis von Richard Wagner bringt das Buch von Friedrich Herzfeld „Minna Planer und ihre Ehe mit Richard Wagner" (Leipzig, W. Goldmann). Die Möglichkeit, die Rolle Minna Planers, mit der Wagner immerhin 32 Jahre lang verheiratet war, zu untersuchen, ist wohl durch die überragende Bedeutung, die man Cosima zuerkannte, überschattet worden. Jetzt aber kann Herzfeld in sehr subtiler Arbeit hier hellstes Licht verbreiten, denn er schöpft aus bisher völlig unbekannten Quellen, aus einer großen Zahl von Briefen

Minna Wagners. Darunter befinden sich 40 Briefe Minnas an ihre intime Freundin Mathilde Schiffner, etwa 50 Briefe an Wagners Stiefschwester Cäcilie Avenarius und Briefe an den Hausarzt Minnas, Dr. Pusinelli, dem sie gerade in der Zeit der Ehescheidung rückhaltloses Vertrauen schenkte. Diese Briefe seiner langjährigen Lebensgefährtin zeigen Wagner von einer sehr intimen Seite. – Wir wiesen schon auf das große und gut fundierte Unternehmen hin, das Herbert Gerigk unter Mitwirkung vieler hervorragender Musikhistoriker leitet: „Klassiker der Musik in ihren Schriften und Briefen" (Berlin, B. Hahnefeld). In dieser Reihe hat nun Paul Egert einen noch immer nicht genug gewürdigten großen deutschen Musiker behandelt: „Peter Cornelius. Ausgewählte Schriften und Briefe" (14 Abbild., 2 faksimilierte Briefe. RM 8,50). Dem Plan der Reihe entsprechend, erfährt Cornelius zunächst eine fachkundige Würdigung seines Schaffens, eingewoben in einen knappen Lebensabriß. Dann folgen Briefe und Schriften, die der Herausgeber erläutert und textlich miteinander verbindet. Diese Biographie ist geradezu eine Offenbarung über Peter Cornelius, den Menschen, sein Werk und seine Stellung in der deutschen Musik. – Daß auch ein Nichtfachmann eine mustergültige Musikerbiographie schaffen kann, beweist das Charakterbild, das Oskar Loerke von „Anton Bruckner" entwirft (Berlin, S. Fischer. RM 5,50). Bruckner hat für Loerke durch nahezu 40 Jahre oft das Innigste und Gewaltigste seines eigenen Lebens verkörpert, und so legt hier ein Dichter seinen Dank nieder. Gerade weil der Zugang zu Bruckner, zum mindesten zu dem Menschen Bruckner, schwer war, wird man Loerke besonders danken, nun ein dichterisch gesehenes und damit der höheren Wirklichkeit ganz entsprechendes Bild erhalten zu haben. – In der Reihe „Unsterbliche Tonkunst" ist jetzt der Band erschienen „Albert Lortzing" von Hermann Killer (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. 16 Abbild., 20 Notenbeispiele. RM 3,50). Herausgeber dieser Reihe ist gleichfalls Herbert Gerigk. Killer hat hier eine Musterleistung einer Musikerbiographie vollbracht; unter Erschöpfung alles vorhandenen Materials zeigt er uns Albert Lortzing in seiner echt deutschen Art und seiner bisher unterschätzten Bedeutung für die deutsche Musik. – Ein hübsches Spruchbüchlein ist das „Lob der Musik", in dem Albert Klose mit großer Sachkunde Äußerungen in Vers und Prosa bedeutender Menschen von Augustinus bis Schemm gesammelt hat, die die schönste aller Künste verherrlichen.

Allgemeines

Die Neigung einer breiten Schicht des deutschen Volkes, aber auch anderer Völker, sich über große Gebiete eine Übersicht zu schaffen, die es dem Einzelnen ermöglicht, neuen Erfindungen, neuen Theorien und neuen Erkenntnissen der Wissenschaft einigermaßen folgen zu können, ist zweifellos sehr stark. Ihr zu dienen, bemühen sich einige Bücher, die mit Erfolg die nicht leichte Aufgabe angehen. Da ist einmal das große Problem der Ernährung der Welt, das ja nicht nur für Staaten gestellt ist, die an Rohstoffmangel leiden bei einer großen Bevölkerungsdichte. Hier gibt Anton Zischka, dem wir das interessante Buch „Wissenschaft bricht Monopole", das von den Problemen des Vierjahresplanes handelte, verdanken, in seinem Buche „Brot für zwei Milliarden Menschen" Antwort, in dem er den Kampf um die Nahrung der Welt in allen Ländern darstellt (Leipzig, Wilhelm Goldmann. 32 Bilder. RM 8,50). Er wendet sich ohne jede landläufige Verhimmelung des Bauern an die Leute, die die Überzeugung in sich tragen, daß die Welt der Ackerbauer mit der Maschinenwelt eine organische Verbindung eingehen müsse unter möglichster Vermeidung der Nachteile, die sich für beide daraus ergeben müssen. Er glaubt weder an ein unschuldsvolles Leben auf dem Lande nach der Art Rousseaus noch an das Universalrezept von Kunstdünger und Motorpflügen. So ist hier ein Buch entstanden, das gründliche Kenntnis mit klarer Problemstellung unter einer großen Konzeption vereint. – Von den Bewegungen der Erde, des Grundelements, auf dem wir nun einmal leben, handelt das Buch „Die ruhelose Erde" von R. Gheyselinck, das Herbert von Oelsen aus dem Holländischen übertrug (Berlin, Deutscher Verlag. 62 Zeichnung. RM 8,75). Herausgegeben und eingeleitet wird das Buch von Paul Karlson. Das Buch erreicht seinen Zweck, das Verständnis für die wissenschaftliche Geologie und ihre Ergebnisse zu fördern und das Interesse in weiten Kreisen zu

wecken. — Auch der verfeinerten und so unendlich komplizierten Technik der heutigen Zeit gegenüber besteht eine große Unsicherheit, neben dem Bedürfnis, sie in ihren Problemen zu verstehen. Das Buch von Eduard A. Pfeiffer „Unsere Technik, ihr Stand und ihre Aufgabe" erfüllt in hervorragendem Maße die gestellte Aufgabe (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 93 Abbild., 37 Tafeln und Tabellen. RM 5,50). Pfeiffer ist wie wenige berufen, dem Laien eine grundlegende Einführung und Übersicht über die Technik zu geben, denn er ist seit Jahren als Herausgeber der Zeitschrift „Technik für Alle" geschult und bewährt, das Problem zu meistern. — „Von dem Alltagsrätsel des Seelenlebens" handelt ein geistvolles Buch von Hans Driesch, das — ausgehend von den einfachen Fragen, die unbewußt sich täglich stellen — die Rätselhaftigkeit unserer seelischen Existenz in helles Licht stellt (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. RM 6,—). Driesch schreibt von den Grundproblemen der Psychophysik, von der Wahrnehmung, der Erinnerung, vom Ich und der Seele. Uns erscheint das Buch deshalb so besonders wertvoll, weil es durch seine vollgültigen Antworten auch die Leute zum Nachdenken anregt, die manches Rätselhafte einfach als gegeben hinnehmen und infolgedessen niemals zu einer klaren Abgrenzung des eignen Standpunktes kommen.

Probleme der Architektur behandelt das Buch eines der besten deutschen Meister Fritz Schuhmacher „Der Geist der Baukunst" (ebenda. RM 7,50). Das Buch gliedert sich in die Teile: Das Ringen um die Erkenntnis der Baukunst; Das Wesen des baulichen Gestaltens. Daß gerade dieses Buch sehr zur Stunde kommt, bedarf keiner besonderen Unterstreichung, ebensowenig wie die Tatsache, daß man keinen besseren Führer als Fritz Schuhmacher finden kann. — Stärker im allgemeinen bleibt das zweite Werk von Lin Yutang „Weisheit des lächelnden Lebens" als sein hier ausführlich gewürdigtes Buch „Mein Land und mein Volk" (ebenda. RM 8,50). Die Übertragung aus dem Englischen stammt von E. Süskind. Das Buch ist in seiner Wirkung nicht so stark wie das erste, wohl, weil hier weit mehr als im ersten Buche deutlich wird, daß Lin Yutang nicht mehr ganz nur als Chinese, sondern stark unter amerikanischem Einfluß schreibt. — Sein Bemühen, irrenden Menschen zu helfen und ihnen den Weg in die Klarheit und zum richtigen Leben zu weisen, setzt Johannes Müller mit einem neuen Buche fort: „Von der Würde des Menschen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 4,80). Das Buch gliedert sich in die Abschnitte: Heroische Lebensführung; Der Glaube an das Leben; Das Heil der Not; Unser Tageslauf; Der Rhythmus des Lebens; Die Erlösung des Leibes; Leuen und Arbeiten; Die Treue.

Mit den Worten Simon Dachs „Wir sind gesinnt, beieinander zu stahn" hat der Marion von Schröder-Verlag, Hamburg, Erzählungen von guten Ehen zusammengestellt, beginnend mit Philemon und Baucis und anderen beispielhaften Ehen der Antike, aus der indischen und der nordischen Sage, aus dem deutschen Mittelalter, dem deutschen Märchen und den Schöpfungen deutscher und fremder Dichtung bis in unsere Tage. Hier zeigt sich nicht nur eine tiefgründige und weitgreifende Kenntnis der Weltliteratur, sondern auch ein feines Gefühl für das wahrhaft Echte, so daß eine sehr reizvolle Gabe entstanden ist.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Rolf Bathe, Rehbrücke — Gertrud Kleinau, Berlin — Dr. Ernst Brödner, Strausberg — Heinz Flügel, Berlin — H. M. Peterssen, München — Mechthild Babinger, Berlin — Dr. Willy Kramp, Caporn (Ostpreußen) — Wolfgang Goetz, Stahnsdorf — Felizitas von Reznicek, Berlin.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig • DA. IV. Vj. 1938: 3753 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.

KONTERADMIRAL a. D. GADOW

Seemacht USA.

I.

Der Entschluß der Vereinigten Staaten, sich der Entwicklung einer Seemacht zuzuwenden, wurde im Befreiungskrieg gegen England 1775–82 geboren. George Washington erkannte die auf Englands Seemacht beruhende gewaltige Überlegenheit und schrieb, mit Bezug auf die französische Hilfeleistung, an Lafayette: „Bei jeder Unternehmung und unter allen Umständen ist eine Übermacht zur See als die Grundlage zu betrachten, auf der letzten Endes jede Hoffnung auf Erfolg beruht." Zu nennenswerten eigenen Seekampfmitteln der Amerikaner kam es dabei noch nicht, vielmehr wurden die ersten brauchbaren Kriegsschiffe zum Kampf gegen die Barbareskenstaaten im Mittelmeer und zur Wahrung der amerikanischen Handelsinteressen zu Beginn des 19. Jahrhunderts gebaut, um 1812 im Kriege mit England ihre eigentliche Feuertaufe zu empfangen. Die hierbei beteiligten Fregatten, namentlich die „Constitution", die sich sehr erfolgreich gegen englische Gegner geschlagen hatten, und ihre Führer bilden heute noch den Stolz der amerikanischen Seetradition; die „Constitution" nimmt es an Verehrung mit der „Victory" Nelsons auf. Die nächste größere Seekriegsgelegenheit war der Sezessionskrieg 1861–65. Das strategische Ergebnis war die Erdrückung der Südstaaten durch Seeblockade und Landkrieg, das praktische die klare Erkenntnis von der Bedeutung der nordamerikanischen Seemacht, die hiermit fest im Bewußtsein der Nation begründet war. Auch diesmal hatte England mit seiner unneutralen weitgehenden Unterstützung der Südstaaten den Lehrmeister abgegeben, und die Schriften des Kapitäns Mahan, namentlich sein Werk „Influence of Seapower on History" vertieften die Lehre, wenngleich wohl noch nicht erkannt wurde, daß für ein maritimes Weltreich wie England andere Bedingungen sprechen als für die kontinental bestimmte amerikanische Macht. Eine Frucht der neuen Gedankenrichtung war der imperialistische Ausbruch von 1898 gegen Spanien unter dem Vorwand kolonialer Mißwirtschaft, der die USA. nach Kuba und Puertorico, nach Guam und den Philippinen führte, also weit über die eigenen Gewässer hinaus, in denen die Verdrängung lästiger fremder Herrschaft als ausreichendes Motiv hätte gelten können. Auch die Annexion der Hawaii-Inseln 1897 fällt in diese Periode des erweiterten Ausblickes und wachsenden Machtbewußtseins. Die gegen Spanien kämpfende Flotte war bereits modern und der veralteten gegnerischen weit überlegen, der vor Havanna und Manila erworbene Kriegsruhm daher leicht verdient und stark übertrieben, wie bei jungen Völkern natürlich. Der Weltkrieg fand die amerikanische Seemacht, der Theodore Roosevelt einen weiteren starken Auftrieb gegeben hatte, an dritter Stelle hinter England und Deutschland, mit mächtigen Schlachtschiffen, verhältnismäßig wenig Kreuzern, aber vielen Torpedobooten (Zerstörern). Der Beitrag der USA. nach ihrem Kriegseintritt bestand hauptsächlich im Auslegen von Minen in der nördlichen Nordsee und in der

Gestellung von Zerstörern zur Sicherung der Transporte und Geleitzüge und zur Überwachung der U-Boot-verdächtigen Gebiete in Atlantik und Mittelmeer, ohne daß unsere U-Boote von dieser Tätigkeit und dem dabei bewiesenen Eifer einen bedeutenden Eindruck gehabt hätten. Daneben natürlich in größter Materiallieferung. Die eigentliche Seekriegserfahrung blieb dabei gering.

Mit Kriegsende war die Konstellation eingetreten, die der Tirpitzschen Flottengründung als für England abschreckend vorgeschwebt hatte: die Vernichtung der deutschen (und österreich-ungarischen und russischen) Seemacht zugunsten eines mächtigen Rivalen, der seit 1916 den Entschluß gefaßt hatte, eine Flotte „second to none" zu bauen. Der Rat dazu war von Oberst House an Wilson ergangen und wurde schärfstens wiederholt angesichts des Tumultes und Machtkampfes auf der Versailler Friedenskonferenz. Die Idee faßte Wurzel, daß die Vereinigten Staaten einer ähnlichen Lage, zugleich aber auch solchen Zumutungen seitens Englands an die neutrale Schiffahrt wie in den ersten Kriegsjahren, nie wieder anders als in höchster Seestärke gegenüberstehen wollten.

Jedoch das mächtige Flottenprogramm verlor mit dem Verhallen des Kriegslärms viel von seiner Anziehungskraft. Man sah England bestrebt, seine Flotte zu vermindern und seine militärischen Ausgaben herabzusetzen, um sich wieder voll dem Aufbau seiner Märkte widmen zu können. So fand sich der Weg der Verständigung über die Flottenstärken im Vertrag von Washington, 6. Februar 1922, der die Parität England—Amerika in Schlachtschiffen und Flugzeugträgern festlegte, das seit 1915 in China um sich greifende Japan militärisch herabdrückte und aus China entfernte, Frankreichs und Italiens Stärke gleichfalls regelte. Alle Mächte, auch England trotz des Ingrimms seiner Admirale, fügte sich diesem Diktat der rüstungsfähigsten, reichsten Großmacht. Die folgenden Jahre brachten über Marktkonkurrenz, Kautschukmonopol und Ölkämpfe eine steigende Verschärfung des Verhältnisses zu England, die 1928, als ein neuer Flottenvertrag über Kreuzer, Zerstörer und U-Boote nötig wurde, in Austen Chamberlains Frontbildung mit Frankreich gegen die USA. ihren Höhepunkt erreichte. Gegenstand des Konfliktes waren die Kreuzer, von denen Amerika die schwere Klasse bei beschränkter Zahl, England leichtere bei höherer Anzahl bevorzugte, entsprechend den verschiedenen Bedürfnissen beider Mächte. Nach Chamberlains Sturz wußte Macdonald diese Frage zusammen mit Präsident Hoover zu schlichten und im Flottenvertrag von 1930 zu regeln, zugleich aber auch den sonstigen Streitpunkten die Spitze zu nehmen. Seit diesem Zeitpunkt ist das Verhältnis als geglättet zu betrachten. Wo sich noch Differenzen zeigten, wie in der Frage der Sanktionsblockade gegen ein Völkerbundsmitglied (Italien), die amerikanische Interessen verletzen konnte, beeilte sich die englische Politik (Baldwin), zu versichern, daß stets die amerikanische Auffassung zuvor eingeholt würde. Ebenso vermied es England, künftig in seinen westindischen Besitzungen, von den Bermudas bis Trinidad und Jamaika, irgendwelche Macht zu betonen, und beschränkte seine dortigen Streitkräfte auf das notwendigste. Von der Gegenseite erwiderte man, indem nicht mehr von einem Verkauf der Inseln gegen Aufrechnung der Kriegsschulden gesprochen wurde, was zeitweilig zum

Thema geworden war. Die beiden Seemächte standen sich, wenn nicht näher befreundet, so doch indifferent gegenüber; England im stillen Bewußtsein einer dennoch gewahrten Überlegenheit durch die kriegserprobte Qualität seiner Flotte, seinen Reichtum an Stützpunkten und seine weit größere Handelsflotte. Eine stärkere politische Übereinstimmung ergab sich seit 1931 mit dem japanischen Einbruch in die Mandschurei, womit die 1922 so mühsam geregelte ostasiatische Frage und ein wiedererstarktes Japan neu ihr Haupt erhoben. Die Flottenverträge von 1922 und 1930 verloren mit der japanischen Kündigung Ende 1936 ihre Gültigkeit, und Unsicherheit über die Flottenstärke kehrte wieder ein, obgleich die übrigen Mächte — auch Deutschland — in einem neuen Vertrage 1936/37 wenigstens in obere Grenzen der einzelnen Schiffsklassen gewilligt hatten. Jedoch auch hier beginnen bei den Schlachtschiffen die Grenzen schon wieder zu verschwimmen (siehe unten).

II.

Die marinepolitischen und strategischen Richtlinien der USA. sind etwa die folgenden: der nordamerikanische Kontinent kann vernünftigerweise als unangreifbar angesehen werden, und wenn schon angreifbar, als unerschütterlich. Sein Reichtum an Rohstoffen und Nahrungsmitteln ist sprichwörtlich und demjenigen z. B. Rußlands auch darin noch überlegen, daß tropische und subtropische Produkte gleichfalls nicht ganz fehlen. Die wenigen verbleibenden Lücken in der Gesamtversorgung, wie Kautschuk, Kaffee, Seide und eine Reihe von Mineralien zur Stahlvergütung u. ä., sind nicht derart, daß sie das Land in Abhängigkeit von seinen Seeverbindungen bringen und damit Seekriegsgefahren aussetzen. Für das nordamerikanische Festland kann daher als Axiom gelten, daß es an sich keiner offensiven Seerüstung bedarf. Anders steht es mit dem Schutz seiner im Verlauf imperialistischen Dranges hinzugewonnenen Außenbesitzungen in Westindien, Alaska mit Alëuten, Hawaii und Philippinen nebst Guam, sowie seinen Handelsinteressen im mittleren und südlichen Teil seines Kontinents, in Ostasien und überhaupt in Übersee. Als Stichworte der gesamten Außenpolitik und damit der Wehrpolitik findet man daher: 1. Schutz der Monroedoktrin, 2. Wahrung der Einwanderungssperre, 3. offene Tür in China, 4. Neutralitätsrechte im Kriege, und neuerdings 5. Demokratie gegen Führerstaaten.

Zur Frage der Monroedoktrin hat die panamerikanische Konferenz in Lima die Belehrung gebracht, daß die Regierung der Vereinigten Staaten in ihrem Namen ein militärisches Schutzbündnis von All-Amerika anstrebt, in dem die USA. die natürliche Führung hätten. Die hierzu vorgebrachten Gründe, die Hinweise auf Angriffsgefahren, die dem südlichen Erdteil durch die Führermächte drohen sollen, haben bekanntlich nicht überzeugt, um so mehr, als den Südamerikanern die wirtschaftsprotektorischen Absichten der USA. kein Geheimnis sind und ihre Ausdehnung auf das Wehrpolitische nichts Verlockendes hat. In dieser Hinsicht mußte es also bei matten Entschließungen bleiben und für die Wehr- und Seemacht Nordamerikas bei der freiwilligen und unerbetenen Aufgabe, Mittel- und Südamerika gegen einen äußeren Angriff zu schützen, mit dem niemand ernsthaft rechnet. Die Ermächtigung, auch gegen die so sehr bitter

gekennzeichnete Handelskonkurrenz, vor allem Deutschlands, Machtmittel einzusetzen oder auch nur zu betonen, wurde den USA. nicht erteilt.

Über die Berechtigung Amerikas zur Einwanderungssperre, deren strenger und einseitiger Handhabung durch die westlichen Staaten am Pazifik die japanische Verstimmung der ersten Nachkriegszeit entsprang, wird heute nicht mehr gestritten, sie scheidet heute als aktuelles Motiv der Landesverteidigung aus, obgleich sie seinerzeit zu deren Verstärkung beigetragen hat. Wichtiger und entscheidender sind die Einstellung und die getroffenen Maßnahmen zur Chinafrage. Die Verträge von 1922 hatten die Offene Tür wieder hergestellt, Japan aus Schantung und allen Privilegien verdrängt, seine Seerüstung gefesselt und als eine Art Gegenleistung den Rüstungsstillstand für die Stützpunkte und Positionen der Mächte im Halbkreise um die japanische Inselstellung verhängt. Hiervon wurden betroffen: für England Hongkong, für die USA. die Philippinen und Guam nebst Alëuten, für Japan die Pescadores und Formosa, die Lui-Kiu-Inseln, Bonin-Inseln, im Norden die Kurilen, also die äußeren Inselketten von Süd bis Nord. Dagegen blieb der militärische Ausbau freigestellt für England in Singapore, Kanada, Australien und Neuseeland, für Amerika die Westküste, Alaska, Hawaii, für Japan Mutterland und nächste Inseln. Der Einmarsch Japans in die Mandschurei 1931, die Gründung Mandschukuos war der erste Schlag gegen die amerikanischen (und sonstigen fremden) Wirtschaftsinteressen, der eine Protestnote und die vergebliche Konferenz der „Neunmächte" in Brüssel nach sich zog. Jedes weitere Ereignis von 1933 bis heute verstärkte den amerikanischen Widerstand bis zu den beiden scharfen Noten Ende 1938 und der Anleihegewährung an Tschiang-Kaischek. Militärisch fand diese Spannung ihren Ausdruck in der völligen Hinwendung zum Stillen Ozean, in bedeutender Aufrüstung, drohenden und immer weiter ausgreifenden Flottenmanövern, nach Ablauf der Verträge auch im Ausbau neuer Stützpunkte, und im Schwanken der Politik gegenüber den Philippinen, denen das Gesetz vom 24. Mai 1934 die völlige Unabhängigkeit zum 4. Juli 1946 in Aussicht stellt. Der gegenwärtige Stand der Dinge ist etwa der: die schon genannten Flottenmanöver haben, ursprünglich von der Verteidigung der kalifornischen Küste und des Panamakanals, dann Hawaiis, ausgehend, ihren Bogen immer weiter gespannt, im Norden über Alaska zu den Alëuten, im Süden bis Samoa, Palmyra, Johnston und zu den Phönixinseln, von denen Canton und Enderbury den Engländern (Neuseeland) so großzügig fortgenommen wurde. Wenn diese die Blattflächen eines Speeres bezeichnen, so weist die Spitze über die jüngst ausgebauten Atolle von Midway, Wake-Island – seit einigen Jahren Etappenweg der Panamerican Airways – auf Guam und die Philippinen. Der Wiederaufbau des seit 1922 militärisch wenig beachteten Guam als U-Boot- und Luftstützpunkt unmittelbar in der japanischen Inselwelt müßte die strategische Fühlung herstellen, daher als Provokation wirken und wurde daher einstweilen zurückgestellt. Für die Philippinen wird zur Zeit mit Einverständnis ihrer Bewohner ein Status als Dominium Amerikas angestrebt. In japanischen Augen bedeutet das unabläßige strategische

Vordringen der USA. im Stillen Ozean – auch im Norden über die Alëuten nach Russisch-Petropawlowsk auf Kamtschatka – in Verbindung mit den Rüstungen, der Chinapolitik und Übereinstimmung mit England eine klare Angriffsdrohung.

Das Neutralitätsrecht als bestimmender Faktor der amerikanischen Marine- und Außenpolitik hat starke Schwankungen durchgemacht. Die Grundanschauung von der „Freiheit der Meere", fußend auf Grotius' „Völkerrecht", formulierte Präsident Jefferson zur Zeit der Französischen Revolution mit der Forderung, der Neutrale müsse friedlich seinen Geschäften nachgehen und mit Kriegführenden wie mit allen anderen Handel treiben dürfen, „so daß der Krieg unter anderen für ihn sein soll, als wenn er nicht wäre". Aber solche Forderung wurde schon 1812 durch Englands Handhabung des Seerechts rauh verneint, und im Weltkrieg ebenso, bis stärkere Beweggründe die USA. veranlaßten, ihre Proteste einzustellen und gemeinsame Sache zu machen. Eine Folge dieser Erfahrungen und der Enthüllungen über Kriegsprofite und -motive vor der Senatskommission Nye war das Neutralitätsgesetz von 1937 mit folgendem Kern: das Gesetz verbietet bei erklärtem Kriegszustand die Ausfuhr von Waffen und Kriegsgerät und nach Ermessen des Präsidenten auch von sonstigen Gütern; ferner amerikanischen Bürgern die Seereise auf Schiffen Kriegführender und die Auflegung fremder Anleihen im Lande. Für Rohstoffe wird Barzahlung und eigener Abtransport verlangt, die Bewaffnung der eigenen Handelsschiffe verboten. Die militärische Kritik hat daran auszusetzen, daß dieses Gesetz den „Frieden um jeden Preis" bedeutet, schon im Falle des (unerklärten) Chinakriegs der falschen Seite zugute kommt und allgemein viele Rechtsansprüche preisgibt. Die Aufgabe der Seemacht wird jedoch dahin aufgefaßt, die verbliebenen und – bei etwaiger Revision des Gesetzes neu erhobenen – Rechtsansprüche von vornherein durch militärisches Aufgebot zu schützen. Der Entschluß zur paritätischen Seerüstung mit England war schließlich auf jenen souveränen Mißbrauch des Seerechts durch Bannwarenliste, schwarze Liste, Rationierung der Neutralen, Untersuchungszwang u. ä. zurückzuführen, was bei aller sonstigen Übereinstimmung nicht vergessen wird. Im übrigen geht Roosevelts Politik klar auf Änderung dieses Gesetzes aus.

In der Frontstellung gegen die Führerstaaten erkennt der prüfende Blick eine Verquickung vieler Motive. Der Verdruß über das Eindringen des deutschen Ausfuhrsystems in Südamerika mußte mit jener Vorspiegelung drohender militärischer Gefahren und Invasion fremden staatspolitischen Gedankenguts verkleidet werden und zur Begründung der Aufrüstung herhalten. In der Herausstellung Japans als „weltanschaulichen" Gegners, der noch dazu physischen Angriff droht – entgegen jeder Spur von Wahrscheinlichkeit – verbirgt sich die Absicht, den Stillen Ozean ganz mit amerikanischer Macht zu überziehen und mit Gewalt die Entwicklung der ostasiatischen Frage gegen das japanische Programm zu beeinflussen, zum mindesten Japan an den Verhandlungstisch zu zwingen.

Was hiermit alles in allem zum Ausdruck kommt, ist die geplante Offen-

sive in Richtung Ostasien als Hauptrichtlinie für den Ausbau der Seemacht. Solche einseitige Offensive, durch die die ganze Gruppe der Dreiecksmächte getroffen würde, setzte die Übereinstimmung mit den europäischen Demokratien und die Pflege des Verhältnisses zu Sowjet-Rußland voraus, wie geschehen. Militärisch verlangt sie die Rückensicherung der atlantischen Küste, woraus sich jene erfundene Angriffsdrohung, der Ausbau atlantischer Stützpunkte und die Aufstellung auch einer atlantischen Flotte ergibt.

III.

Im Aufbau der Seerüstungen sind diese mehr von der amtlichen Politik Roosevelts als von nationaler Willensrichtung ausgehenden Zielsetzungen deutlich zu erkennen. Schon im Streit mit England 1927/28 über die Kreuzer kam zum Ausdruck, daß die USA. große und starke Schiffe mit weitem Fahrbereich bevorzugen, da sie nur mit Kriegshandlungen in großer Entfernung von der Heimat und in Ermangelung von Stützpunkten rechnen. Das gleiche wiederholte sich bei den Erörterungen über die Größe und Stärke der Schlachtschiffe nach Ablauf der einschränkenden Flottenverträge und Englands Wunsch, die Schiffsgrößen und Schiffskaliber niedrig zu halten, wurde widersprochen. So kam die Lösung von der bisherigen Höchstgrenze von 35000 t für Schlachtschiffe und der Übergang auf 45000 t, den die USA. vorläufig allein beabsichtigen — unter der Begründung, Japan baue unbekannte Riesenschiffe, und auf gleicher Linie liegt die Entwicklung eines gewaltigen Flottentrosses. Dieser soll planmäßig alles Erdenkliche umfassen: Werkstatt, Vorrat- und Hospitalschiffe, Öltanker, Schlepper, Mutterschiffe für Flugzeuge, U-Boote, selbst Schwimmdocks usw. Schließlich steht im selben Zusammenhang der mächtige Ausbau der Flottenluftwaffe an Flugzeugträgern und der Stützpunkte.

Die nach amerikanischer Gepflogenheit mit den Namen von Kommissionsvorsitzenden bezeichneten maßgebenden Flottengesetze beabsichtigen, den Bestand an Kriegsschiffen 1. Ordnung (also ohne Troß und Kleinkampffahrzeuge) bis etwa 1948 auf 1517480 t zu bringen, im Vergleich zur Stärke von 1094850 t Ende 1937, also eine Steigerung von 40—50 v. H. Eine Übersicht zeigt:

	Im Dienst Ende 1938		Im Bau und bewilligt		Für 1939/40 vorgesehen	
	Zahl	t	Zahl	t	Zahl	t
Schlachtschiffe	15	464300	6	210000	2	90000
Flugzeugträger	5	120300	2	34700	—	—
Schwere Kreuzer	17	161200	1	10000	—	—
Leichte Kreuzer	17	140500	6	24000	4	24000
Zerstörer[1])	106	143970	39	62650	8	12800
U-Boote[2])	51	55720	16	23200	8	11600
	211	1085990	70	384550	22	138400

[1]) dazu außer Dienst 111 mit 124000 t. [2]) dazu außer Dienst 39 mit 24000 t

Die Vergrößerung dieser bereits mächtigen Flotte schreitet ebenso planmäßig fort wie die Instandsetzung der Staatswerften und Wiedereröffnung zeitweilig stillgelegter Anlagen wie Staatswerft New Orleans und Panzerplattenwerk South Charleston, Torpedostation in Alexandria, Virginia u. a.

Die Marineluftwaffe hat bereits einen Bestand von 1600 frontbereiten Flugzeugen erreicht, darunter viele Fernaufklärer, die von der Westküste von Alaska und Hawai aus operieren. Eine Endziffer von 3000 Flugzeugen ist gesetzlich festgelegt. Ihre taktische Verwendung, ihre Zahl und ihr Ansehen als Waffe übertrifft alles, was andere Flotten besitzen.

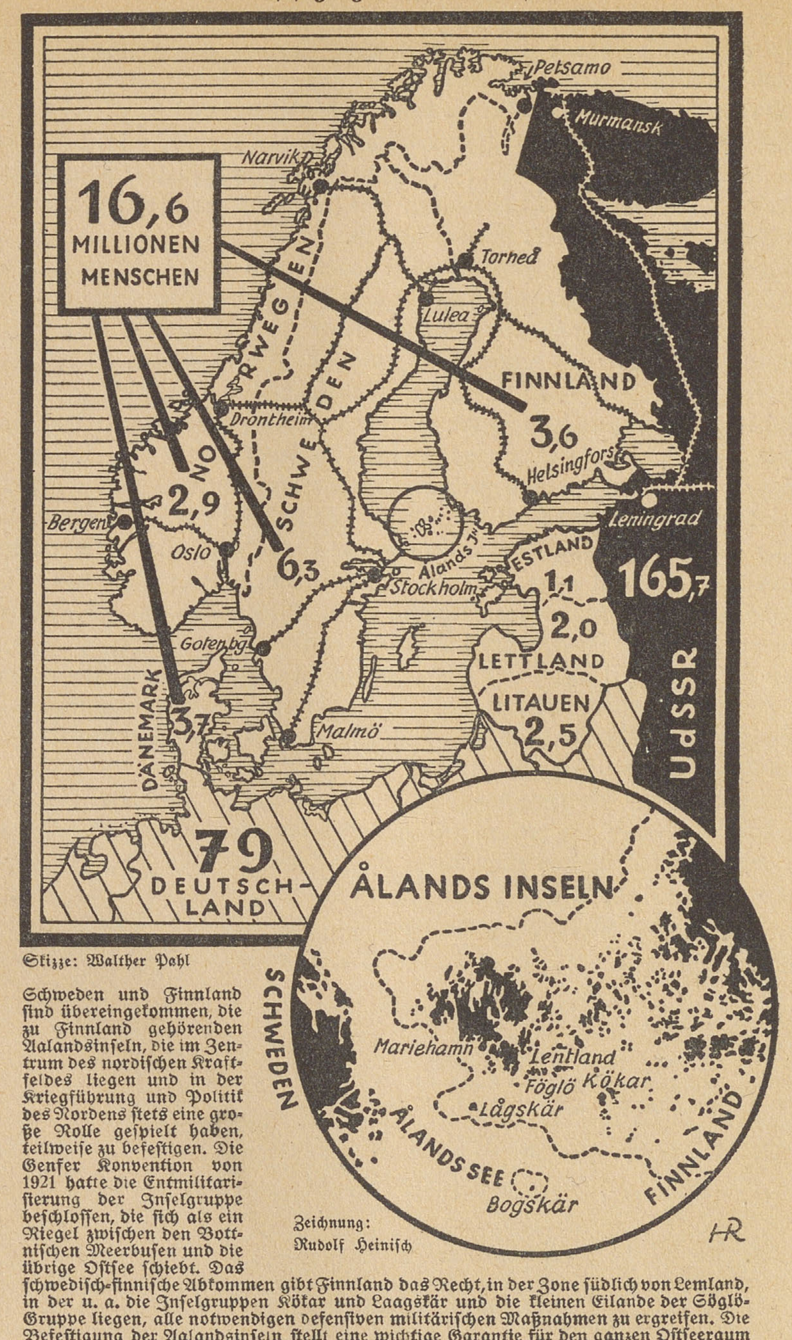
Das Personal der amerikanischen Marine wird ohne Schwierigkeit auf 110000 Mann gesteigert, jedoch ist im allgemeinen eine Knappheit zu verzeichnen, so daß die großen Schiffe meist nur zu 85 v. H. besetzt sind und auch die Flottenreserve bisher bei weitem nicht aufgefüllt werden konnte. Ohne Zweifel wird jedoch im Bedarfsfalle ein Wehrpflichtgesetz diese Lücken schließen.

Mit den Stützpunkten kehren wir zur wehrgeographischen und strategischen Seite dieses Seemachtprogramms zurück. Die Ausdehnung im mittleren und südlichen Pazifik wurde schon genannt; im Norden sieht man Sitka (Alaska), Kodiak und Dutch Harbor auf den Alëuten zu Luftbasen werden, Hawaii erfährt immer noch Verstärkung, da man in ihm das Nervenzentrum der Verteidigung – und des Angriffs – erblickt, und in Kalifornien entsteht Alameda zur Entlastung des immer stärker beanspruchten San Diego. Auch San Franzisko ist Stützpunkt und am Panamakanal die beiderseitigen Küstenwerke und Coco Solo sowie Balboa für U-Boote und Flugzeuge. Auf der atlantischen Seite treten zu der stattlichen Zahl von Kriegs- und Versorgungshäfen neben Guantánamo auf Cuba jetzt auch Puerto Rico mit dem schon von Kolumbus getauften Hafen San Juan, und die Jungfern-Inseln.

Diese mächtige Flottenrüstung, der noch ein starkes Heer und eine große operative Luftwaffe zuzurechnen ist, scheint neben ihren unmittelbaren Zielen bestimmt, den seit Wilson unstillbaren Hang Amerikas zum Schiedsrichtertum in der Welt neu zu betätigen, und muß zu den maßgebendsten Faktoren in den Kämpfen um den Erdraum gezählt werden, mit denen das Jahrhundert belastet ist.

Die Karte des Monats

Die Befestigung der Aalandsinseln



Skizze: Walther Pahl

Zeichnung: Rudolf Heinisch

Schweden und Finnland sind übereingekommen, die zu Finnland gehörenden Aalandsinseln, die im Zentrum des nordischen Kraftfeldes liegen und in der Kriegführung und Politik des Nordens stets eine große Rolle gespielt haben, teilweise zu befestigen. Die Genfer Konvention von 1921 hatte die Entmilitarisierung der Inselgruppe beschlossen, die sich als ein Riegel zwischen den Bottnischen Meerbusen und die übrige Ostsee schiebt. Das schwedisch-finnische Abkommen gibt Finnland das Recht, in der Zone südlich von Lemland, in der u. a. die Inselgruppen Kökar und Laagskär und die kleinen Eilande der Söglö-Gruppe liegen, alle notwendigen defensiven militärischen Maßnahmen zu ergreifen. Die Befestigung der Aalandsinseln stellt eine wichtige Garantie für den ganzen Ostseeraum dar. Sie ist der erste Schritt skandinavischer Staaten zu einer bewaffneten Neutralität.

WOLFGANG WINDELBAND

Bismarck über das deutsch-russische Verhältnis 1880

So sehr für Fürst Bismarck das im Oktober 1879 geschlossene Bündnis mit Österreich-Ungarn die feste Basis seiner ganzen weiteren Außenpolitik gewesen ist, hat er in ihm doch keine die ganze Fülle der möglichen Gefahren ausreichend deckende Sicherheit für das Reich gesehen. Deshalb hat er es in verschiedensten Formen auszugestalten getrachtet. Nur der innerste Kern eines größeren, umfassenden Systemes war es ihm, und diesem letzteren den starken Nachbarn im Osten einzuordnen erschien ihm stets als deutsches Lebensbedürfnis. Darum ist der Sinn des Zweibundes nicht etwa der Verzicht auf Rußland gewesen. Ganz im Gegenteil sollte dadurch das vollkommen isolierte Zarenreich gezwungen werden, seine Balkanansprüche herabzuschrauben und zur Politik des Dreikaiserbündnisses zurückzukehren. Dies Ziel ist auch erreicht worden im Geheimabkommen vom 18. Juni 1881, in dem die, wie man sich damals gern ausdrückte, drei nordischen Mächte sich wohlwollende Neutralität zusagten, falls eine von ihnen mit einer vierten in Krieg geriete. Es war der Triumph der Bismarckschen Staatskunst, ein Markstein auf dem Wege seiner Sicherheitspolitik.

Gelungen ist dies nur in überaus schwierigen Verhandlungen. In deren Verlauf bildet eine besonders interessante Episode der Besuch des deutschen Kronprinzen, des späteren Kaisers Friedrich, in Petersburg im Juni 1880 aus Anlaß der Beisetzung der Zarin. Kurz sind wir über ihn unterrichtet durch die Schilderung des Generals von Schweinitz in seinen Denkwürdigkeiten (Band II, S. 116 ff.). Der Kronprinz selbst hat einige Monate später, im November 1880, eine eingehende Aufzeichnung über seine Gespräche mit dem Zaren, dem Thronfolger und einer Anzahl russischer Staatsmänner, insbesondere dem in Berlin als größten Gegner Deutschlands angesehenen Kriegsminister Grafen Miljutin, dem Kanzler zugeschickt.

Dabei hatte der Zar die Zerwürfnisse des vorigen Jahres, die in seinem drohenden Brief an Kaiser Wilhelm gegipfelt hatten, zurückgeführt auf den Streit zwischen der deutschen und russischen Presse, sowie auf das schlechte persönliche Verhältnis der beiden Kanzler, Fürst Gortschakow und Fürst Bismarck. Der Zarewitsch hatte ausgesprochen, für einen russisch-deutschen Krieg liege kein Anlaß vor außer Bismarcks Wunsch, die baltischen Provinzen zu annektieren, worauf Friedrich Wilhelm geschickt geantwortet hatte, dies Gerede sei genau so absurd wie die Fabel vom Testamente Peters des Großen, das so oft als Beweis für die Weltherrschaftspläne Rußlands zitiert worden, tatsächlich aber in der Umgebung Napoleons I. zum Zwecke des publizistischen Kampfes gegen den Zarismus verfaßt worden ist.

Diese Aufzeichnung des Kronprinzen hat Bismarck damit beantwortet, sein

eigenes Urteil über die russische Politik und ihre führenden Persönlichkeiten noch einmal zusammenfassend klarzulegen. Kurz nach ihrem Empfang besuchte Schweinitz den Fürsten in Friedrichsruh und fand ihn heftig aufgebracht über die Äußerungen des Zaren und dessen Sohnes (Denkw., Bd. II, S. 135 ff.), und diese Stimmung spricht, obwohl seitdem einige Wochen verstrichen, auch aus der Antwort, die der Kanzler am 17. Dezember 1880 an Friedrich Wilhelm richtete. Ihr voller Wortlaut ist unten mitgeteilt. Das dem Grafen Herbert diktierte Konzept ist im Friedrichsruher Archiv erhalten.

Bismarcks Antwort ist zu verstehen aus dem Zeitpunkt ihrer Abfassung. Dezember 1880 war ein kritischer Moment für die Bemühungen, das Dreikaiserverhältnis wiederaufzurichten. Sie waren im September stark gefördert worden durch den Besuch des österreichischen Außenministers Baron Haymerle in Friedrichsruh; seitdem jedoch hatte sich dessen Widerstand neu versteift. Bei dem russischen Botschafter in Berlin Saburow dagegen hatte Bismarck in den letzten Wochen besonderes Entgegenkommen gefunden, und deshalb mußte es ihm höchst unerwünscht sein, daß derartiges Mißtrauen gegen ihn persönlich bei den obersten russischen Stellen bestehe, wie es in den Worten des Zaren und seines Sohnes zum Ausdruck gekommen war.

Darum hat er es alsbald durch sein Tun zu entkräften gesucht. Er lieferte den Russen einen klaren Beweis seines guten Willens, indem er die Wiener unter schweres Feuer nahm, um sie aus ihrer Zurückhaltung aufzurütteln — eine Aktion, deren Verlauf aus den in der Aktenpublikation des Auswärtigen Amts, Bd. III, S. 148 ff., abgedruckten Stücken bekannt ist. Gleichzeitig aber hat er in seiner Antwort an den Kronprinzen mit größter Energie der in Petersburg herrschenden Auffassung widersprochen, unter dankbarer Anerkennung der Einwände, die Friedrich Wilhelm selbst bereits erhoben hatte.

Eine charakteristische Note erhielt Bismarcks Schreiben allerdings durch den Wunsch, dem Prinzen, dessen Hinneigung zu England ihm so gut bekannt war, nicht im Lichte des einseitigen und blinden Russenfreundes zu erscheinen. Deshalb hat er hier die eigenen Zweifel an der Dauerhaftigkeit des zur Zeit als ehrlich empfundenen russischen Friedenswillens stärker betont als in sonstigen Zeugnissen dieser Wochen. Lebendig gewesen sind solche Zweifel in ihm von vornherein seit dem Wiedereinlenken des Zaren im September 1879; gerade aus dieser Skepsis heraus hatte er so unabänderlich auf dem Abschluß mit Österreich bestanden. Wenn er sie jetzt selbst so deutlich gegen den Kronprinzen aussprach und dennoch die absolute Notwendigkeit, das Dreikaiserbündnis zu erneuern, bejahte, so konnte er eher hoffen, Verständnis für seine Argumentation zu finden.

In seinem Brief beruft sich Bismarck darauf, daß nicht er es gewesen sei, der den Zwist mit Rußland hervorgerufen habe, sondern daß dies selbst, und zwar wesentlich unter Miljutins Einfluß, sich abgewendet und vor allem durch verstärkte Truppenaufstellung an der Grenze Deutschland zu Schutzmaßnahmen genötigt habe. Dies steht im Einklang mit einer großen Zahl längst bekannter Aussprüche von ihm, der allgemeine Tenor seiner Darlegungen ist also nichts Neues. Dennoch ist der Brief mit dem knappen Umriß der Vorgeschichte

des Zwistes und der Charakterisierung der im Moment in Petersburg herrschenden Verhältnisse von hohem Wert. Einmal wegen der Geschliffenheit und des Glanzes der Sprache. Es ist der echte Bismarck, der hier zu uns redet, der wunderbare Wortkünstler, der Meister der ebenso anschaulichen wie die feinste Nuance erfassenden Formulierung. Aber auch sachlich verdient Interesse die Stärke, mit der die Überzeugung vorgetragen wird, daß die Abkehr Rußlands schon vor dem Kongreß beschlossene Sache gewesen und daher ihr Symptom, der Sturz des Grafen Schuwalow, als „praemeditierte Undankbarkeit" anzusehen sei.

Als stichhaltig wird man diese Auffassung allerdings nicht anerkennen können, und auch sonst steht außer Frage, daß die Feder des Kanzlers bei seinem historischen Rückblick von politischem Wollen geführt worden ist. Mit bestem Rechte zwar durfte er jede Absicht des Angriffs auf Rußland und der Eroberung der baltischen Provinzen von sich weisen. Nicht zu leugnen jedoch ist, daß seine These, der Zeitungsstreit habe bei dem Erkalten der Beziehungen keine Rolle gespielt, nicht zutrifft. Scharfe Antworten der deutschen Presse auf russische Angriffe hatte Bismarck vor wie nach dem Abschluß des Zweibunds angeordnet in der Hoffnung, dadurch dem Zaren die Gefahren zu verdeutlichen, die dem Frieden und dem russischen Monarchismus von seiten der Panslawisten drohten. Aber die Wirkung auf Alexander II. war durchaus entgegengesetzt gewesen. Wenn er auch tatsächlich in seinem Brief vom 15. August die Zeitungsfehde nicht erwähnt hat, so hat sie doch unter den ihn treibenden Motiven stark mitgewirkt.

Desgleichen sind erhebliche Vorbehalte zu machen, wenn der Fürst kategorisch verneint, daß persönliche Verstimmung zwischen Gortschakow und ihm von Einfluß auf das Verhältnis der beiden Staaten gewesen sei. Gewiß ist zutreffend, daß Bismarck ehrlich überzeugt war, objektiver Feindseligkeit Rußlands gegenüberzustehen; nicht persönliche Abneigung gegen den russischen Kanzler, sondern der feste Glaube an die sachliche Notwendigkeit hat ihn zu seinen Schutzvorkehrungen gebracht. Fest steht jedoch, daß die Antipathie der beiden, seitdem der Russe 1875 den „Friedensengel" gespielt hatte, die Atmosphäre vergiftet hat. Mit dem Satz, daß Bismarck die Perfidie Gortschakows längst vergessen gehabt und sich zur Zeit des Kongresses und nachher stets in besten persönlichen Beziehungen mit ihm befunden habe, stehen die übrigen Quellen in eindeutigem Widerspruch. Braucht man doch nur an den vernichtenden Hohn zu denken, mit dem noch die „Gedanken und Erinnerungen" Gortschakow wegen seiner Rolle im Jahre 1875 übergossen haben: „Ich machte dem Fürsten Gortschakow lebhafte Vorwürfe und sagte, es sei kein freundschaftliches Verhalten, wenn man einem vertrauenden und nichtsahnenden Freunde plötzlich und hinterrücks auf die Schulter springe, um dort eine Zirkusvorstellung auf seine Kosten in Szene zu setzen, und daß dergleichen Vorgänge zwischen uns leitenden Ministern den beiden Monarchien und Staaten zum Schaden gereichten. Wenn ihm daran liege, in Paris gerühmt zu werden, so brauchte er deshalb unsre russischen Beziehungen noch nicht zu verderben, ich sei gern bereit ihm beizustehen und in Berlin Fünffrankenstücke schlagen zu lassen mit der Umschrift: Gortschakow protège la France; wir könnten auch in der deutschen Botschaft ein Theater herstellen, wo er der fran-

zösischen Gesellschaft mit derselben Umschrift als Schutzengel im weißen Kleide und mit Flügeln in bengalischem Feuer vorgeführt würde." (Originalausgabe, Bd. II, S. 175). Nebenbei sei in diesem Zusammenhang ein Brief mitgeteilt, den Graf Herbert Bismarck von seinem ersten diplomatischen Posten in Dresden aus am 3. Februar 1879 seinem Bruder geschrieben hat: „Ich fand auf einem seiner (d. i. des jungen Gortschakow) Tische ein Kabinettsphoto: der alte Gortschakow mit übergeschlagenen Beinen inmitten einer die Attribute des Friedens zeigenden Landschaft, umstrahlt von einem Glorienschein, über ihm schwebend ein Genius, der einen Palmzweig über Gortschakows Kopf hält und ‚république française' auf seinem Gewand geschrieben hat. Drunter stand so etwas wie: ‚il donne la paix à la France'. Papa sagte sonst im Scherz, dies würde Gortschakows Ideal sein – nun hat der alte Narr sich wahrhaftig so photographieren lassen!"

Von „besten persönlichen Beziehungen" der beiden Kanzler kann wirklich nicht die Rede sein, und ihr Fehlen hat die Politik ungünstig beeinflußt. Wenn Bismarck in seinem Briefe das Gegenteil behauptet, so hat er eben, ganz genau so wie er später in seinem Memoirenwerk nicht als Historiker geschrieben hat, die politischen Gesichtspunkte in die erste Reihe gestellt.

Sein Schreiben hat den Wortlaut:

Friedrichsruh, 17. Dezember 1880.

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit danke ich untertänigst für die gnädige Mitteilung der Aufzeichnungen über die Petersburger Reise, und bitte um huldreiche Erlaubnis, dieselben zu den sekreten Akten des Auswärtigen Amts zu nehmen und nach Bedürfnis den Kaiserlichen Botschaftern Einsicht darein zu verstatten.

Die Äußerungen Seiner Majestät des Kaisers Alexander und Seiner Kaiserlichen Hoheit des Großfürsten-Thronfolgers liefern einen neuen Beweis für die Macht, welche Entstellung von Tatsachen und andauernde tägliche Wiederholung von Fälschungen in Rußland zu üben vermögen. Den Kaiser Alexander haben diese Einwirkungen vergessen lassen, was Seine Majestät erst im vorigen Jahre selbst geschrieben und gesprochen haben. Das kaiserliche Schreiben vom 15. August v. Js. und die darin enthaltenen Kriegsdrohungen nahmen durchaus nicht Bezug auf den Kampf der Zeitungen beider Länder, sondern auf die Haltung der deutschen Vertreter in den orientalischen Kommissionen. Es war mit dürren Worten gesagt, daß der Friede zwischen uns nicht dauern könne, wenn die Vertreter Deutschlands fortführen, in jenen Kommissionen anders als ihre russischen Kollegen zu stimmen. Es war dies auch nicht bloß in dem kaiserlichen Schreiben ausgesprochen, sondern acht Tage und vierzehn Tage vorher[1] mündlich dem General von Schweinitz – als Botschafter – gegenüber schon mit denselben Worten und denselben Gründen gesagt worden, und zwar mit Bezugnahme auf besondere, nicht einmal sehr bedeutende Fragen, in welchen der Kaiser Änderung der deutschen Instruktion forderte, wenn unsre Freundschaft fortbestehen sollte. Die Streitigkeiten der Presse hatten mit den kaiserlichen Drohungen keinen direkten Zusammenhang: unabhängig von der Sprache des Souveräns, aber mit Ermutigung von seiten der russischen Regierung klagten die russischen Blätter Deutschlands Politik an, um sie für die Fehler der russischen verantwortlich zu machen. Die unsrigen antworteten mit weniger Schärfe darauf, und nicht diese Antworten, sondern den Mangel an Folgsamkeit Deutschlands in den orientalischen Kommissionen führte der Kaiser selbst als Anlaß seiner Unzufriedenheit an.

Was auch immer seitdem über die deutsche Presse dem Kaiser Alexander vorgetragen sein mag – darüber kann Seine Majestät keinesfalls im Irrtum sein, daß zwischen dem Fürsten Gortschakow und mir eine Verstimmung nicht vorlag, und Seine Majestät kann im Ernste

[1] Der Zar sagte am 7. 8. zu Schweinitz: „cela finira d'une manière très sérieuse."

nicht glauben, daß persönliche Verstimmungen zwischen dem Fürsten Gortschakow und mir von irgendwelchem Einfluß auf unsere Politik gewesen wären. Seine Majestät weiß, daß solche Verstimmungen in den letzten drei Jahren gar nicht existiert haben, und der Fürst Gortschakow war im ganzen vorigen Jahre schon ohne Einfluß und ohne Anteil an den Staatsgeschäften. Ich habe nur einmal im Leben, vor länger als fünf Jahren Anlaß zur Verstimmung gegen meinen russischen Kollegen gehabt, als er mit dem damaligen französischen Botschafter Gontaut und dem Duc Decazes[2] zusammen die Intrigen ins Werk setzte, Europa glauben zu machen, als ob wir Frankreich mit Krieg bedrohten und nur Rußland uns nötigte Frieden zu halten. Diese Erfindung war zwischen Gontaut und Gortschakow in den ersten Monaten 1875 in Petersburg verabredet worden in Voraussicht der damals schon feststehenden russischen Reise nach Berlin, bei der dann Gortschakow als angeblicher Friedensstifter die große Rolle spielte. Von unserer Seite lag jede Kriegsabsicht fern, und nur einige Privatäußerungen des Feldmarschalls Graf Moltke und ein Gespräch des Herrn von Radowitz mit Herrn von Gontaut waren wider besseres Wissen als Beweisstücke für unsre Kriegslust aufgeführt worden. Der Kaiser Alexander hat damals mir gegenüber diese Komödie seines Kanzlers auf das schärfste verurteilt, und ich habe diese Perfidie meines Kollegen längst vergessen gehabt und mich zur Zeit des Kongresses und nachher stets in den besten persönlichen Beziehungen mit ihm gefunden.

Dem Kaiser Alexander kann nicht unbekannt sein, daß die Anlässe der antideutschen Politik und Stimmung in Rußland tiefer liegen und berechneter waren, als man jetzt zugeben will. Als im Frühjahr 1878 Graf Schuwalow mich hier, wo ich krank war, aufsuchte, um meine persönliche Unterstützung für die Herbeiführung eines Kongresses im Auftrag und im Namen des Kaisers Alexander nachzusuchen, und mich veranlaßte, die Allerhöchste Genehmigung hierzu zu erbitten, habe ich noch glauben können, daß dem Grafen Schuwalow und mir selbst gegenüber von Petersburg her ehrliches Spiel gespielt würde. Ich habe nachher und schon während des Kongresses die Überzeugung gewonnen, daß die später erfolgte Opferung des Grafen Schuwalow als bouc-émissaire und die Absicht, ihn und die deutsche Politik für die großen Fehler der russischen verantwortlich zu machen, schon damals festgestanden habe. Man brauchte in Petersburg den Kongreß, um aus der Sackgasse von San Stefano ohne einen Krieg, dem man sich nicht gewachsen fühlte gegen England und Österreich, wieder herauszukommen. Um den Kongreß zu erreichen, aber brauchte man den Grafen Schuwalow und Deutschlands Beistand und das Vertrauen, welches der Graf bei uns und in England besaß. Nachdem man auf dem Kongreß mit unsrer Hilfe den Frieden bewahrt und Bedingungen erhalten hatte, welche günstiger waren als irgendein russischer Erfolg früherer Türkenkriege, wurde sofort mit prämeditierter Undankbarkeit Graf Schuwalow über Bord geworfen und Deutschland, welches den Kongreß auf Rußlands Bitten und im russischen Interesse herbeigeführt hatte, vor der öffentlichen Meinung Rußlands als falscher Freund angeklagt. Dem Kaiser Alexander kann auf keinen Fall entgangen sein, daß die Animosität gegen Deutschland, von den russischen Regierungsblättern geschürt, Jahr und Tag hindurch im Steigen blieb, und es ist kaum glaublich, daß der General Obrutschew gleichzeitig mit dem kaiserlichen Drohbriefe die Sondierungen in Frankreich ohne höheres Vorwissen nur auf eigene Hand angestellt haben sollte[3].

Ich habe aus der ganzen damaligen Episode den Eindruck behalten, daß der Kaiser Alexander sich mit Bewußtsein zur Mitwirkung in der von Graf Miljutin betriebenen antideutschen Politik herbeigelassen hat. Ich zweifle deshalb nicht an der Aufrichtigkeit der gegenwärtigen Freundschaftsversicherungen, aber das Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit der heutigen friedlichen Stimmung vermag ich nicht wiederzugewinnen. Die Äußerungen Seiner Kaiserlichen Hoheit des Thronfolgers über den angeblichen plan Bismarck sind mir unerwartet gewesen; ich hatte nicht geglaubt, daß diese plumpen Mittel der deutschfeindlichen Presse in jenen höchsten Kreisen verfangen könnten. Eure Kaiserliche Hoheit haben dem sehr schlagend die Sage von dem testament de Pierre le Grand gegenübergestellt.

---

2 Französischer Außenminister.

3 Tatsächlich sind offenbar diese inoffiziellen Sondierungen durch Obrutschew ohne Wissen des Zaren vorgenommen worden.

Den Grafen Miljutin, der in den letzten Jahren zugleich der politische Ratgeber des Kaisers gewesen ist, halte ich für den eigentlichen bösen Genius des Kaisers Alexander. Ich kann mich des Verdachts nicht erwehren, daß er die Politik seines Souveräns finanziell und politisch zu kompromittieren sucht, sei es um die Dynastie in Gefahr zu bringen, oder sei es auch nur um ähnliche Verlegenheiten wie die der französischen Monarchie vor 1789 herbeizuführen, in welchen der Kaiser seine Rettung durch liberale Konzessionen suchen würde. Wenn letztere überhaupt erfolgten, so würde ich das im deutschen Interesse nicht gerade bedauern, weil ich glaube, daß ein konstitutionelles Rußland ein weniger gefährlicher Nachbar für uns sein würde. Weitere Vermutungen will ich in Betreff der wahrscheinlichen Folgen für Rußland nicht aufstellen. Ich halte den Grafen Miljutin für schlau und gewandt in der Behandlung seines Herrn, aber für wenig befähigt zu politischem Urteil und zu staatsmännischer Leitung eines großen Reiches. Die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an ihn habe ich lebhaft bedauert und telegraphisch dringend widerraten[4]. Die Quelle unseres Mißtrauens, die Miljutin in den „Verläumdungen" der baltischen Deutschen sucht, liegt mehr noch als in den kaiserlichen Drohungen vom vorigen Jahre in den bedrohlichen und für Rußland sehr kostspieligen Truppenaufstellungen an unserer Grenze. Nachdem ich Herrn von Schweinitz veranlaßt hatte, sich zu vergewissern, daß dem Kaiser Alexander die Tragweite dieser Aufstellungen klar sei, und nachdem diese Gewißheit aktenmäßig geworden ist[5], bleibt für uns nichts andres übrig als Verstärkung auch der deutschen Garnisonen an den zunächst durch einen Überfall, besonders von Kavallerie, bedrohten Punkten. Dergleichen Vorkehrungen und das österreichische Bündnis sind wirksamere Mittel, uns den Frieden zu erhalten, als alle mehr oder weniger aufrichtigen Freundschaftsversicherungen. Wir müssen sie anwenden, denn ein russischer Krieg bleibt immer eine große Kalamität ohne Aussicht auf Gewinn im Fall des Sieges. Daß Miljutin ihn herbeiführen würde, wenn er könnte, glaube ich trotz aller seiner Beteuerungen.

Dagegen halte ich die Herren Giers und Graf Loris-Melikow[6], namentlich ersteren, für Freunde, wenn nicht der Deutschen, so doch des Friedens mit uns. Nach meinen jüngsten Besprechungen mit Herrn von Saburow darf ich annehmen, daß nicht nur der Kaiser Alexander, sondern auch der Thronfolger mit den beiden genannten Staatsmännern in diesen friedlichen Bestrebungen gegenwärtig ganz übereinstimmen und daß die vorübergehend aufgetauchte Hoffnung, in einem Bündnis mit England unter Gladstone die russischen Zwecke im Orient gewaltsam fördern zu können, schon wieder aufgegeben ist. Dies zeigen auch gewisse Symptome der Neigung, sich durchaus und auch direkt mit Österreich auf der Basis des status quo im Orient friedlich zu verständigen.

Für die aufrichtigste und sachlichste der Äußerungen, welche Eure Kaiserliche Hoheit die Gnade gehabt haben mir mitzuteilen, halte ich die des Fürsten Orlow[7]. Derselbe stand früher und steht vielleicht noch in besonderer Gunst des Thronfolgers. Er war dabei früher nicht frei von Chauvinismus, der seine Nahrung besonders aus Abneigung gegen Österreich zog: er ist jetzt ein Gegner der kriegerischen und panslawistischen Tendenzen, die seiner Meinung nach entweder keinen Erfolg haben oder, wenn sie ihn hätten, das russische Kaisertum zerstören würden. Er sagte mir: „dans ma position, avec mon nom et ma fortune on n'est pas panslaviste; si le panslavisme réussissait la monarchie russe y passerait avec les Princes Orlow et les autres."

Eure Kaiserliche Hoheit hoffe ich, wie Hochdero gnädiges Schreiben voraussieht, in den ersten Tagen des nächsten Jahres meine Ehrfucht bezeugen zu können. v. Bismarck.

[4] Sie war erfolgt beim Treffen der beiden Kaiser in Alexandrowo September 1879. Es ist richtig, daß Bismarck sehr unzufrieden war, aber telegraphisch widerraten konnte er nicht, da er erst von der vollendeten Tatsache erfuhr.

[5] Sehr gegen seinen Wunsch hatte Schweinitz dem Zaren die Angelegenheit im März 1880 vortragen müssen und dabei nichts erreicht.

[6] Stellvertretender Außenminister und der mit diktatorischen Vollmachten zum Zwecke der Reform ausgestattete Innenminister.

[7] Botschafter in Paris, später in Berlin, der Gemahl der 1875 verstorbenen Freundin Bismarcks.

A. R. LINDT

Die Nomaden

Ein Problem des Orients

Immer wieder zeigt es sich, daß diejenigen Männer, die als Rebellen eine fremde Vorherrschaft am tatkräftigsten bekämpften, unfähig sind, sich dem Staate einzuordnen, dessen Unabhängigkeit sie erstreiten halfen. Sowohl die Beduinen Westarabiens, die Oberst Lawrence gegen die Türken führte, als auch die Turkomanen Irans, die unter Waßmuß trotz Munitionsmangel einen erfolgreichen Kleinkrieg gegen die Engländer unterhielten, waren Vorkämpfer nationaler Freiheit.

Die neuen Staaten, die im Orient nach dem Weltkriege entstanden, sahen in einer Modernisierung der Verwaltungseinrichtungen die Gewähr für die Behauptung ihrer jungen Selbständigkeit. Sie brauchten Männer, die europäische Bildung besaßen, und fanden sie unter der gebildeten Schicht der Städte. Die Städte des Orients mit ihrer gemischten Bevölkerung, die seit Jahrhunderten von immer neuen Eroberern unterworfen worden waren, besaßen die Fähigkeit, sich eine fremde Zivilisation wenigstens oberflächlich anzueignen. Die Nomaden aber waren nie unter einer andern als nominellen Herrschaft gestanden. Die Kultur der Eindringlinge hatte sie nicht beeinflußt, und ihre Weltreiche waren ihnen als unwichtige Zwischenspiele erschienen. Sie leben im Glauben, daß ihre Lebensart jeder andern — auch der europäischen — überlegen sei. Sie kannten dem Westen gegenüber nicht das Minderwertigkeitsgefühl, das für die Assimilierung einer fremden Kultur eine gewisse Voraussetzung bedeutet.

Die rassenmäßige Kluft, die im Orient Stadt und Wüste trennt, vertiefte sich zu einer solchen der Weltanschauung. Unfähig zur Mitarbeit am neuen Staate, standen die Nomaden verachtet und grollend abseits. Sie hatten für die Unabhängigkeit gekämpft, worunter sie nicht nur die Beseitigung der Fremdherrschaft verstanden hatten, sondern eine unbedingte Freiheit — frei zu sein von jeder Staatsgewalt. Sie beanspruchten als ihr gutes Recht, weiterhin Beutezüge zu unternehmen, wie sie es im alten Orient gewohnt waren. Aus Freiheitskämpfern wurden sie zu Aufständischen gegen ihre eigene Regierung.

Der römische Feldherr, der den Auftrag erhalten hatte, die arabische Halbinsel zu unterwerfen, und der in der Wüste durch Entbehrungen einen Großteil seiner Truppen verloren hatte, führte im Rapport an seinen Kaiser aus, daß der Gewinn dieser unfruchtbaren Landstriche den gewaltigen Einsatz an Machtmitteln nicht wert sei. Seiner Auffassung scheint auch das türkische Reich beigepflichtet zu haben, indem es vorzog, statt durch kostspielige militärische Operationen den Rand der Wüste und die wichtigsten Karawanenstraßen durch jährliche Tributzahlungen vor den Beutezügen der Stämme zu schützen.

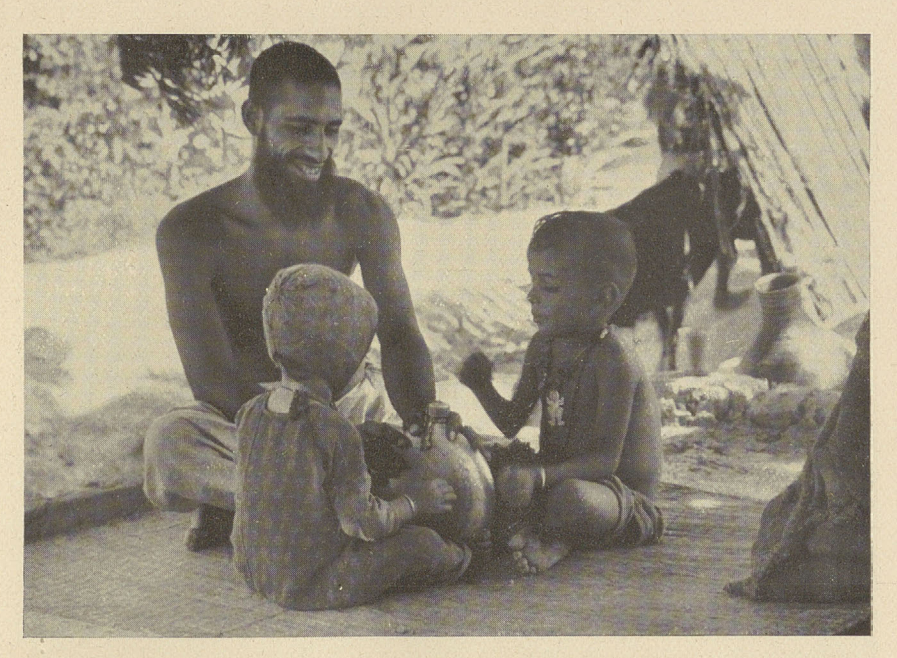
In der Nachkriegszeit aber entpuppten sich die wertlosen Steppen und Wüsten Irans, Mesopotamiens und der Ostküste des Persischen Golfes als wertvolle

Ölfelder. Ihre Ausbeutung, namentlich aber der Bau und die Instandhaltung der Ölleitungen – diese sind die wahren Karawanenstraßen des zwanzigsten Jahrhunderts – forderten die unbedingte Unterwerfung der Stämme. Neben die wirtschaftlichen Gründe traten politische. Jede Regierungsopposition fand in den Nomaden willige und waffengeübte Helfer zu einem Staatsstreich.

Am leichtesten gelang die Befriedung der Stämme in Iran. Die persischen Nomaden, teilweise arabischer, teilweise turkomanischer Herkunft, zerfallen in kleine Gruppen, die kein höheres Interesse zur Einheit schmiedet. Die Regierung verstand es, ihre kleinlichen Feindschaften gegeneinander auszuspielen. In ihrer Zerklüftetheit begünstigte zwar die iranische Landschaft die Guerillataktik der Nomaden. Sie ermöglichte aber auch, daß die Regierungstruppen durch bloße Abriegelung eines Tales die Stämme von ihren Weideplätzen fernhalten und so ihre Herden aushungern konnten. Rhiza Schah begnügte sich nicht mit Strafexpeditionen, von denen sich die Rebellen rasch erholen. Er konsolidierte ihre Unterwerfung, indem er über das ganze Land ein Netz von Blockhäusern spannte, deren berittene Garnisonen einander schnell zu Hilfe kommen können. Abgesehen von einigen Räuberbanden des Südens, sind heute alle iranischen Stämme vollständig entwaffnet. Man kann sich Gazellen auf wenige Schritte nähern, da die Tiere seit Jahren durch keinen Schuß mehr erschreckt worden sind.

Die Beduinen der arabischen Länder stellten ihren Regierungen eine schwierigere Aufgabe. Hier gibt es Stämme, die vierzigtausend Bewaffnete ins Feld führen können. Sie besitzen nicht die großen Rinder- und Schafherden, welche die Beweglichkeit der iranischen Nomaden behinderten. Die bedürfnislosen Kamele, die den ganzen Reichtum der Beduinen darstellen, betrachten auch die dürrsten Stauden als zuträgliche Weide. Was die Beduinen als reguläre Soldaten beinahe unbrauchbar macht, gerät ihnen in jedem Aufstande zum größten Vorteil: es mangelt ihnen die Fähigkeit, eine Stellung hartnäckig zu verteidigen. Denn was sollten sie verteidigen? Haus und Hof kennen sie nicht, und einige hundert Kilometer entfernt – Distanzen spielen bei den Beduinen keine Rolle – finden sie eine neue Kamelweide, die nicht besser und nicht schlechter als die alte ist. Ihre Kriegskunst besteht in überraschenden Überfällen, meistens Angriffen auf Flanke oder Rücken des Gegners. Vermögen sie den Feind nicht in raschem Anlauf zu werfen, wenden sie sich sogleich zur Flucht, ohne sich vorher in einer erbitterten Feldschlacht zu verbluten. Sie weichen ins Innere der Wüste zurück, wo die Verpflegung der verfolgenden regulären Armee wachsenden Schwierigkeiten begegnet, da sie vollständig auf ihre rückwärtigen Verbindungen angewiesen ist. Diese werden von den Kamelreitern dauernd durchschnitten. Mächtige Scheichs hatten nach dem Weltkriege die Schlagfertigkeit ihrer Truppen noch dadurch zu erhöhen gewußt, daß sie ihre Vorhut statt auf Kamele in hochpferdige Automobile setzten.

Gerade die europäische Technik, die sich die Beduinen schon selbst zunutze machten, spielte den Regierungen die Waffen in die Hand, denen zum ersten Male die tatsächliche Unterwerfung der Wüste gelingen sollte. Die Schwäche der Staatsgewalt in der Wüste hatte hauptsächlich darin bestanden, daß arabische Beutereiter an irgendeinem Punkte ebenso unvermutet wie Heuschreckenschwärme



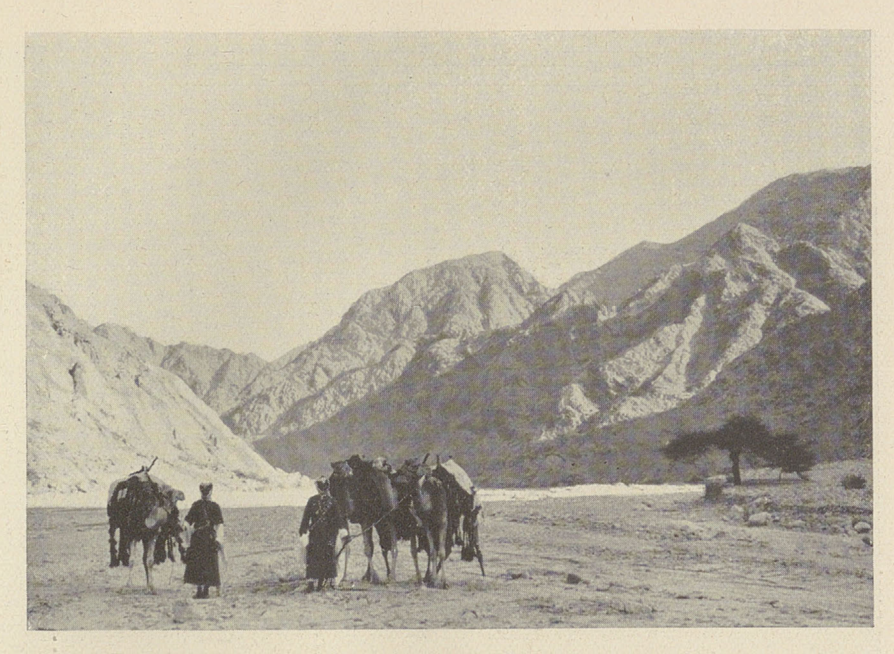
Auch zwischen den Beduinen Arabiens finden sich verschiedene Menschenschläge. Die Nomaden Südostarabiens gleichen verblüffend den alten Assyrern, wie sie die Bildhauer Babylons dargestellt haben

auftauchen konnten. Jetzt patrouillieren Flugzeuge die Stämme und überwachen Tag für Tag ihre Bewegungen. Für militärische Operationen aber wird nicht mehr Kavallerie, sondern der leichte Kampfwagen eingesetzt. Hatte man sich zuerst schwerfälliger Raupenautomobile bedient, erwies sich bald, daß gewöhnliche Wagen, mit schwach komprimierten Doppelreifen ausgestattet, auch den tiefsten Flugsand überqueren können. Stützpunkte der Kampfwagen sind kleine Festungen, die, von einer Handvoll Wüstenpolizisten bemannt, die wichtigsten Sodbrunnen beherrschen. Daß die schwache Garnison nicht überrumpelt wird, verhindert ein Radiosender, der in wenigen Minuten Kampfwagen und Bombenflugzeuge zur Stelle ruft. Die Festungen sind zugleich Tankstellen für beide Waffen. Die Benzinbüchsen, die so ziemlich in ganz Arabien an den unmöglichsten Stellen aus dem Sande ragen, sind die Grabsteine der jahrhundertealten Unbesiegbarkeit der Beduinen.

Im ganzen Orient wird versucht, das Nomadenproblem durch Ansiedlung der Stämme zu lösen. Wie in andern Reformen zeichnete sich auch darin die iranische Regierung durch radikales Zupacken aus. Sie verbot kurzerhand jede Stammeswanderung. Da das Nomadentum seinen Grund aber nicht nur in unbändiger Wanderlust, sondern auch in der geographischen Beschaffenheit des Landes hat, starb das Vieh Hungers auf den ausgedörrten Weiden der Niederungen, die nicht gegen die Matten der Berge vertauscht werden durften. Das Verbot wurde insofern widerrufen, als den iranischen Nomaden heute die Erlaubnis zur Wan-



Ein schneeweißes Kamel, das die Stammesüberlieferung von einer berühmten Kamelstute des Propheten Mohammed abstammen läßt, wird aus einem Benzinbehälter getränkt. Diese Blechkisten, Wahrzeichen westlicher Zivilisation, finden sich heute in den entferntesten Gegenden Arabiens

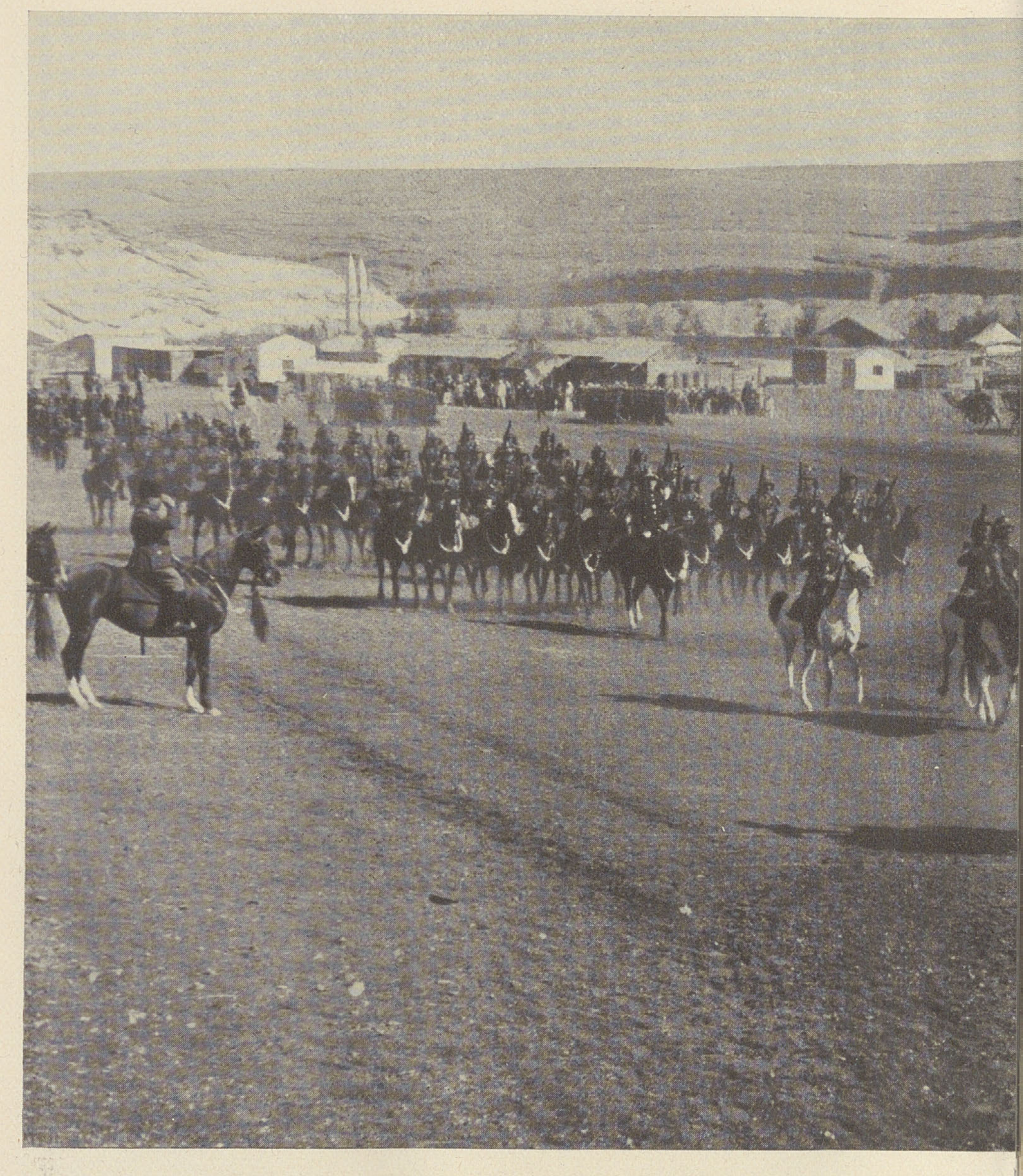


Kamelreiter des Emirs von Transjordanien in den roten, zerklüfteten Bergen, die die Wüste gegen das Rote Meer zu abschließen.

derung innerhalb eines genau bestimmten Gebietes erteilt wird. In kleinem Umfang wurde auch schon mit der zwangsmäßigen Ansiedlung begonnen. Soll sie Erfolg haben, ist ihre Voraussetzung, daß dürftiges Weideland durch künstliche Bewässerung in Ackerland umgewandelt wird. Der Nomade, seßhaft geworden, bedarf eines Anfangskapitals, um sich Werkzeug und Saatgut anzuschaffen.

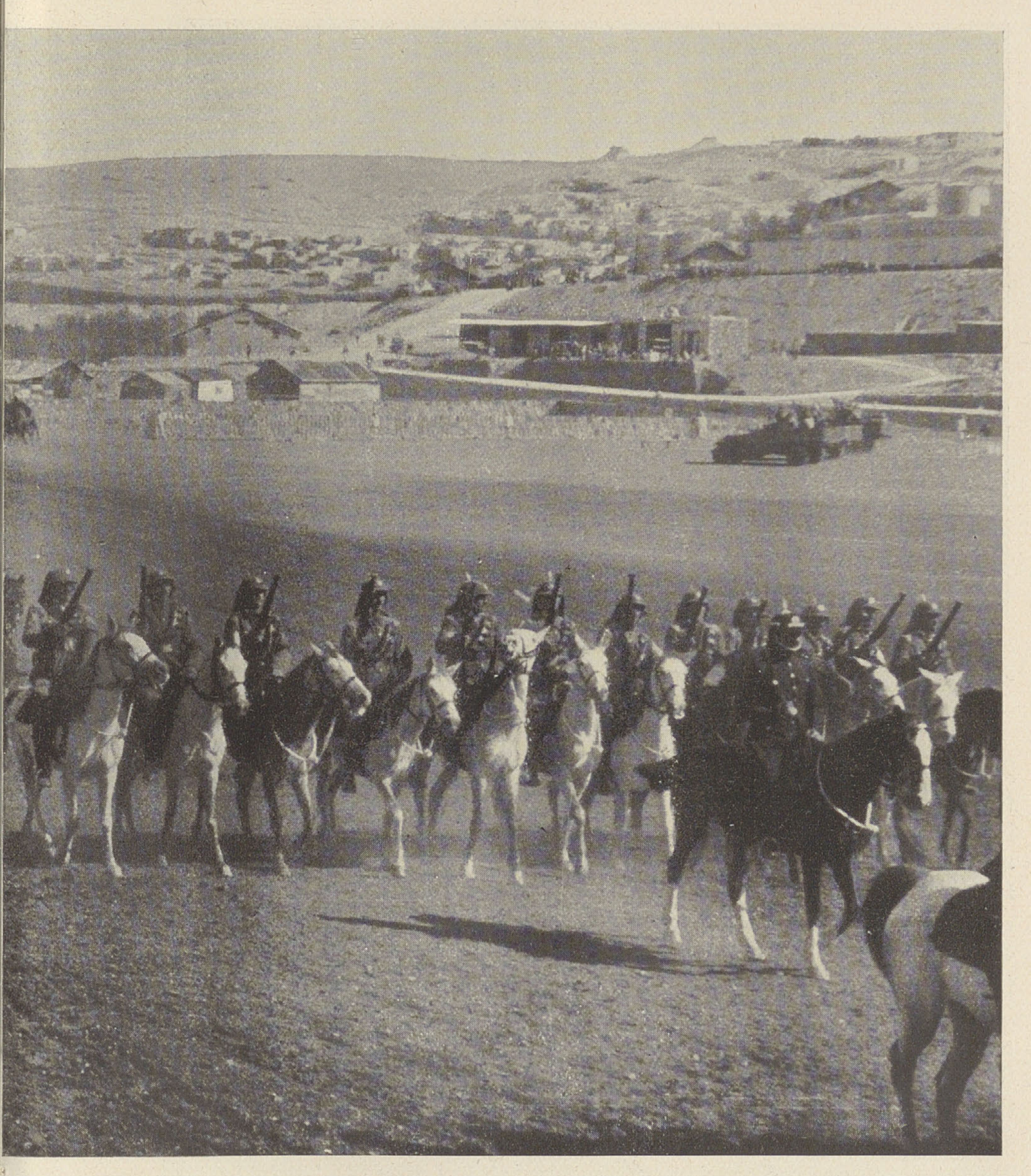
All dies bedingt Ausgaben, zu denen die orientalischen Staaten in einem Augenblick kaum fähig sind, wo ihr Budget mit einer starken militärischen Aufrüstung belastet ist. Die ersten zaghaften Versuche, die in den arabischen Ländern mit der Ansiedlung von Beduinen gemacht wurden, stießen bei den Betroffenen auf hartnäckigen Widerstand. Im Laufe der Geschichte sind beständig vereinzelte Beduinenstämme am Rande der Wüste seßhaft geworden. Sie gaben nach und nach ihre Kamelzucht auf, vermehrten ihre Schafherden und bebauten selbst ihre Gerstenfelder, statt sie nach Beduinenart durch schwarze Sklaven bestellen zu lassen. Sie leben nur noch im Sommer in den schwarzen Zelten, um im Winter in Lehmhäusern zu hausen, bis schließlich ihre Stammesordnung zerfällt und sie Fellachen werden, die sich nicht schämen, auf einem Esel zu reiten. Dieser Übergang vom Beutereiter zum Landsassen beanspruchte in der Regel dreihundert Jahre.

Zum Bauern zu werden, bedeutet in den Augen des Beduinen alles andere als einen sozialen Aufstieg. Es scheint ihm schmähliche Dekadenz. Erwähnt ein Beduine im Gespräch das Wort „Hund", verfehlt er nie beizufügen: „Allah



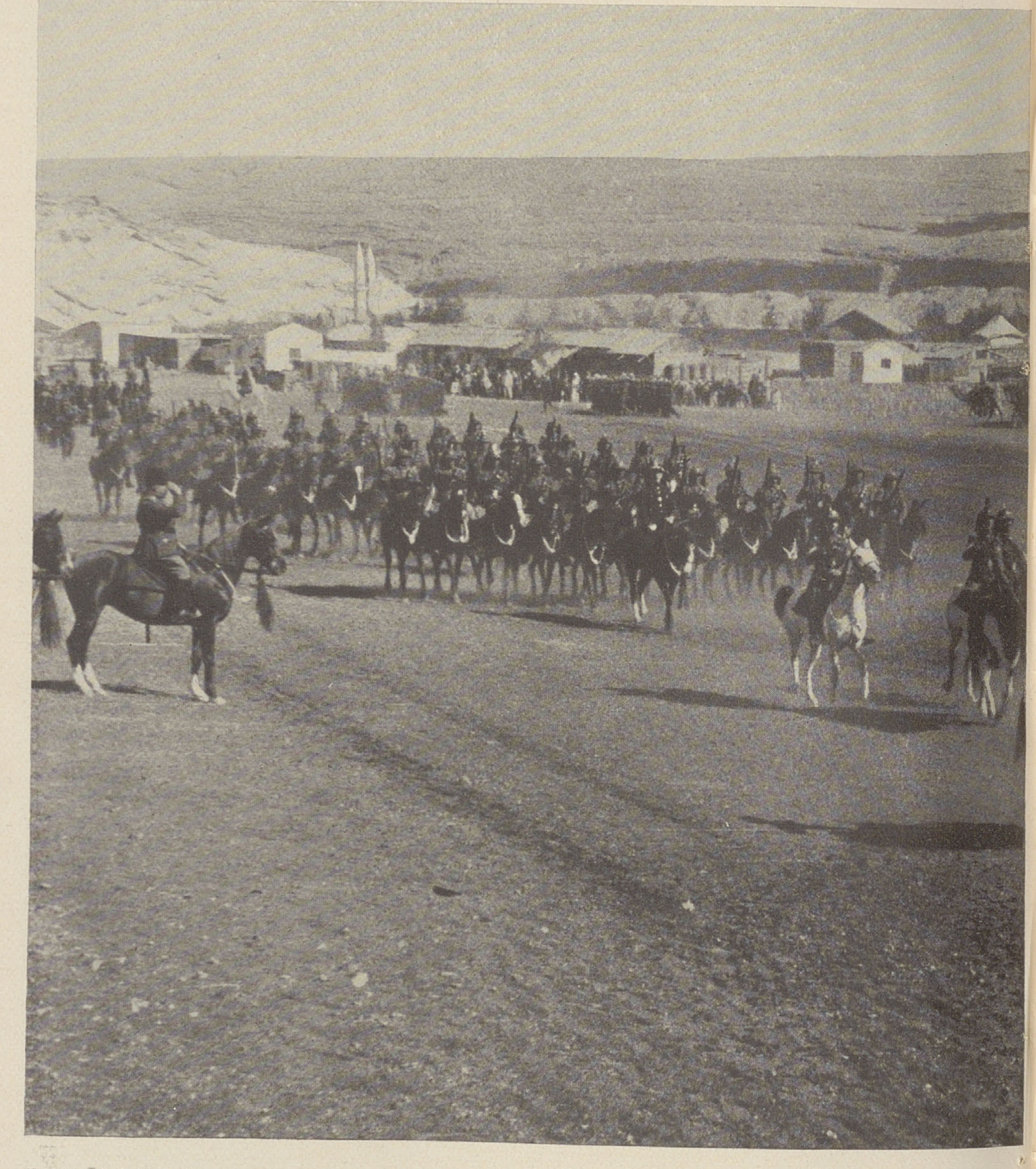
Emir Abdullah, der Herrscher von Transjordanien, nimmt die Parade der „Arabischen Legion“ wagen besteht. Ihr fällt die Aufgabe zu, den

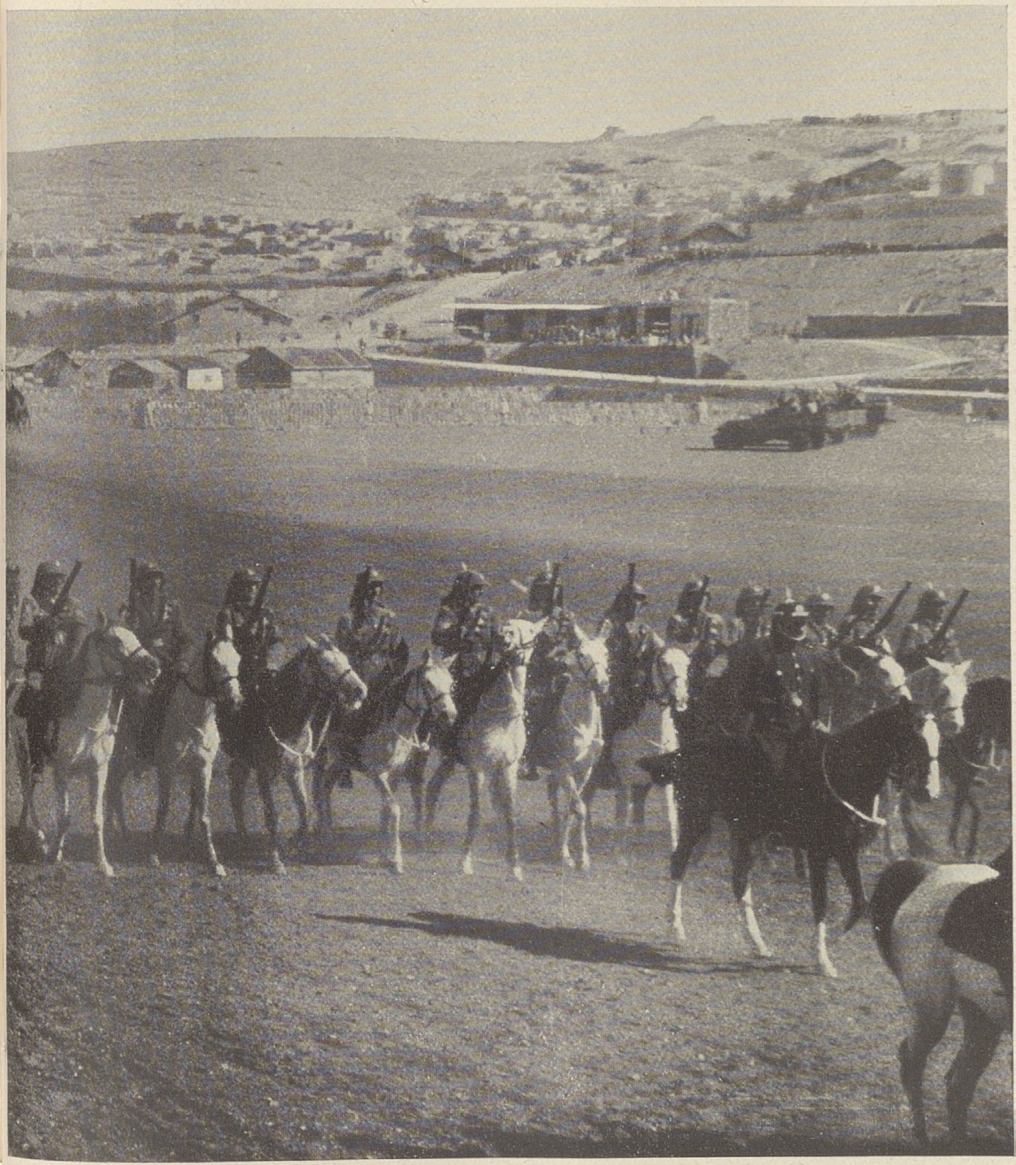
möge ihn dir fernhalten.“ Die gleiche Formel läßt er dem Worte „Fellach“ folgen. Nicht des höheren Lebensstandards wegen sind jene Stämme seßhaft geworden, sondern weil sie zu schwach waren, sich im beständigen Kriegsgetümmel der Wüste zu behaupten.



ab. Die Legion ist eine Polizeitruppe, die aus Infanterie, Kavallerie, Kamelreitern und Panzer-Landfrieden in der Wüste aufrecht zu erhalten.

Nur als freizügige Nomaden glauben die Beduinen, sich noch als das Herrenvolk betrachten zu dürfen, auf das die vornehmsten arabischen Familien von Bagdad, Damaskus und Tunis ihre Abstammung zurückführen. Innerhalb ihres Stammes fühlen sich alle Männer als gleichgestellte Aristokraten, wobei ihr





Emir Abdullah, der Herrscher von Transjordanien, nimmt die Parade der „Arabischen Legion" ab. Die Legion ist eine Polizeitruppe, die aus Infanterie, Kavallerie, Kamelreitern und Panzerwagen besteht. Ihr fällt die Aufgabe zu, den Landfrieden in der Wüste aufrecht zu erhalten.

möge ihn dir fernhalten." Die gleiche Formel läßt er dem Worte „Fellach" folgen. Nicht des höheren Lebensstandards wegen sind jene Stämme seßhaft geworden, sondern weil sie zu schwach waren, sich im beständigen Kriegsgetümmel der Wüste zu behaupten.

Nur als freizügige Nomaden glauben die Beduinen, sich noch als das Herrenvolk betrachten zu dürfen, auf das die vornehmsten arabischen Familien von Bagdad, Damaskus und Tunis ihre Abstammung zurückführen. Innerhalb ihres Stammes fühlen sich alle Männer als gleichgestellte Aristokraten, wobei ihr



In Verbindung mit den Bombenflugzeugen gelang es namentlich den leichten, mit Maschinengewehren bestückten Panzerautomobilen, die Beduinenstämme der Regierungsgewalt zu unterwerfen

Adel unabhängig vom Besitz weltlicher Güter ist. Der Torwächter der ostarabischen Stadt Kuweit, an Mitteln ein Bettler, aber aus altem Beduinengeschlecht, lädt mit fürstlicher Selbstverständlichkeit einmal im Jahre den dortigen diplomatischen Vertreter des Königs von England zu Gast. Und es fiele dem Engländer nicht ein, die Aufforderung auszuschlagen. In der Geschichte der Wüste ist es nie vorgekommen, daß ein erfolgreicher Stamm besiegte Beduinen in die Sklaverei verkauft hätte, wie es im Orient üblich war. Sie achten sich gegenseitig zu hoch.

Wenn man von einigen Schattenseiten des überaus widerspruchsvollen Beduinencharakters absieht, so von ihrer Habgier, die nur durch ihre grenzenlose Freigebigkeit übertroffen wird, nähert sich die Lebensauffassung des arabischen Nomaden nicht unwesentlich dem Gentleman-Ideal des Engländers: große Selbstbeherrschung, die sich in einem gelassenen Auftreten äußert; Fairneß im Kampfe; Ritterlichkeit der Frau gegenüber, die so weit geht, daß selbst während der Schlacht die Weiber des überfallenen Stammes in keiner Weise behelligt werden; die eingewurzelte Ansicht, daß nur Weidwerk und Krieg wirklich standesgemäße Beschäftigungen sind.

Heute sind die Voraussetzungen dieser Lebensform wenigstens in den nördlicheren arabischen Gebieten dahingefallen. Der Ehrenkodex des Kriegers wird sich nicht unter Menschen halten können, denen der Beutezug, früher ihr eigent-



In allen arabischen Staaten zerfällt die Bevölkerung in zwei Teile, die sich durch ihre Lebensauffassung, aber auch in physischer Hinsicht scharf unterscheiden. Im Vordergrund des Bildes steht der sehnige, hochgewachsene Beduine als ein Fremdling unter den Stadtarabern, die europäische Kleidung tragen

Photos: A. R. Lindt, Bern

licher Lebensinhalt, verboten ist. Ihr zweiter Erwerbszweig, die Kamelzucht, liegt danieder, seitdem sich die Lastwagen die Karawanenstraßen erobert haben. Wie die halbnomadischen Stämme müssen sie sich der Schaf- und Rinderzucht zuwenden, wodurch für sie weite Wüstenwanderungen unmöglich werden. In den Zeiten der Beutezüge hatte es sich nicht gelohnt, in der Wüste zu sparen. Das größte Einkommen, auch die Kamelladungen englischen Goldes, die Oberst Lawrence unter die Scheichs verteilt hatte, wurden restlos verschwendet. Denn ein feindlicher Stamm konnte wenigstens nicht die Erinnerung an Festmähler, edle Stuten, schöne Frauen und fürstliche Geschenke rauben. Der neue Landfrieden begünstigt die Vermögensbildung, so daß wie unter den Fellachen die Gleichstellung der Stammesmitglieder verschwinden wird. Es scheint, daß die Beduinen eine Entwicklung in Jahrzehnten durchlaufen werden, die früher Jahrhunderte gebraucht hatte.

Ob der Friede im Orient lange genug dauern wird, damit sich diese Umwandlung vollziehen kann? Jeder Krieg würde einen Rückfall in frühere Zustände herbeiführen.

Ich saß eines Abends zusammen mit Wüstenpolizisten und Beduinen um das Wachtfeuer einer transjordanischen Festung. Wir hatten den Rundfunk abgestellt. Die jungen Männer sangen Liebeslieder, bis sie ein alter Scheich unwillig unterbrach. „Ich will euch etwas vorsingen, das besser in unsere Zeit paßt." Wie so viele arabische Gedichte wandte sich auch das seine an die Kamele, die wiederkäuend innerhalb der Stacheldrahtumzäunung lagen.

„Oh, ihr Kamelstuten!
Früher waret ihr sehnig und abgezehrt von den vielen Beutezügen.
Heute sind eure Höcker fett und eure Euter prall von Milch.
Oh, ihr Kamelstuten, wann werdet ihr wieder mit ausgestreckten Hälsen
Brüllend dahinjagen, angefeuert vom Knall der Gewehre?"

WILLY HELLPACH

Psychotechnik

Als das Wort aufkam, ließ es manchen geradezu erschauern: es schien einen herausfordernden Meilenstein auf dem Siegeszuge von „Realschule und Polytechnikum" über „Gymnasium und Universität" zu setzen; so nämlich hatte einer der leidenschaftlichen Vorkämpfer des humanistischen Bildungsvorrechts, der Kölner Schuldirektor Oskar Jaeger, in dem Ringen zwischen den höheren und hohen Schulformen einmal formuliert, worum es gehe – und im Grunde meinte er damit den Gegensatz von Nützlichkeit und Geistigkeit, von Materialismus und Idealismus, von Sachwert und Menschenwert, von Stoff und Seele. Psychotechnik, ja, das klang arg nach Verstofflichung der Seele, nach Maschinenmäßigkeit des Höchstpersönlichen und Unwägbaren, nach Berechnung des Unfaßlichen. Natürlich kam der Ausdruck von Amerika – und hatte nicht Frederick Winslow Taylor, natürlich ein Ingenieur, es mit fast zynischer Entblößung gefordert, daß in seinem neuen, bald nach ihm benannten System der menschlichen Arbeit dem Arbeitenden jede persönliche Verfügung und Willkür über jeden Vollzugsakt seines Schaffens genommen und alles Tun atomisiert, in letzte, zu höchster Fertigkeit einübbare Elemente zerlegt, ihre Ausführung mit Fünftelsekundenuhren genormt und überwacht werden solle? L'Homme Machine, im 18. Jahrhundert immerhin noch die Formel für den Versuch eines Weltbildes, bedeutete nunmehr das Programm für die Schaffensweise der handarbeitenden „Klassen", der gewaltigen, in Manufakturen, Fabriken, Kaufhäusern, im Versand- und Verkehrswesen beschäftigten Volksschichten – und wie bald wohl auch für die schöpferischen Naturelle: hat sich damals doch ein Thomas Alva Edison, für viele Zeitgenossen Urbild des modernen Erfinders, zu dem mechanistischen Aberglauben bekannt, es habe etwas mit seinen schöpferischen Erfolgen zu tun, daß auch er mit dem Uhrenschlag sein Laboratorium betrete und dies durch Stöpseln der Kontrolluhr nachweise. „Psychotechnik": Vertechnung des geistigen Hervorbringens und Auswirkens, das war offenkundigster Amerikanismus, letzte Versklavung und Erniedrigung des Menschentums und seiner produktiven Freiheit, seiner sittlichen Gewilltheit, durch Kalkül und Maschine, Apparatur und Konjunktur.

In Wahrheit handelte es sich zunächst nur darum, daß die im 19. Jahrhundert als Erfahrungswissenschaft entwickelte Psychologie, die Seelenkunde, welche durch Gustav Theodor Fechners Genius mit dem planmäßigen Gebrauch von Experiment und Rechnung ausgerüstet und als „Psycho-Physik" aus der Taufe gehoben worden war, nunmehr, ein Halbjahrhundert später, aus dem theoretischen Laboratorium hinaus zur lebenspraktischen Anwendung drängte. Mit dieser Pragmatik tat sie nur, was noch jede Wissenschaft vor ihr in einem bestimmten Zeitpunkte der Jugendlichkeit getan hatte. Justus Liebig hatte die junge Chemie aus ihren Laboratorien auf die Felder des Landwirts und in die Küchen der Spitäler tragen wollen, und seine ersten, teilweise empfindlichen Fehlschläge zeigten, wie wenig

sie dafür noch „fertig" war; die Schöpfer der „klassischen" Nationalökonomie dachten bei ihren Theoremen an den Wohlstand der Völker, dem sie aufhelfen wollten; und Geschichte als eine wissenschaftliche Ermittlung dessen, wie es wirklich war, ist zu allen Zeiten geschrieben worden, auch um zu wissen oder zu zeigen, wie es sein solle, als Lehre aus der Politik oder Lehrbuch für die Politik. Erst in einem recht späten Stadium werden Wissenschaften rein „theoretisch", sich Selbstzweck, und wo sie dort anlangen, können sie es beim besten Willen nicht verhindern, daß der Praktiker neben ihnen ihr frisches Ergebnis aufgreift und sich zunutze macht; Helmholtz hatte nach eigener Bezeugung bei der Konstruktion seines Augenspiegels nur daran gedacht, wie es wohl im Innern des Augapfels aussehen möge, und nicht im geringsten daran, wie den Augenkranken zu helfen sei, aber die Generation der Schöpfer einer modernen Augenheilkunde nahm ihm enthusiastisch das recht unfertige Werkzeug aus der Hand und setzte es im entschlossenen Kampf gegen die Blindheit ein. Es hätte bedeutet, die wissenschaftliche Seelenkunde unter ein Ausnahmerecht stellen, wäre es ihr verdacht oder verwehrt worden, zu versuchen, was alle Wissenschaften vor ihr getan, nämlich ihre Resultate im Leben anzuwenden. Gerade weil sie noch sehr jung war, mußte dieser Drang in ihr unwiderstehlich sein! Und „Psychotechnik", das bedeutete im Grunde nichts weiter als eine handliche Formel für „angewandte Psychologie", mochte man diese Formel für sehr oder für wenig glücklich halten. Sie war, will man gerecht urteilen, beides zugleich. Sie war glücklich, weil sie kurz, schlagend, der grammatischen Ableitungen fähig („psychotechnisch") und im internationalen Gebrauch bequem war; sie war wenig glücklich, weil „Technik" überhaupt nicht nur und gar nicht so sehr die Anwendung einer theoretischen Erkenntnis, als vielmehr die Mittel zur Ausführung einer Zielsetzung bedeutet. Damit aber wurde der Argwohn erregt (und auch die Gefahr heraufbeschworen), daß die Menschenseele selber als ein bloßes Mittel, rein „technisch", in den Dienst von Zielsetzungen ganz anderer Art gestellt werde. In diesem Sinne wird ja das Wort „Technik" öfters als eine Art Gegensatz zu Geist oder Beseelung gebraucht; wir sagen wohl von einem Virtuosen, an seinem Klavierspiel sei „alles Technik", ohne Beseeltheit, um die Jahrhundertwende schrieb ein Arzt eine Schrift über „Technik der Liebe" und meinte damit (wie jeder sofort ahnte) die Mittelchen, Tricks, anlernbaren Methoden der Umwerbung und Eroberung im Unterschied von den Kräften des Gemüts oder der Leidenschaft, die für ihren Erfolg solcher „Methoden" nicht bedürfen – oder nicht zu bedürfen meinen. Man achte auf das letztere. Denn es ist sehr oft so gewesen, daß die Menschen bloß meinten, keines Verfahrens, keiner Wahl der überlegten Mittel, keiner „Technik" zu bedürfen, und dann einsehen mußten, daß sie auf die Dauer damit doch keine Ergebnisse erzielten. Daher gibt es eben doch eine Technik des Unterrichts, der sich nirgends auf die Lehrgabe des Erziehers und die Lernwilligkeit des Zöglings allein verlassen kann; eine Technik des richterlichen Verhörs; eine Technik des gesellschaftlichen Taktes; eine Technik der ärztlichen Befragung; ja, eine Technik der Seelsorge. Die Vorstellung, auf dem psychologischen Gebiet könne man alles mit gutem Willen, Herzenswärme oder „Gabe" der

Beeinflussung ausrichten, bezeugt nur Unerfahrenheit oder gar Unbedenklichkeit. Es gibt da viel zu lernen, es ist vieles erlernbar, und herb enttäuscht wird oder arges Übel vermag anzurichten, wer sich an die Aufgaben der Seelenerkundung oder Seelenführung wagt, ohne sich mit ihrer Technik, mit dem Rüstzeug ihrer Mittel zum höheren Zweck, vorher vertraut zu machen. Vor hundert Jahren haben Meister der ärztlichen Kunst Wichtiges aus der kundigen Pulsfühlung erschlossen, wer leugnet das? Aber ganz abgesehen davon, daß auch das eine Sache war, die gelernt sein wollte – gibt es heute einen vernünftigen Menschen, der auf die Messung des Blutdrucks, das Elektrokardiogramm, die Mikroskopie des Blutes verzichten möchte, weil auch dabei noch Fehldiagnosen und Fehlbehandlungen vorkommen? Die fast wunderbare Abnahme der Sterblichkeit, die seither zu verzeichnen ist, redet eine überwältigende Sprache. Wenden wir ihre Lehren auf unsern Gegenstand an, so mögen wir künftig einmal eine ähnliche Abnahme der „verfehlten Berufe" feststellen können.

Denn hier liegt der Schwerpunkt aller Psychotechnik. Das Wort läßt sich, wenn man Prinzipien reiten will, auf alle angewandte Psychologie ausdehnen: man kann grundsätzlich auch den Psychotherapeuten, den Seelsorger, den Lehrer aller Gattungen, den Untersuchungsrichter, den Strafvollzugsleiter, ja schließlich jeden Vorgesetzten und Werkmeister einen Psychotechniker nennen, wofern er sich bei seiner Arbeit an ihm anvertrauten Menschenkindern, an ihrem Intellekt oder Charakter, ihrem Gemüt oder ihren Neigungen, der Erkenntnisse wissenschaftlicher Psychologie bedient. Am konsequentesten und schon am längsten tut dies der Psychiater, der Irrenarzt; man heißt ihn trotzdem kaum je einen Psychotechniker. Denn der Begriff der Psychotechnik hat eine engere und bestimmtere Bedeutung empfangen: sie bildet einen Teil der Berufskunde, und diesen engeren, aber bestimmteren Inhalt wollen wir ihr lassen. Denn es ist nie vorteilhaft für die Sache, wenn ein Wort uferlos wird und jeder sich dabei vorstellen kann, was er Lust hat. Als Inbegriff der Berufseignungsprüfung ist ja denn auch die Psychotechnik heute recht vielen Menschen bekannt, vorzüglich weil gewisse neuartige Berufe, wie der des Flugzeugführers, ihre Ausübung an das Bestehen einer psychotechnischen Vorprüfung knüpfen. Doch wird häufig, und manchmal sogar von Wissenschaftskundigen, übersehen, daß die Berufseignungsprüfung nur die eine Seite der Berufspsychotechnik ist – ihre psychognostische Seite; neben die aber stellt sich ebenbürtig die psychagogische. Was heißt das?

Es gilt zuallererst, richtig zu erkennen, wozu jemand sich eignet. Früher beschied man sich dafür bei der subjektiven Neigung des jungen Menschen, welcher angab, was er „werden möchte"; freilich konnten sich diesen Luxus der Lebensgestaltung meist nur jene leisten, die in der Wahl ihrer Eltern vorsichtig gewesen waren – und nicht einmal die immer. Denn es gab bis tief ins vorige Jahrhundert hinein „Stände", in denen bestimmte Berufe den Nachkommen vorgezeichnet und andere für sie ausgeschlossen waren; die Söhne des Adels etwa wurden Offiziere, Verwaltungsbeamte, Landwirte, aber weder Anwälte noch Bankiers noch Schullehrer und nur ganz ausnahmsweise Ärzte oder Gelehrte.

Umgekehrt hätte vor hundert Jahren ein hanseatischer Kaufmann keinem Sohn erlaubt, Offizier zu werden (gestattete er doch nicht einmal seinen Töchtern, ihm Offiziere als Schwiegersöhne zuzumuten). Im ganzen Bürgertum bedeutete der Wunsch eines Kindes, einen künstlerischen Beruf zu ergreifen: die Malerei, die Schriftstellerei, gar etwa „zum Theater zu gehen" oder Tänzerin zu werden, eine Art Familienkatastrophe, häufig die Verstoßung aus dem elterlichen Hause. Daß älteste Söhne das Gut, die Fabrik, das Geschäft der Väter zu übernehmen hatten, galt vielfach als selbstverständlich. Aus den „unteren" Schichten in Stadt und Land wurden besonders begabte Jungen so gut wie ausschließlich dem Pfarrberufe zugeführt, unbekümmert darum, ob der geistigen Gewecktheit die geistliche Erweckung folgen werde; allenfalls kam noch der Lehrerberuf in Frage. Kurzum, weitgehend war die Berufsentscheidung geburtsständisch oder besitzständisch vorgezeichnet, mindestens eingeengt. Selbst im Kleinstbürgertum galt der Entschluß eines Sohnes, der etwa das Schlosserhandwerk erlernt hatte, damit in einer Fabrik seinen Unterhalt zu verdienen, als Entgleisung, als ständischer Abstieg. Millionen von jungen Menschen wurden überhaupt nicht befragt, für welchen Beruf sie paßten; es ging immer darum, welcher Beruf für sie paßte. Entweder war man für bestimmte Berufe „geboren", oder man mußte irgendwo zusehen, seines Lebens Notdurft zu erwerben, wohin einen eben die Herkunft oder der Zufall des Marktes schwemmte.

Sicherlich war vielen jungen Menschen damit die wirkliche Qual einer persönlichen Wahl erspart. Als der Individualismus, politisch Liberalismus genannt, wirtschaftlich Freizügigkeit in sich schließend, Gewerbefreiheit bringend, die alten Geburtsstände auflösend, auch die Berufswahl freisetzte, wußten sehr viele Schüler beim besten Willen nicht, wozu sie sich entschließen sollten. Neue Laufbahnen — man denke an die Postkarriere — wirkten wie Magneten, ohne daß etwa eine sonderliche Begeisterung oder Eignung für Schalterdienst oder Telegraphie mitgesprochen hätte. Um die Entwicklungsjahre herum wechseln Neigungen vielfach, kommen und gehen, sind von zufälligen Erlebnissen oder Einflüssen vorgetäuscht, halten nicht stand. Es kann starke Berufs*neigung* ohne entsprechende Berufs*eignung* da sein. Man weiß, wie verpönt das „Umsatteln" war; wer einmal eine bestimmte Berufsvorbildung angetreten hatte, mußte der Regel nach darin aushalten, auch wenn er bald seine Abneigung oder Untauglichkeit für den erwählten Beruf merkte. Andererseits können anfängliche Mängel auch durch den Zwang, durchzuhalten, überwunden und gerade auf solche Art besonders hohe Berufstüchtigkeiten erlangt werden. Beiderlei ist vorgekommen — und man könnte sagen, diese beiden Seiten der Angelegenheit spiegeln die *psychognostische* und die *psychagogische* Seite der Psychotechnik: es ist voreilig, wegen eines um das fünfzehnte oder achtzehnte Lebensjahr bestehenden Mangels jemanden von einem Beruf zurückzuweisen, denn dieser Mangel läßt sich unter Umständen durch geschickte berufliche Führung des Lernenden ausgleichen, aber es ist ebenso unverantwortlich, alle objektiven Mängel als nichts zu achten und die Berufswahl lediglich auf die subjektive Lust zu etwas oder auf den Konjunkturbedarf an bestimmten Berufen zu stellen. Die persönliche Lust wird

sich nur dann unter allen Widrigkeiten durchsetzen, wenn sie wirklich der Instinkt ist, den eine innerste Bestimmung trägt. Das jedoch sind Ausnahmefälle; man kann nicht ewig mit jenem Demosthenes kommen, der sich psychologisch zum großen Redner geboren wußte, obwohl er physiologisch mit Kurzatmigkeit und Zungenschwere dafür denkbar untauglich schien; denn das Genie läßt sich niemals zum Maßstab des Durchschnittsgültigen machen. Aber eine „demosthenische" Lehre ergibt sich aus solchen Fällen: die Psychotechnik müßte noch allseitiger, als es bisher geschehen ist, das weitere Schicksal desjenigen im Auge behalten, den sie auf Grund *ihrer* Prüfung von bestimmten Berufen ausgeschlossen hat. Manche „Durchgefallenen" erzwingen ja dann doch ihren Eintritt in den ihnen psychotechnisch verweigerten oder dringlich widerratenen Tätigkeitskreis; davon scheitern die einen, die anderen „reüssieren". Es ist psychognostisch, für die Menschenkenntnis, sehr wichtig zu wissen, wie oft die psychotechnische Begutachtung sich irrt, und ebenso wichtig zu wissen, durch welche Ersatzeigenschaften dort, wo sie Mängel aufgedeckt hat, dennoch der Berufsweg erfolgreich gemacht wird; bloße „Energie" genügt nämlich dazu in sehr wenigen Fällen, es handelt sich oft um viel verwickeltere Qualitäten und Schicksale. Und die Psychotechnik kann auch psychagogisch aus dieser planmäßigen Nachschau der Lebensläufe lernen. Denn da wird sich zeigen, *wodurch* es einer zuwege bringt, daß er den vorhandenen Mangel überwindet oder ausgleicht („überkompensiert"), und das ist manchmal eine entsprechende Anleitung, Schulung, Führung gewesen. Gerade wo Mängel sind, wird Führung, wird Schulungsverfahren doppelt wichtig; ja, die Psychotechnik ist heute auf dem Wege, selber solche Schulungsverfahren zu entwickeln, durch welche auch Anwärter vervollkommnet werden können, die bei der ersten Prüfung Erhebliches zu wünschen übrigließen. Und man erkennt, daß hierfür gewichtige volkswirtschaftliche Notwendigkeiten vorliegen können — gerade wenn man den Begriff der „Volkswirtschaft" so auffaßt, daß nicht das Volk um der Wirtschaft willen da ist, sondern die Wirtschaft ein wirklicher Dienst am Volke sein soll. Die ökonomischen Situationen schwanken nun einmal (daraus zieht der moderne Wissenschaftszweig der „Konjunkturforschung" seine Daseinsberechtigung); zeitweilig werden für manche Lebensgebiete außerordentliche Aufgebote an Leistungsträgern notwendig, da muß man viele hineinnehmen, die nicht gerade ideal alle Anforderungen erfüllen; das gilt z. B. für die Bereiche der allgemeinen Wehrpflicht überall, namentlich aber in Phasen ihrer Wiederherstellung nach jahrzehntelanger Unterbrechung; ist es nun unerläßlich, auch manche Mängel in Kauf zu nehmen, so wird es desto wichtiger, Verfahren zu ersinnen, wie solche Mängel verhältnismäßig am zweckmäßigsten ausgewogen werden können. Die Lernbreite des gesunden Menschen ist doch recht ansehnlich, man weiß längst, was ein guter Musik- oder Zeichenlehrer, ein sorgfältiger und kundiger Chordirigent selbst aus anscheinend zunächst wenig begabten Kräften „herausholen" kann. Und ein beklagenswerter Fall des Können-Müssens, das Können-Müssen eines Verunglückten, Verstümmelten, Defekten, der seines Lebens Notdurft verdienen *muß* und gar nicht auf die öffentliche Fürsorge oder auf private Hilfe allein angewiesen sein *will*, wurde ja durch den Weltkrieg in so riesenhafter

Anzahl vervielfältigt, daß sich daran die ganze Tragweite des Einsatzes wissenschaftlicher Psychologie offenbaren konnte. Die Begutachtung und die Einschulung der Kriegsverletzten hat nicht nur unterm Zwange der Dringlichkeit viele theoretischen Einwände gegen die Psychotechnik zum Schweigen gebracht, sondern durch die Kategorie der Hirnverletzten der Psychologie eine Fülle neuer Erkenntnisse zugeführt, wie sie eben nur am Studium der großen Zahl und nicht an einem gelegentlichen Ausnahmefall gewonnen werden können. Hier bedurfte es der Beherrschung subtilster Beobachtungs- und Versuchsmethoden, des ganzen spezialistischen Rüstzeuges wissenschaftlicher Sach-, ja Fachkunde, um diesen Opfern wirklich helfen zu können. Daran hat die deutsche Psychotechnik ihre Feuerprobe bestanden.

Nur Kenntnislosigkeit oder Böswilligkeit kann heute noch die Behauptung aufwärmen, die Psychotechnik atomisiere die Persönlichkeit in lauter Einzelteilchen ohne inneren Zusammenhang und mache das Berufsschicksal vom Zufall einer Examensstunde abhängig. Viel wahrer ist, daß im herkömmlichen Examenswesen recht oft ein ganzes Menschenleben am Zufall von ein paar Examensfragen gehangen hat — wir möchten ja nicht verallgemeinern, daß es in manchem Einzelfalle sogar an einer Augenblickslaune des Examinators hing. Es ließe sich heute eher die umgekehrte Frage aufwerfen, ob manche psychotechnischen Veranstaltungen sich nicht schon z u weit in die „Ganzheit" der Persönlichkeit hineinwagen und im Experiment des Laboratoriums Situationen herzustellen versuchen, die schließlich nur die Lebenswirklichkeit e c h t bereiten kann. Die Geistesgegenwart etwa, wo es ums Leben selber geht, also in kriegerischen Lagen oder in der „Schrecksekunde" (oft ist es ein Schrecksekundenbruchteil) einer Verkehrsunfallsgefahr, läßt sich nicht „stellen", und es ist richtig, daß sich in der echten großen Gefahr mancher als kaltblütig bewährt, der in einer kleinen überraschenden Verlegenheit, z. B. in der momentanen Examensangst, versagt und kopflos wird. Gerade für sogenannte Neurastheniker trifft das zu; es gibt nicht wenige darunter, die sich tagaus, tagein mit nichtigen Hypochonderien abquälen und dann in wirklicher Lebensgefahr ganz kaltblütig und tapfer sind. Auch da wird die Feststellung, daß einer schon in einer neuartigen, etwas verwickelten Prüfungssituation den Kopf verliert, mehr ein Anhaltspunkt dafür sein, wo bei ihm die Erziehung einzusetzen habe, als ein Kriterium für seine Ausscheidung von Laufbahnen, die Geistesgegenwart fordern, überhaupt.

Durchgängig behält auf allen Daseinsgebieten ein mehr intuitives, empirisches Verfahren seine Geltung n e b e n dem Fortschritt der auf wissenschaftliche Erkenntnis rational aufgebauten Methodik. Die Pulsfühlung, die Besichtigung der Zunge, die Beurteilung des „Aussehens" eines Leidenden sind durch die Elektrokardiographie, die chemischen Stoffwechseluntersuchungen und dynamischen Leistungsprüfungen nicht überflüssig geworden. Es wird stets Vorgesetzte geben, denen ihr „Blick" Entscheidendes über den Charakter eines Angestellten oder Untergebenen kundtut, und vieles bleibt der geduldigen Lebenserfahrung vorbehalten, die immer wieder Überraschungen bereitet. Selbstverständlich! Kein

wirklich wissenschaftlicher Psychologe bestreitet das. Eher versündigen sich dagegen die geschäftstüchtigen Scharlatane der „Menschenkenntnis", die sich anheischig machen, aus dem Haar, einem Wäschestück und seinem Aroma, aus phrenologischer Schädelschau oder einer kleinen Handschriftprobe eine ganze Persönlichkeit zu „beurteilen". Damit sollen wiederum in keiner Weise die ernsthaften und gewissenhaften Bemühungen verdächtigt werden, welche die Graphologie, die Physiognomik, die Körperbaukunde als Instrumente der Menschenseelenerkundung zu entwickeln am Werke sind. Seltsamerweise kommt es aber vor, daß sogar höchst nüchterne Wirtschaftsmänner an die Aussagen einer Handschriftdeutung um so buchstäblicher glauben, je unmöglichere Voraussagen über den Probanden darin stehen.

Die Psychotechnik, als die praktische Schwester der theoretischen Psychologie, maßt sich solche Kunststücke nicht an. Wenn heute gewaltige Verkehrsanstalten, riesenhafte Industriewerke von Weltgeltung, wenn nicht zuletzt unsere Wehrmacht der psychotechnischen Prüfung und Schulung ihren festen Platz gönnen, wenn die Heeresleitung dem praktischen Psychologen eine amtlich gefestigte Berufslaufbahn zubereitet hat, so handelt es sich wahrhaftig nicht mehr um ein modisches Herumprobieren mit Dingen, die man mitmacht, weil sie neu und dereinst aus Amerika mit etwas überlauten Verheißungen importiert worden sind. Sondern alles das bezeugt ein Vierteljahrhundert vielseitigster B e w ä h r u n g. Jene Volkskörperschaften sind in besonderm Maße bei allem, was sie tun, Inbegriffe n ü c h t e r n e r Abwägung des Nutzens und des Wagnisses. Gerade im Zeichen der Nüchternheit, auch den eigenen Leistungen gegenüber, ist die Psychotechnik eine Dienerin am Menschenleben und an der Menschenleistung geworden, deren wir zum Besten des Volksganzen so wenig mehr entraten können, wie der wissenschaftlich gegründeten Heilkunde und Gesundheitspflege — mit denen sie gewiß die Unvollkommenheit alles Irdischen, aber auch die unbeirrbare Gewißheit stetigen Fortschrittes ihrer Vervollkommnung innerhalb der Grenzen alles Irdischen teilt.

PAUL FECHTER

Abschied von der Landschaft

Die Landschaft ist eine späte Entdeckung der Seele – im Bild, im Gedicht, im Bericht wie im Gemälde, und im Leben ist es auch nicht anders. Durch die frühe Welt schreitet allein der Mensch: das Leben rings um ihn bleibt stumm und ungesehen, hat auch keine unmittelbare Beziehung auf ihn. Spät erst wandelt sich der Goldgrund der göttlichen Transzendenz in das lichte Blau der empirischen Welt – und selbst dann braucht es noch Jahrhunderte, ehe das Meer etwa der Très belles heures von Turin sein eigenes Leben bekommt und in den Bildern des Malers Courbet, in den Versen Emanuel Geibels, des zu Unrecht oft Belächelten, zum erstenmal die ewige Melodie seines Rauschens erklingen läßt.

Die Geschichte des Einbruchs der Landschaft, der rahmenden Umwelt in das Leben des Menschen, ist noch nicht geschrieben worden, wenigstens nicht vom Wandel des Seelischen aus, das sich in ihm darstellt. Es ist manches gesagt worden über den Übergang etwa von der sachlichen Landschaft der Holländer und Flämen des 16. und 17. Jahrhunderts zur paysage intime des 19.: die Darstellung des sich wandelnden Lebensgefühls vor der Welt des Raums und der Dinge des Draußen fehlt noch. Die Ansicht der Stadt Delft ist noch so wenig in die Gefühlsgeschichte der Menschheit eingeordnet wie der Blick von den Dünen bei Overveen, die gläserne Romantik Kaspar David Friedrichs so wenig wie van Goghs rasende Dekoration: wir haben die Geschichte der Malerei, nicht die des Weltgefühls. Das beginnt uns eigentlich erst heute in seinem wunderlichen Auf- und Abstieg zum Bewußtsein zu kommen – in den Tagen, da wir uns vielleicht anschicken, Abschied von der Landschaft überhaupt zu nehmen – von der des Draußen wie von der des Drinnen, von der realen wie von ihrem Widerschein im Gebilde.

Denn seit Rembrandt seine drei Bäume radierte und Hobbema die Allee von Middelharnis malte, hat sich das Bild der Welt wie das Verhältnis des Menschen zu diesem Bild bis auf die Grundlagen gewandelt – ohne daß dieser Wandel bereits abgeschlossen ist. Das 17. Jahrhundert war das letzte der reinlichen Trennung von Stadt und Land, von Mensch und Landschaft – und damit das letzte einer noch durchaus natürlichen Landschaft. Die Welt des Hügels mit den Bäumen Rembrandts war noch eine organisch gewordene, aus sich wachsende Welt, der selbst Artefakte wie die von Menschenhand geschaffene Allee der windgeneigten Bäume oder die Straße selbst nichts anhaben konnten. Das Reich der Erde, die Landschaft, war eine Welt für sich – mit ihren besonderen Menschen für sich: das Reich derer, die von der Erde abgetrennt waren, der Städter, stand daneben, gesondert von der noch als feindlich empfundenen Welt des Draußen, geschieden von der Natur, die als Rohstoff der Landschaft sich draußen vor den Toren breitete und der Entdeckung für die Kunst wie für die Seelen wartete. Das Leben, das die Kunst bereits als späte Blüte getrieben hatte, war Leben der Städte, der Höfe, des Drinnen – das Leben des Draußen lag ferne

abseits, noch nicht einmal als Möglichkeit innerer Beziehungen entdeckt. Das Land war Land, da und dort mit Gehöften, Dörfern, Wäldern: es war das Arbeitsgebiet der ländlichen Menschen und für den Städter eine fremde Welt. Die Stadt war, so bald Geistiges in Frage kam, der einzige Lebensbereich, in dem Worte wie Geist überhaupt Gültigkeit hatten.

Den Beginn des Wandels brachte das 18. Jahrhundert, die große Zeit des ausbrechenden Gefühls, das sogar die Seelengeometrie des Spinoza sentimentalisierte. Spinoza, der letzte Scholastiker, der des Nicolaus von Amiens mathematisches Darstellungsschema von der Theologie auf die Philosophie übertrug, setzte die Natur dem lieben Gott gleich, schuf die verdächtige Formel deus sive natura: das 18. Jahrhundert vermenschlichte diese trockene pantheistische Lyrik und setzte die Natur allen positiven Werten der Seele gleich, machte sie zu ihrem Spiegel und riß damit die Schranken nieder, die bis dahin zwischen den geistigen und den natürlichen, den städtischen und den landschaftlichen Bereichen bestanden hatten. Rousseau war nur der sichtbarste Exponent dieses Vorgangs: der Prozeß erfüllte das ganze Jahrhundert und schuf die Voraussetzungen der Entwicklung, in deren spätem Ablauf wir heute beginnen müssen, Abschied von der Landschaft zu nehmen.

Damit nämlich, daß das Jahrhundert der Sentimentalität die Tore der Städte aufriß und die Menschen an die mütterlichen Brüste der Natur zurückkehren ließ, riß es zugleich die Schranken ein, die sowohl die Welt der Städte gegen die Unbill der Natur wie diese gegen die Unbill der Städte gesichert hatten. Indem die Menschen begannen, aus der Straßen finsterer Enge zum erstenmal in Massen ans Licht zu fluten, setzte die erste Überschwemmung des Landes ein, die heute in ihren Konsequenzen zum Ende der Landschaft als solcher zu führen anfängt. Die sehnsüchtigen Osterspaziergänge, Ausflüge und romantischen Wanderfahrten waren verhältnismäßig harmlos, weil die, die sie unternahmen, sobald der kalte Boreas durch die Wälder zu wehen begann, reuig heimkehrten und post fornacem wieder das gesicherte Glück des Drinnen aufsuchten. Die Wendung zur Natur, zum Draußen, die seelische Entdeckung der Landschaft, wurde erst verhängnisvoll, als das Hinzutreten der Technik die Berührung von Stadt und Land zu einer ständigen Einrichtung und damit zu einem Faktor dauernder Verwandlung der Landschaft machte.

Die Eisenbahn war der Anfang vom Ende der Landschaft als solcher. Sie wurde das Instrument der Massenrückkehr zur Natur, und ihre späten Ableger, Elektrische Bahn und Autobus, wurden ihre Helfer. Sie trug die Millionen aus der Stadt ins Freie — und wenn sie sie auch abends zum größten Teil wieder zurücktrug: sie brachte damit, mit den sonntäglichen Zielen dieser Naturflucht von der ländlichen Kaffeeküche bis zum Bierpalast auf Bergeshöh', die ersten Symbole des Einbruchs der Stadt in die Landschaft, der ersten Niederlage der Natur. Sie schuf in der Landschaft, die bisher nur sich untertan war, die ersten Zwing-Uris der städtischen Zivilisation, dehnte den Machtbereich der Städte bis weit über ihre Weichbilder hinaus aus — und entriß der Landschaft große Kreise, die lange als Wundränder der Städte, als halbe, erst auf die

richtige Landschaft vorbereitende Vorortnatur verkümmerten, ehe die nachrückenden Jahresringe der wachsenden Siedlungen sie ereilten und vernichteten. Diese Phase der Entwicklung dauerte bis etwa 1910; dann kam das Auto in breiter Front und damit der Beginn der entscheidenden Auseinandersetzung. Zu der Landflucht, die die natürliche Welt des Draußen entvölkert hatte, kam jetzt die Stadtflucht derer, denen das Auto das Rousseauleben draußen sogar unabhängig von der Eisenbahn erlaubte. Nicht mehr Massen, sondern unzählige Einzelne stäubten jetzt von den Städten weit hinaus ins Land, in die Landschaft, siedelten sich hier, da, dort, in den Feldern, den Wäldern, an den Seen an, kehrten zur Natur zurück und gaben damit dem Begriff Natur, dem Wesen Landschaft etwas völlig anderes, als beide bisher gewesen waren, besessen hatten.

Die Landschaft, die das 18. Jahrhundert entdeckt hatte, war die natürliche, die menschenleere gewesen, die Welt, die vollkommen ist, weil der Mensch mit seiner Qual ihr noch fern blieb. Von dieser Landschaft schickt sich Europa, schickt sich ein gut Teil auch der übrigen Welt an, Abschied zu nehmen. Die Zahl der Bewohner der europäischen Halbinsel hat sich in den letzten hundert Jahren derart vergrößert, die Millionen haben zugenommen, daß sie heute beginnen, überall im Lande mit ihren Wohnstätten, Siedlungen, Fabriken sichtbar zu werden. Die alte Trennung von Mensch und Natur ist aufgehoben: die Natur wird, bis auf die wenigen abgelegenen Gegenden des Gebirgs, der Ströme, der Moore dem Natürlichen entzogen, zum Garten umgestaltet, wie es im Westen, vor allem in Frankreich, schon lange der Fall war. Das Organische weicht auch hier langsam dem Organisierten: das seltsame Wort Naturschutz umschreibt den Zustand mit voller Klarheit.

Es ist wohl mehr als Zufall, daß Frankreich auch bereits ein Wort für diesen neu heraufsteigenden Zustand geschaffen hat. Es heißt Dépaysé; der kluge Ortega y Gasset hat zuerst auf diesen neuen Begriff hingewiesen, den die französische Sprache sehr bezeichnend primär nicht für die Landschaft des Draußen, sondern für die Landschaft der Seele geschaffen hat. Ortega umschreibt den Inhalt des Wortes mit „einer Art Verwirrung und Schwanken, einer Art Unruhe und Ungeschicklichkeit – wir haben den Kontakt mit unserer Landschaft verloren." Landschaft bedeutet hier etwa so viel wie Umwelt im Sinne Uexkülls: die Seele ist mit ihrer Welt in Disharmonie geraten – sie hat ihr Land, aber zugleich damit auch ihre Landschaft, die Beziehung zum Draußen verloren. Sie ist dépaysé; dieser Zustand aber hat zwei Quellen – eine in der Seele, eine in der Landschaft. Die Seele hat in der Umwelt nicht mehr das ihr Gemäße: die Umwelt ist verändert, verwandelt, ungemäß geworden – sie ist ebenfalls dépaysé, ist nicht mehr Land und Landschaft. Die Seele gerät in Unruhe, weil die Veränderungen der Welt sie aus ihrer Landschaft vertreiben, weil die Landschaft im alten Sinne, die noch dem 19. Jahrhundert ein état d'âme war, im europäischen Bereich im Aussterben ist – zum wenigsten in den Bereichen der Städte, die sie in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr verstädtert, der Natur entzogen, dépaysiert haben.

Alle äußeren Vorgänge aber künden sich zuerst in Wandlungen der Seele an:

so auch dieser. Das 19. Jahrhundert war von der Romantik und den Barbizoniern, von Constable bis Thoma das große Jahrhundert der Landschaft: es war zugleich die Zeit des Abschieds von der Landschaft. Die Malerei dieses großartigen Säkulums hat die kommende Entwicklung gespürt, wie Goethe sie spürte, der das bewegte 20. Jahrhundert mit seinen Fazilitäten der Kommunikation mit unheimlicher Klarheit verkündete: es sang noch einmal das Hohelied des sich selbst überlassenen, aus sich selber lebenden Draußen, der natura naturans — und sang damit das melancholisch wehmütige Fare well. Die Männer von Fontainebleau wie der Maler des Hay wain ahnten wie Goethe, daß sie die letzten einer Epoche waren, die so bald nicht wiederkehrt: sie fühlten die Depaysation der Seelen, lange bevor die weissagende Sprache das Wort sich schuf. Sie spürten, wie sich die Beziehung zwischen der Natur und dem Menschen immer mehr lockerte, wie die Natur und das beglückend Stärkende, das von ihr ausgeht, immer mehr abhängig wurde von äußeren Voraussetzungen menschlicher Mitarbeit. Es gibt zwei seltsam entgegengesetzte Belege dafür — beide aus der Kriegszeit. Wenn man im Urlauberzug von Osten über die alte russisch-deutsche Grenze fuhr, rollte der Zug aus einer noch völlig natürlichen Landschaft ohne grade Linien in eine von Menschenhand geordnete, begradete Kulturlandschaft der parallelen Feldraine und der rechten Winkel. Das litauische Land mit seinen krummen Wegen und krummen Häusern, seinen jeder Unebenheit des Bodens folgenden, schwingenden Feldergrenzen war viel mehr Natur als das preußische Gebiet: die Männer aber im Zug, und nicht nur die Preußen, sondern ebenso die Süddeutschen, die Bayern, die Thüringer atmeten erlöst auf, wenn sie den Osten und mit seiner Grenze auch die Natur, die natürliche Landschaft hinter sich hatten. Für sie gehörte die Ordnung, das Gradlinige, Rechtwinklige bereits als wesentliches Ingredienz zur Natur: das Natürliche empfanden sie bereits — dem Franzosen geht es sicher noch viel stärker so — als unnatürlich. Dem Ursprünglichen gegenüber fühlten sie sich bereits dépaysés: ihre Landschaft war von anderer Art.

Auf der andern Seite steht eine zweite Erfahrung der Kriegszeit — nämlich die eigene Unfähigkeit, eine Beziehung zur Landschaft zu bekommen, sobald die Voraussetzungen des 19. Jahrhunderts fehlten. Wir sind als Soldaten auf dem Balkan durch herrliche Gegenden gekommen, haben in herrlichen Gegenden gelegen: ein Gefühl für die Landschaft als Landschaft stellte sich nicht ein. Die körperlichen Anstrengungen des Kriegs, das Fehlen aller den Menschen vom Körperlichen auf das schon gesteigerte Seelische ablenkenden Bequemlichkeiten, das Fernsein von jeder Kultur des äußeren Lebens erzeugte eine seelische Unterernährung, die eine Empfindungsbeziehung zum Draußen nicht aufkommen ließ. Es ergab sich die seltsame Erkenntnis, daß die Voraussetzung für die Entdeckung der Natur die Kultur, für die Entdeckung der Landschaft die Stadt ist. Wir waren ebenfalls dépaysés, weil unser äußeres Dasein der Umwelt entzogen war, deren Erzeugung von seelischem Überschuß die Vorbedingung zum Mitlebenkönnen des Natürlichen war. Unsere Lebensumstände waren zu natürlich geworden, wir waren zu sehr zur Natur zurückgekehrt, um noch den Zugang

über die Gefühlswelt Landschaft zu ihr finden zu können. Hier hatte die Landschaft von uns Abschied genommen: sie kam uns weder als Stimmung noch als Bild gefühlsmäßig nahe.

Damit aber sind wir beim zweiten Abschied von der Landschaft — beim Abschied von ihrem Abbild. Es scheint so, als ob trotz all der vielen Landschaften, die auch heute noch gemalt werden, ihre Zeit zum wenigsten vorübergehend im Absinken ist. Sie wurde in unserm Sinn entdeckt vom 18. Jahrhundert, von der Zeit der Sentimentalität, die der Wendung zum Wirklichen vorausging, welche wir fälschlich noch immer Romantik nennen. Sie begleitete das 19. Jahrhundert mit diesem leichten Beigeschmack des Romantischen, brachte herrliche Gestaltungen der deutschen Welt, kam im Impressionismus und bei Hans Thoma auf strahlende Gipfel — und nahm leise und unbemerkt Abschied, als mit Krieg und Zusammenbruch und Wiederaufstieg eine neue Welt des Lebens heraufkam. Das 19. Jahrhundert suchte von Constable und Ludwig Richter bis zu Monet und Lovis Corinth die große Inventur der europäischen Natur wenigstens in Angriff zu nehmen: es hinterließ ein wunderbares Erbe versunkener Herrlichkeit. Das 20. Jahrhundert wurde vor andere, härtere, größere Aufgaben gestellt — Aufgaben, die jenseits aller Romantik der nur empfundenen Beziehung zur Natur liegen. Die Kontemplation des 19. Jahrhunderts, aus der die europäische Landschaft erwuchs, wich einem härteren Leben: das 20. Jahrhundert hat für die Ordnung der Wirklichkeit selber, nicht für die ihres Abbilds zu sorgen. Es ist ein Jahrhundert des Architekten, nicht des Malers: nicht umsonst ist es mit Hütten und Häusern und Fabriken und neuen Autostraßen tief in die Natur selbst eingebrochen. Es hat das Gefühl aufgenommen, aus dem die Männer des Großen Krieges die ungeformte Natur des Ostens teilnahmlos wie Rohstoff betrachteten und zum Ja erst vor der schon von Menschenhand gestrafften, dem Leben ein- und untergeordneten Natur des kultivierten Landes kamen. Es schafft eine neue Natur aus der Natur selbst, reguliert, entwässert, baut, planiert — um einmal mit freiem Volk auf freiem Grund zu stehen. Es schafft ebenfalls neue Landschaften; es schafft sie im Draußen, in der Realität selber, der es seine neuen, härteren, kräftigeren Züge aufprägt. Es hat von der Landschaft von einst, von der Paysage intime wie von allen Landschaften zunächst einmal Abschied genommen: es hat sich an eine Arbeit gemacht, die im Grunde auch ein dépayser ist, eine Umwandlung der Natur in einen neuen Lebensbereich für neue Menschen. Es wandelt die Länder um, so daß man ihre Züge zuweilen kaum wiedererkennt: es hat keine Zeit, sie in Bildern festzuhalten, die morgen schon historisch, Dokumente des Vergangenen sind. Es steht dem Draußen wieder sachlich gegenüber wie die Zeit vor Rousseau, mit dem Blick des Architekten, dem das Land Bauplatz ist, des Ingenieurs, dem es Raum für seine Straßen und Kanäle, des Politikers, dem es Möglichkeit neuer innerer Lebensordnungen bietet. Es entzieht die Natur und damit die Landschaft ihrer Willkür und unterstellt sie seinem Willen — mit dem Ziel einer neuen besseren und notwendigen Ordnung, in der die Völker von heute Raum finden können, ohne daß die Menschen sich aneinander reiben. Vor dem Primat des Lebens muß jeder andere An-

spruch zurücktreten — der Anspruch der Kunst ebenso wie der der Natur, der Landschaft.

Gefühlvolle Herzen werden das vielleicht bedauern, über den Abschied von der Landschaft weinen. Mit Unrecht. Denn jede direkte Auseinandersetzung zwischen Mensch und Natur vollzieht sich sozusagen unter der stillschweigenden, gutmütigen Duldung der Mächte. Der Mensch formt die Welt um; gewaltsam, mit seinen technischen Mitteln und Fähigkeiten schafft er neue Welten, neue Landschaften. Die Natur hält schweigend still — weil sie den längeren Atem, das Vorrecht der Ewigkeit hat. Wälder sinken, Städte und Dörfer steigen neu aus dem kahlen Boden — riesige Fabriken wachsen herauf. Die Natur weicht zurück, aber sie bleibt in jedem Moment bereit, das Aufgegebene wieder in Besitz zu nehmen. Sie nimmt nicht Abschied; sie geht nur stumm ein wenig beiseite. Kümmert sich der Mensch nicht täglich, stündlich um sie, so holt sie sich das Verlorene kampflos, lautlos wieder zurück, die Kultur versinkt von neuem in die Welt des Natürlichen. Laßt einen Garten, einen Park, ein, zwei Jahre ohne Pflege — und er verwildert zu einer Eichendorffwelt jenseits aller Ordnung. Überlaßt ein Haus, eine Fabrik, die eine Landschaft zurückdrängten und zerstörten, eine kurze Zeitspanne sich selber — und das den Empfindlichen störende Stückchen künstliche Welt ist wieder von der Natur überwachsen, entgradet, zurückgenommen in das ewig neue Chaos ihrer Wildnis. Im Krieg haben wir es oft erlebt, wie die Kulturlandschaft von der Regellosigkeit des wilden Wachstums rings an ihren Grenzen aufgefressen wurde: im Frieden kann, wer etwas aufmerkt, ständig den gleichen, stummen, zähen Kampf beobachten. Heute nehmen wir Abschied von der Landschaft: morgen ist sie wieder da, in ewig neuem Vordringen — zuerst in der Realität, dann zum Ausgleich auch des Dépaysé der Seelen in der Landschaft des Bildes. Man sollte deren Geschichte einmal von einer Betrachtung aus schreiben, wie sie hier versucht wurde: der alte Kampf zwischen Mensch und Natur würde darin ein sehr wunderliches Spiegelbild bekommen.

HANS PFLUG

An den Ufern der Donau

Solange Passau Grenzstadt war, gehörte nur die junge Donau zum Reiche; denn erst der Inn, an Breite und Wassermasse mächtiger als der den Namen behaltende Fluß, macht diesen zum eigentlichen Strom. Ulm, Ingolstadt, Regensburg, Passau sind Städte von provinziellen Ausmaßen, und die ganze Uferlandschaft hinterläßt den Eindruck, daß der Strom der Geschichte, einst gewaltig hier flutend, sich andere Wege gesucht hat. Als die Eingliederung Österreichs die Donau bis an die Ebenen Ungarns hin zum Reiche brachte, hat sich in dem äußeren Bild zunächst nichts geändert. Aber fast schlaghaft vollzog sich eine Gewichtsverschiebung im deutschen Lebensraum, die von der Millionenstadt Wien bis hinauf an die stille oberschwäbische Donau allmählich spürbar werden wird. Im Raumgefüge des Reichskörpers ist eine neue Achse entstanden, die in andere Richtung weist, wie sie die Lebensadern des Rheins, der Elbe und Oder vorzeichnen.

Sobald die Donau aus den Kinderschuhen heraus ist, empfängt sie ihr Lebensgesetz von den Alpen und bleibt ihm unterworfen, bis sie das Reich verläßt. Wo die hellen Felsen des Jura und die Ausläufer der böhmischen Gebirge das Weiterfließen der Schmelzwasser hindern, sammeln sich diese in dem Strombett, das erst sanft nordöstlich gerichtet ist und bei Regensburg dann in stumpfem Winkel nach Südosten umbiegt. Mit Brigach und Brege, zwei munteren, klaren Waldbächen, reichen die Ursprünge der Donau in die dunklen Tannenforste des Schwarzwalds; empfindsamen Reisenden verkörpert die marmorgefaßte Donauquelle im Donaueschinger Schloßpark den Anfang der gewaltig wachsenden Strommacht. Aus den drei Quellwassern entsteht bei der fürstenbergischen Residenz die eigentliche Donau, die sich erst durch die wiesenreiche Hochfläche der Baar schlängelt. Dann scheint ihr Dasein gefährdet: nahe dem Bahnknoten Immendingen versickert im klüftigen Kalkgestein des Jura ein Teil ihres Wassers und rinnt, erst unterirdisch, dann als Aach zutage tretend, dem Rhein zu. Ein schwaches Flüßchen noch tritt die Donau in die steilwandige Felsenschlucht, die sie sich in der Vorzeit durch das hellgraue, kliffige Jurageſtein gegraben hat.

Unterhalb Sigmaringen verebbt die romantische Landschaft, die Horizonte werden flachwellig, an die Stelle des ewigen Wechsels der Bilder tritt eine ernste Einförmigkeit. Dunkelgrüne Sumpfgründe tauchen auf, die Riede und Moose, eine weiterhin oft wiederkehrende Erscheinung. Bei Ulm, wo sich das ebene Schwemmland fruchtbar breitet, senden die Alpen ihren ersten Boten, die Iller, deren grünliches Wasser das dunkle der Donau um einige Töne aufhellt. Wieder parkartige Flußauen, in der Ferne die Randhöhen des Jura, bald von Süden – von Norden kommen nur kleine idyllische Flüßchen – der zweite Zufluß, stärker und ungebärdiger, der Lech. Sein grobes Geröll ist an den Alpen abgebröckelt, die Donau wird noch stärker grün, wenn nicht Hochfluten sie lehmig braun färben.

Dann zur Rechten eine öde, flache Fläche, das trockengelegte Donaumoos, weiter wieder das breite, randlose Tal, nicht eben anziehend, aber doch großartig in seiner Weite. Bei Regensburg kommt auch einmal mehr Wasser von der linken Seite, die Altmühl aus dem Jura, die Nab vom Fichtelgebirge, der Regen aus dem Bayrischen Wald. Bei dem Einfluß der beiden letzten erreicht die Donau ihren nördlichen Scheitelpunkt. Vorher aber hat der junge Strom noch einmal den Jura durchbrochen zwischen Weltenburg und Kelheim. Die abgeschliffenen Felsen steigen nackt und ohne Ufersaum aus dem lautlos ziehenden Wasser.

Unterhalb von Regensburg verliert das rechte Ufer jedes Profil, gewinnt aber als ergiebigster Ackerboden erhöhten ökonomischen Wert. Auf dem linken steigen in sanfter Wellung, zuweilen auch mit Bergkuppen vorspringend, die Höhen des Bayrischen Waldes an, die an den fernen Kämmen in blauen Linien verdämmern. Gegenüber den höchsten Erhebungen des Vorderen Waldes mündet die Isar, längst nicht mehr der muntere Alpenfluß, sondern zwischen sumpfigen Ufern ein schwerfälliger Geselle. Bald treten die hohen Berge zurück, aber freundlich grüne Hügel rücken zum Ersatz näher an den Strom, dessen Wasser das Kachletkraftwerk seeartig staut, bis sich bei Passau wieder ein hoher Bergrahmen öffnet. Da entsteht das berühmte dreifarbig gestreifte Flußbett, in der Mitte die grünliche Donau, von rechts der reißendere, gelbliche Inn, von links die stille, schwarze Ilz. Und der mächtige Akkord der Landschaft klingt fort. Ernste Waldberge säumen das tiefe, vielgewundene Tal, über dessen breite Kiesbänke der Strom in menschenarmer Gegend hinzieht, bis eine Talweite wieder eine größere Stadt angelockt hat, Linz unter dem Wahrzeichen des Pöstlingsbergs.

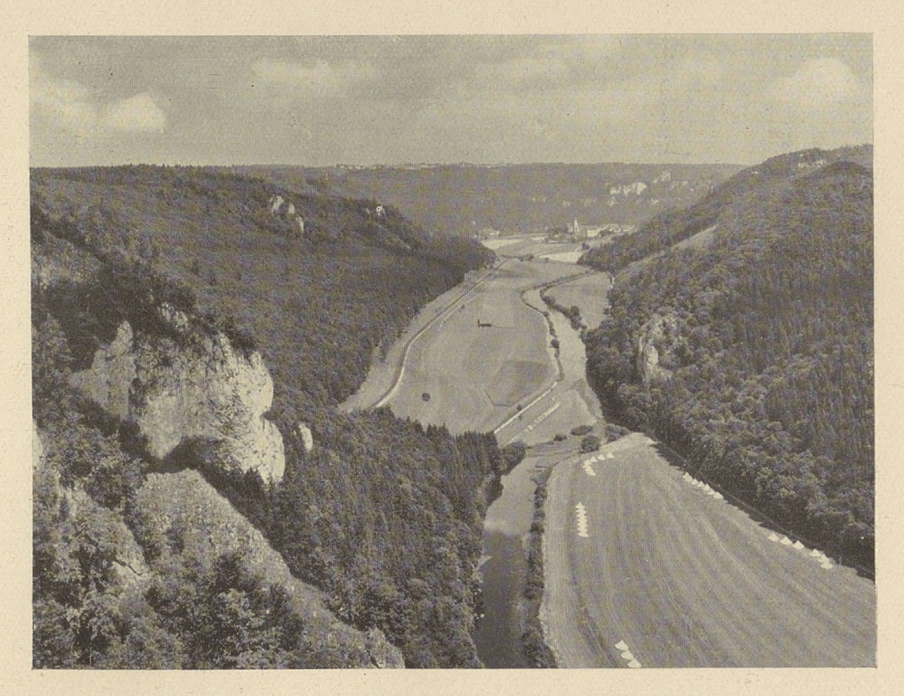
Zwischen weiten Stromgauen, zeitweise auch in eine steilwandige Furche eingezwängt, nimmt die Donau weiter ihren Weg, durch Traun und Enns, Abflüsse aus den östlichsten Alpenketten, mählich sich verstärkend. Die Wassermassen, die sich dann zwischen den Weinbergen und Waldwänden der Wachau hindurchwinden, halten nicht nur an Größe, sondern auch in den Reizen des Naturbildes jeden Vergleich mit dem Rhein aus, aber die Flußlandschaft ist noch unberührter und einsamer. Fast könnte man vergessen, wie nahe und wesensprägend die Alpen sind. Dann weichen plötzlich Wald und Berge zurück, ein fast grenzenloses ebenes Becken, das Tullner Feld, öffnet sich, bis die Mauer des Wiener Waldes vorspringt, verbergend was in ihrem Schutze sich bildete, die alte Kaiserstadt Wien. Nach der Strombiegung bei Korneuburg werden die Türme sichtbar, die vor dem randlosen Horizont des Wiener Beckens stehen. Dieses aber ist der Vorklang immer riesiger werdender Ebenen, mit deren Beginn Staatsgrenze und Volkstum wechseln.

Das Tal der Donau ist eine uralte Völkerstraße. Die Gräberfunde im Hohmichele bei Hundersingen und die unförmige Venus von Willendorf bezeugen ebenso die frühe Besiedlung und alte Kultur wie die meterdicke Schuttdecke, auf der Regensburg steht. Die im Dunkel versinkende keltische Zeit wird abgelöst von der Fremdherrschaft der Römer, die ihren Machtbereich über die obere Donau nach Norden ausdehnen, an der unteren den Fluß als Grenze halten. Gegenüber

dem Kohortenkastell Abusina bei dem heutigen Dorfe Eining begann auf dem linken Donau-Ufer bei Hienheim der Limes. Bedeutende römische Niederlassungen sind in Neuburg, Regensburg, Passau, Lorch nachgewiesen; jedes Museum an der Donau besitzt Funde der Römerzeit. Die Porta Prätoria in Regensburg und das Heidentor von Carnuntum sind als spärliche Reste ihrer Baukunst erhalten geblieben. Dann überfluten germanische Völkerscharen, Alemannen und Bayern, die Donaulande und werden um die Ufer des Stromes seßhaft; in Regensburg errichten die Agilolfinger ihre Herrschaft, bis diese im Frankenreich Karls des Großen untergeht. An die Wanderzüge und Kämpfe der Völkerwanderungszeit erinnert das Nibelungenlied, das die Burgunden donauabwärts an Etzels Hof fahren läßt. Aus der schwankenden Bilderfolge der Sage lösen sich die geschichtlichen Kämpfe zwischen den Franken und Awaren, denen die wiederholten Einfälle der Ungarn folgen, bis 955 auf dem Lechfeld der Ansturm des Südostens gebrochen wird. In dem Vorstoß der Türken gegen die Ostmark, der in der Belagerung Wiens gipfelt, kehrt der jahrhundertelange Kampf zwischen dem Osten und Westen, der an den Ufern der Donau ausgetragen wurde, zum letztenmal wieder. Wie ein Triumphdenkmal steht über Wien das herrliche Schloß Bellevue des Türkensiegers Prinz Eugen.

Es waren nicht feindliche Gewalten allein, die stromaufwärts in die oberen Donaulande kamen. Neben dem reichen Gewinn, den Regensburg aus dem Orienthandel zog, wirkten in den Mystikern der Donaulande und in der Formensprache des Schottenportals zu Regensburg die geistigen Kräfte des Ostens, deren Mittler auch die Kreuzfahrer waren, die zu Schiff die Donau hinunterfuhren. Der Dreißigjährige Krieg wiederum brachte den Donaugegenden schwere Heimsuchungen. Bei Rain empfing Tilly die todbringende Wunde, der er in dem von Gustav Adolf belagerten Ingolstadt dann erlag. Noch nicht hundert Jahre später kamen die entscheidenden Schlachten des Spanischen Erbfolgekrieges an der Donau zum Austrag. Nachdem die Niederlage des Kurfürsten Max Emanuel am Schellenberge ein düsteres Vorspiel gebracht hatte, erlagen die Bayern und Franzosen bald darauf bei Höchstädt völlig der überlegenen Kriegskunst des Prinzen Eugen und Marlboroughs. Genau hundert Jahre später begann Napoleon mit der Gefangennahme Macks bei Ulm den siegreichen Donaufeldzug, der mit der Dreikaiserschlacht von Austerlitz endete. Vier Jahre später warf der Tag von Aspern den ersten Schatten auf Napoleons Ruhm. Für ein Jahrhundert vergehender Macht und ermattenden Glanzes noch ging die Habsburger Donaumonarchie aus diesen Kämpfen hervor. Dann stellte der Ausgang des Weltkrieges erneut die deutsche Frage an der Donau, die am 12. März 1938 gelöst wurde.

Als die freie Reichsstadt Ulm noch einer der Vororte des oberdeutschen Handels war, gingen von hier aus die berühmten plumpen „Ulmer Schachteln", aus Brettern zusammengefügte Schiffe, deren Holz in Wien verkauft wurde, mit Waren und Menschen die Donau hinunter. Unter dem Geschrei der Schiffsknechte wurden die Schiffszüge von den Pferden auf dem Leinpfad langsam



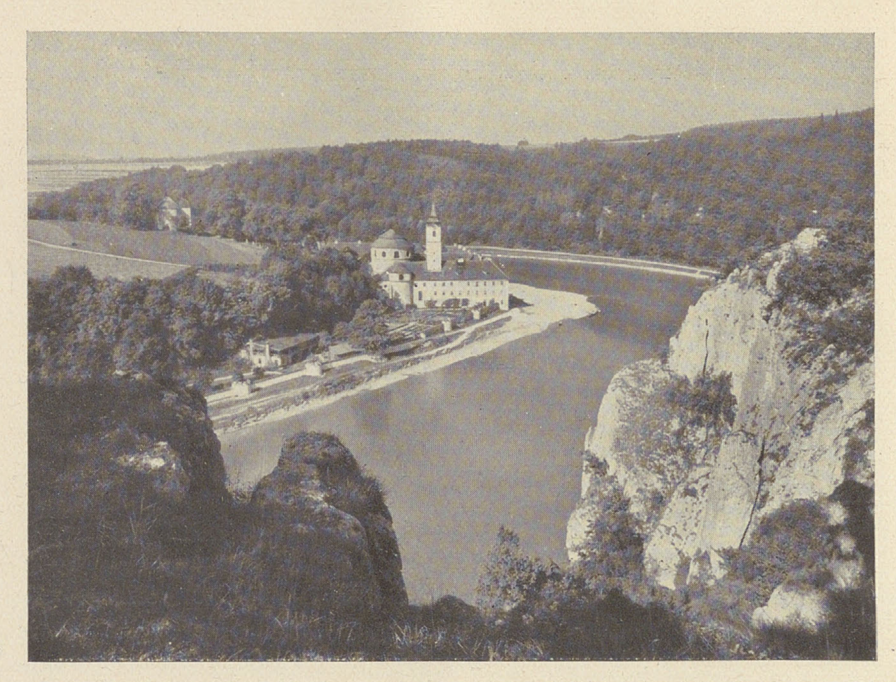
Blick vom Knopfmacherfelsen ins obere Donautal gegen Beuron

stromauf gezogen. Wir können uns heute kaum eine Vorstellung davon machen, welch bewegtes Leben vor der Erfindung der Eisenbahnen auf den Fluten der Donau herrschte, auf denen sich ein gut Teil des Verkehrs zwischen den oberen Donaugegenden und den österreichischen Donaulanden vollzog. Die Bedeutung dieses Verkehrs spricht deutlich aus der großen Zahl der Handbücher für Donaureisende. Nach einer Zwischenzeit, in der die Schiffahrt vor dem Schienenweg zurücktrat, wird mit der Regulierung des Stromes und dem Ausbau des Großschiffahrtsweges Rhein-Main-Donau der Wasserweg erneut an Gewicht zunehmen, und mit diesen Wandlungen werden sich auch die wirtschaftlichen Produktionskräfte nach den Ufern der Donau verschieben und manche Stadt aus ihrem stillen Dahindämmern erwecken.

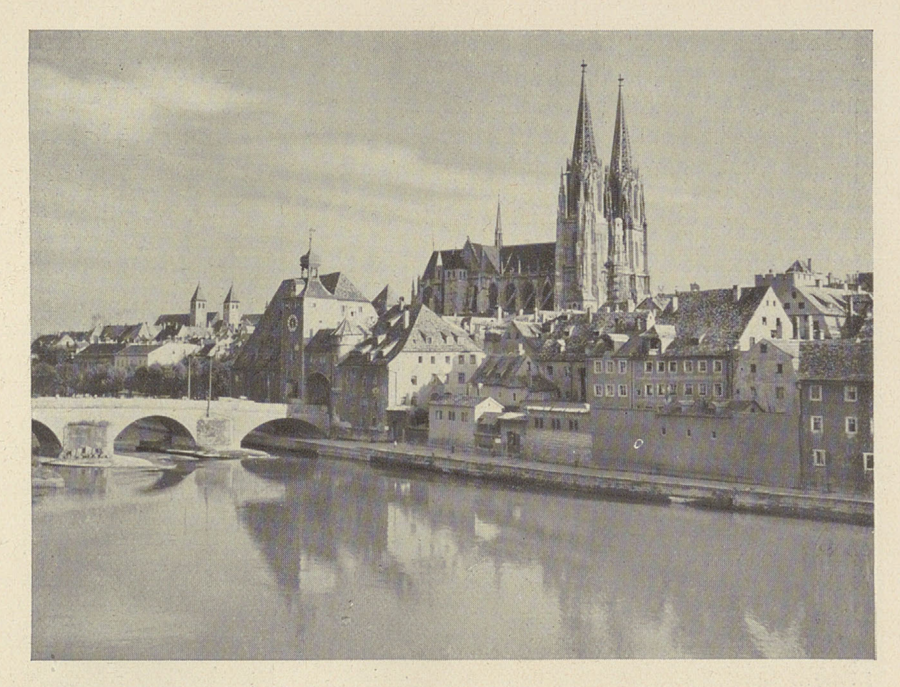
Dem obersten Donautal wird dabei wohl seine schwäbisch-kleinräumige Behaglichkeit erhalten bleiben, den einstigen Kleinresidenzen Donaueschingen und Sigmaringen wie dem malerischen Städtchen Mülheim. Auch Beuron wird den Klosterfrieden seines stillen Talkessels sich bewahren können. Die Eintönigkeit der oberschwäbischen Donaulandschaft wiegen die weiträumigen barocken Klosterkirchen von Zwiefalten, Obermarchthal und Wiblingen wie auch die idyllischen vorderösterreichischen Donaustädte Riedlingen, Munderkingen und Ehingen auf. Gut schwäbisch allewege und wacker seine Selbständigkeit behauptend war immer das reichsstädtische Ulm, in dessen gewaltigem Münster Macht, Stolz und Gemeingeist mittelalterlichen Bürgertums sich ein Denkmal setzten.

Von der überaus reichen künstlerischen Ausstattung sind wenigstens einige Bilder der schwäbischen Meister und Syrlins unvergleichliches Chorgestühl erhalten geblieben. Malerische Winkel zeigen noch die alten Gassen um die Blau, die wenig von Ulm entfernt im Schatten der Klosterkirche von Blaubeuren dem durch Mörikes Historie von der schönen Lau bekannten Blautopf entquillt.

Die Kette der kleinen Donaustädte, die zwischen Ulm und Ingolstadt rasch aufeinanderfolgen, sind teils durch kriegerische Ereignisse und große geschichtliche Überlieferungen, teils durch anmutig idyllische Stadtbilder und bedeutende Kunstwerke ausgezeichnet. Von seinem Siege bei Elchingen empfing Ney den Titel eines Herzogs von Elchingen, indes bei Leipheim sich 1525 das Schicksal der aufständischen oberdeutschen Bauern entschied. In dem zwischen der Günz und Donau hochgelegenen Günzburg, dem Stromübergang guntia der Römer, steht eine der berauschend schönen Rokokokirchen Dominikus Zimmermanns. Als Hauptort der Markgrafschaft Burgau war Günzburg auch eine der österreichischen Domänen an der oberen Donau. Lauingen mit seinen Spitzwegmotiven am Wehrgang und dem gewaltigen Stadtturm brachte den größten deutschen Gelehrten des Mittelalters, Albertus Magnus, hervor; das nahe Dillingen wählten sich die Bischöfe von Augsburg als Residenz, die ihm mit vornehmen Barockbauten das Gepräge eines geistlichen Fürstensitzes gaben und den fragwürdigen Ruhm seiner vielbespöttelten Universität. Um Höchstädt und Blindheim geistern noch die Toten der mörderischen Schlacht des Jahres 1704, die Marlborough den Titel Earl



In der Einsamkeit des Donaudurchbruchs liegt Kloster Weltenburg



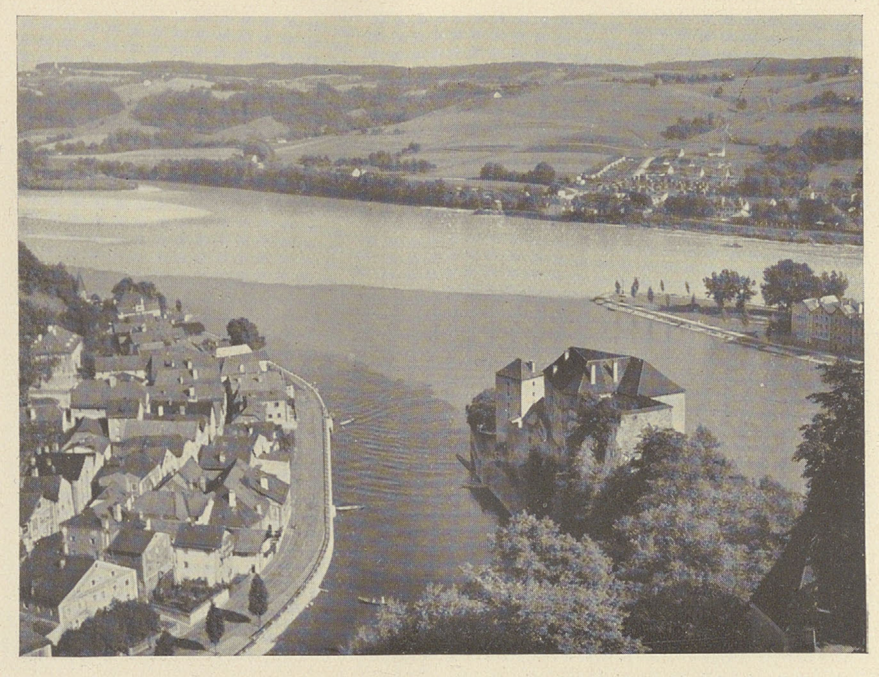
Regensburg

of Blenheim und das Parlamentsgeschenk Blenheim Castle eintrug. Schwere Kriegsleiden mußte auch die oft umkämpfte Reichsstadt Donauwörth über sich ergehen lassen, an die sich außerdem das tragische Schicksal der aus unbegründeter Eifersucht jähzornig hingerichteten Maria von Brabant knüpft. Die stattlich breite Reichsstraße spiegelt noch den verblichenen Glanz des heute so behaglich kleinbürgerlichen Donauwörth.

Der Lech scheidet Schwaben von Altbayern, auf dem linken Ufer ebbt das Fränkische zur Donau hin aus. Wenig stammliches Lokalkolorit zeigt das Architekturbild von Neuburg, dessen großes Schloß prächtig über der Donau thront. Die Pfalzgrafen machten es zu einer Residenzstadt der Renaissance und des Barock, deren unversehrte Einheitlichkeit heute noch den Besucher entzückt. Die nächste Etappe heißt Ingolstadt, jahrhundertelang Sitz einer berühmten Universität, an der große Humanisten lehrten und Luthers Gegner Dr. Eck. Später wurde Ingolstadt ein Zentrum der Gegenreformation; immer war es eine starke Festung. Auch die Strecke von Ingolstadt bis Kelheim ist mit Geschichte gesättigt, wenn auch von der starken Burg der mächtigen Grafen von Vohburg nur noch Trümmer stehen. Die Reste des Kastells von Eining und Hienheim als Ausgangspunkt des Limes erinnern an die römische Zeit. Ein wahrhaft bezauberndes Kunstgebilde stellt die Weltenburger Klosterkirche der Asams dar. Der einstige Herzogsitz Kelheim ist heute eine bayrische Landstadt, über der fremdartig Ludwigs I. Befreiungshalle steht.

Bald ist Regensburg erreicht, neben Ulm die bedeutendste Stadt der oberen Donau, nach Albert von Hofmann „in historischer Beziehung vielleicht die allererste Stadt Deutschlands". Man braucht nur das Wichtigste zu nennen, um diesen Reichtum deutlich zu machen: der Dom, die Stifter Ober- und Niedermünster, St. Emmeram mit dem schönen Grab der Kaiserin Hemma, die Jakobskirche mit dem geheimnisreichen Schottenportal, das Rathaus, wo im Reichssaal der Immerwährende Reichstag zusammenkam, unter den Prunkräumen die Folterkammer, die Geschlechterhäuser mit den Wehrtürmen, die Steinerne Brücke. Jedes Haus in dieser Stadt scheint eine Chronik zu sein. Dazu kommen als Reize das prächtige Stadtbild an der Donau und das bayrisch gemütliche Wesen der Bewohner. An den Ruinen von Donaustauf, den hellen Marmorsäulen der Walhalla und dem Burgidyll von Wörth vorbei führt die Donaureise weiter nach Straubing mit seiner eindrucksvoll stattlichen Hauptstraße und den düsteren Erinnerungen an Agnes Bernauer. Stromabwärts lockt wieder die Barockpracht großer Klöster in Metten, Niederaltaich und Osterhofen, dann folgt eine ganze Stadt des Barock: Passau. Es ist schwer zu sagen, was man mehr rühmen soll an der Dreiflüssestadt, ihre herrliche Lage zwischen den Bergen an den Ufern von Donau, Inn und Ilz oder die eigentümliche, schon südlich angehauchte Physiognomie.

Unterhalb Passau wird die Landschaft einsamer. Anmutig liegen die Dörfer zwischen Wiesengrün vor den dunklen Waldhängen, vereinzelt führt die Fahrt



Passau, Blick von Oberhaus auf den Zusammenfluß von Donau, Inn und Ilz



Neuhaus (zwischen Passau und Linz)

Photos: Helga Glassner, Berlin

an einer Burg oder einem Kloster vorbei, bis jenseits des Stifts Wilhering der Pöstlingsberg sichtbar wird und darunter Linz sich breitet, die heitere Stadt mit ihren Barockzügen. Der Nachdenkende erinnert sich hier Adalbert Stifters, dessen Leben eng mit der Stadt verbunden war. Draußen in St. Florian ruht Bruckner. Sein schlichtes Arbeitszimmer hebt die zugleich großartige und vornehme Barockpracht der Kaiserzimmer des berühmten Stifts noch stärker hervor.

Von St. Florian richtet sich der innere Blick schon auf Stift Melk mit seiner wahrhaft königlichen Lage über der Donau. Es gibt wenige Stätten, wo Geist und Kultur des Barock in solcher Größe und Geschlossenheit sich kundgeben wie bei Melk. Unter den Kulturschichten der Donaulandschaft hat der Barock den hervorragendsten Anteil, von Wien bis hinauf ins Schwäbische.

In welchem Gegensatz stehen zu diesen Palästen und Kirchen die engen gotischen Städte, jene Kleinwelt der Winzerorte in der Wachau, wo Haus an Haus gedrückt ist und die schmalen Straßen in vielen Winkeln sich brechen. Nur die Burgruinen mächtiger Rittergeschlechter, Aggstein und Dürnstein, bringen einen Zug von geschichtlicher Bewegtheit in jene Atmosphäre von Mühsal und Sorge, die mit der Hervorbrigung des edelsten aller Getränke, des Weines, verbunden zu sein scheint. Krems am Ausgang der Wachau zeigt wieder ein reicheres Bild, spiegelt ein Stadtwesen, das die natürliche Lage über die vielen kleinen Städte hinaushob. Von der Höhe des anderen Ufers grüßt aus der Ferne die hell leuchtende Schauseite des Stifts Göttweig. Dicht vor Wien tritt ein letztes Mal die geistliche Macht des alten Kulturgefüges in Klosterneuburg in Erscheinung, dessen unermeßliche Kunstschätze als kostbarstes Werk der Verduner Altaraufsatz krönt.

Die höchste Fülle aber an Kultur und Erbe spart die Donaulandschaft bis Wien auf, das nahe den Grenzen des Reiches zu einer Riesenstadt erwuchs, die fast eine eigene Welt verkörpert. Von hier spannen sich einst die Fäden bis hinauf zu den Quellen der Donau, von wo der bedrohten Ostmark immer wieder die Kräfte zuflossen, die gefährdete Volksgrenze zu halten. Gewachsen aus einer politischen Sendung, die in ihren Wirkungen noch weit die Donau hinab zu verspüren bleibt, wurde Wien der Mittelpunkt eines Weltreiches, das alle Stufen des Aufstiegs und Zerfalls erleben mußte. Ein liebenswürdiger Menschenschlag, befähigt zum Genuß und von einer anziehenden Leichtigkeit, täuscht manchmal darüber hinweg, welche schweren Schicksale diese letzte große deutsche Donaustadt zu erleiden hatte, aber im Wienertum gibt sich auch wieder die Lebenskraft eines Stammes kund, der mit den reichsten Gaben der Kunst und des Geistes ausgestattet, zugleich schicksalsmäßig vor eine eminent politische Aufgabe gestellt war, die noch nicht beendet ist. Die andere Achse, die mit der Eingliederung Österreichs in den Reichskörper eingefügt wurde, ruht am stärksten auf dieser Stadt, und sie wirkt immer noch über diese hinaus, weiter in der Richtung des Stromes, der auch ihre Richtung ist, in einer unendlichen Aufgabe, die dem Volke in der Mitte Europas aufgetragen ist. Wie an der schwäbischen Donau der Turm des Ulmer Münsters als Wahrzeichen der Landschaft und Sinnbild des die Jahrhunderte überdauernden Volksgeistes steht, so beherrscht an dem stärksten Kristallisationspunkt der ostbayrischen Donau wieder ein gewaltiger gotischer Turm den weiten Umkreis, der Stephansturm, von den Wienern vertraut kurz der Steffel genannt. Und zwischen diesen beiden Türmen spannt sich ein unsichtbarer Bogen, der durch Raum und Zeit „Deutschlands anderen Schicksalsstrom", wie man die Donau genannt hat, zu einer die Kräfte sammelnden Linie im Raum und Leben unseres Volkes macht.

Rundschau

Regenschirm oder Stockdegen? Im englischen Unterhaus hat der Kanzler des Herzogtums Lancaster, Morrison, im Hinblick auf die Rüstungen ausgeführt: der englische Premier nehme morgens seinen Regenschirm in die Hand, um gegen möglichen Regen geschützt zu sein; das bedeute aber nicht, daß er annehme, es werde regnen. Man muß freilich sagen, daß der jetzt von England vorbereitete Rüstungsregenschirm mit Billigung des ganzen Volkes schon kriegsmäßig genannt werden muß. Wenn man weiter bedenkt, daß die englische Flotte zu ungewohnter Zeit im Mittelmeer Manöver abhält, so ist anzunehmen, daß England doch allenfalls sich auf Regen einrichtet. — Das scheint bestimmt Präsident Roosevelt zu tun, sonst hätten er und seine Mitarbeiter kaum so stark alarmierende Nachrichten in die Welt gesetzt, die die Weltunruhe unnötig verschärfen. Vorläufig sind aller Augen weiter auf Spanien gerichtet, wo über kurz oder lang die Entscheidung für Francos endgültigen Sieg fallen muß. — Die ungewöhnlich scharfe Sprache der italienischen Presse gegen Frankreich und z. T. auch gegen England zwingt zu der Annahme, daß man auch dort mit einer Wetterbesserung nicht rechnet. In die gleiche Richtung weisen die Truppenverstärkungen in Libyen und Tunis. — Auch die Besetzung der Insel Hainan und die Bombenabwürfe in unmittelbarer Nähe von Hongkong erleichtern die internationale Spannung nicht. Adolf Hitler hat seinem Glauben an eine lange Friedenszeit Ausdruck gegeben. Wenn dadurch eine Entspannung der internationalen Lage nicht eingetreten ist, so darf man das deutsche Volk dafür nicht verantwortlich machen. Der Monat März mit seiner unsicheren Witterung wird alle Staaten zwingen, weiter für Rüstungsregenschirme zu sorgen, die derartige Unsummen verschlingen, daß man unter Verzicht auf sie ein Schönwetterklima für die ganze Welt schaffen könnte.

Papst Pius XI. † Das Oberhaupt der katholischen Kirche, Papst Pius XI., ist in der Frühe des 10. Februar gestorben. — Als die Nachricht durch den Äther verbreitet wurde, hat die Welt den Atem angehalten. Pius XI. war ja nicht nur der oberste Priester und Lehrer der katholischen Kirche, er war auch der Repräsentant einer großen moralischen Kraft und Autorität, die er in den 17 Jahren seines Pontifikats des öfteren auf die Waagschalen der Weltentscheidungen gelegt hat, nicht immer ausschlaggebend, dennoch gewichtig und unüberhörbar. — Als Ambrogio Damiano Achille Ratti am 6. Februar 1922, nahezu 65 Jahre alt, zum Papst gewählt wurde, hatte er als der 261. Papst kein leichtes Erbe zu verwalten. Die Nachwirkungen des Weltkrieges traten in ein das geschwächte Europa bedrückendes Stadium. Weltwirtschaft und Welthandel waren aus den Fugen. Die Gegensätze unter den Völkern versteiften sich. Die sozialen Spannungen nahmen vor allem für die ärmeren Schichten verschärfte Formen an. Die Völker

des Fernen Ostens und des schwarzen Erdteils strebten nach einer neuen Bewertung in der Weltgemeinschaft. Völkische Bewegungen gewannen in Europa mehr und mehr an Boden. Da erkannte der neue Papst, der frühere gelehrte Präfekt der vatikanischen Bibliothek, der sich mittlerweile im diplomatischen Dienst die ersten Sporen verdient hatte, seine Aufgabe darin, das Papsttum auf die wesentliche Funktion des „Pontifex maximus“ zu beschränken. Er wurde ein „wahrhaft großer Brückenbauer“. Er schlug die Brücke zwischen Staat und Kirche in Italien. Er suchte, weil er das deutsche Volk kannte und liebte, nach dem Großen Kriege Brücken über die Gegensätze der Völker hinweg zu schlagen. In den sozialen Kämpfen mühte er sich um die Brücke der „sozialen Liebe“. Zu allen, die eine eindeutige Frontstellung gegen den kulturzerstörenden kommunistischen Bolschewismus wollten, schlug er die Brücke der Verständigung. In klarer Einsicht in die volklichen Wirklichkeiten gab er den Völkern des Ostens und Afrikas einen einheimischen Klerus und Episkopat, um dadurch Mißverstehen zu überbrücken und Eigenentwicklung zu fördern. Der schwindelfreie Bergsteiger wagte es, Brückenpfeiler zu rammen für eine Verständigung der Ostkirche mit Rom, ja, für eine Verständigung der Christen untereinander. – Wer am Wege baut, hat viele Meister. Nicht immer war die Haltung des Papstes in bedeutenden Fragen der Gegenwart für den außenstehenden Beobachter verständlich. Die Persönlichkeit aber und ihr Werk, das sichtbar geworden, weckten über Nichtverstehen hinaus Vertrauen und Ehrfurcht. Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe waren in seinem geschriebenen und gesprochenen Wort Richtschnur und Maßstab. Der Pontifex hat nicht alle Brücken vollenden können, die er plante. Sein Nachfolger wird vielerorts fortfahren können, wo der elfte Pius aufhören mußte.

Friedrich Düsel, der im Februar seinen 70. Geburtstag beging, brachte für seine Lebensaufgabe, durch viele und erfolgreiche Jahre „Westermanns Monatshefte“ zu leiten, die Voraussetzungen für eine solche verantwortungsvolle Tätigkeit in hervorragendem Grade mit: eine gründliche, vielseitige und feinsinnige Bildung, ein unbestechliches Urteil über echten und Scheinwert, Gelassenheit und Fähigkeit zu temperamentvoller Stellungnahme, wenn es nötig ist, eine lautere und vornehme Gesinnung und einen geraden aufrechten Charakter. Er ist ausgezeichnet durch ein echtes Ethos und bei aller äußeren beherrschten Haltung durch Herzensleidenschaft für Recht und Anstand und die wahren großen Werte. Er begann unter Friedrich Lange an der „Deutschen Zeitung“ und strebte schon damals nach einer Vereinigung eines starken Nationalgefühls mit echter Geistigkeit – einer Haltung, der er treu blieb. Als Leiter einer großen Zeitschrift, als Verfasser eines der Reinheit der deutschen Sprache dienenden Fremdwörterlexikons, als Herausgeber deutscher und ausländischer Dichter (Storm, Geibel, Reuter und Geijerstam), als Verfasser vieler Beiträge zum deutschen Geistesleben, die wir nicht entbehren mögen, als geachteter Theaterkritiker hat er vollen Anspruch, daß man seine anständige Leistung im Dienst an der deutschen Kultur nicht vertusche oder verschweige. Dem großdeutschen und volksdeutschen Gedanken aus Instinkt nahe, stellte er seine Kraft und seine Zeitschrift in den Dienst dieses

Gedankens gerade zu der Zeit, als nach dem unglücklichen Kriegsausgang das Deutschtum draußen am härtesten litt und in seinem Kern bedroht war. Seit vielen Jahren gehört er zur Leitung einer Organisation, die dem volksdeutschen Gedanken diente, als er noch nicht Parole der Regierung war und als andere Männer an ihm vorübergingen, die ihn heute für sich in Erbpacht nehmen zu können glauben. Über der Leistung aber soll man den Menschen nicht vergessen, denn gerade bei Düsel ist die Leistung in seinem sauberen Menschentum begründet. Seine noble Gesinnung, die Rechtlichkeit seines Denkens, seine unbedingte Zuverlässigkeit und Hilfsbereitschaft machen ihn für seine Freunde zu einem Freunde, dem gegenüber man einmal ruhig die gewöhnliche männliche Scheu, Gefühl zu zeigen, außer acht lassen darf, um bei seinem 70. Geburtstag zu sagen: wir haben ihn von Herzen gern.

Die Altpreußin. Auf den neuen Bildern, die man von A g n e s M i e g e l manchmal in den Zeitungen oder Zeitschriften findet, sieht man sie von einem Schwarm junger Mädchen einer Schule oder einer BDM.-Gruppe umgeben, die ihrer Vorlesung lauschen. Die Dichterin aus Ostpreußen, die vor sechzig Jahren, am 9. März, in Königsberg geboren wurde, hatte schon vor dem Kriege ihr Publikum gefunden. 1901 war ihr erstes Buch, ein kleiner Band Gedichte, erschienen. Den Anschluß aber an die Jugend und somit den Zugang zu den Herzen der Nachwachsenden, besonders natürlich der Mädchen der reifenden, nachrückenden Generationen, die das glückliche Einfach-Dasein der Jahre vor 1914 nicht mehr kennen, dürfte sie wohl erst mit vielen anderen deutschen Schriftstellern und Schriftstellerinnen heimatgebundener Art in den Jahren nach dem Umbruch gefunden haben. – Wer ihre gegenwärtige Wirkung und das Echo, das ihr heute überall, und nicht nur durch offizielle Ehrungen, sondern eben durch die Aufmerksamkeit jener, die Weiterträger des Ruhmes der Älteren sind, mit der Bedeutung vergleicht, die ihr von der den Ton angebenden Literaturkritik einer anderen Epoche zugesprochen wurde, der kann sich nur darüber freuen, daß ihr im Alter der Weg zum Volk und dessen Verständnis immer breiter und geebneter erscheinen wird. Vieles in ihren frühen Gedichten, die in dem Bande von 1901, in den „Balladen und Liedern" von 1907 und in den „Gedichten und Spielen" von 1913 vereinigt sind, hat außer einer unverkennbaren Echtheit der heimatlichen Bezogenheit und seelisch-landschaftlichen Verschränkung auch den sehnsüchtigen Hauch und den glänzenden Wortschatz der sogenannten Neuromantik jener Jahre, die durch die Werke Rilkes, Georges und Hofmannsthals beherrschend angedeutet sind. Die Gleichzeitigkeit mit Lulu von Strauß und Torney läßt sich bei Agnes Miegel oft erstaunlich klar abhören. Und vielleicht ist es sogar so, daß jemand, dem man Balladen dieser Frauen vorläse und den man bäte, ihre Autorinnen zu nennen und zu unterscheiden, gar nicht so leicht auf die Namen käme, wohl aber die Entstehungszeit ihrer Strophen kalendergenau angeben könnte. Eine Auslese ihrer frühen Gedichte faßte sie 1927 zusammen. 1934 erschien ein neuer Band „Herbstgesang", 1936 kam noch einmal ein Balladenband, der mit den „Nibelungen" beginnt und mit einer Apotheose auf Hindenburgs Befreiung

Ostpreußens schließt. – Ebenso wie in ihren lyrischen Werken atmet in ihren Prosaarbeiten der Wind ihrer östlichen Heimat als der eigentlich dichterische Odem. Ihre Erzählungen, die sie erst als menschlich durchgereifte Persönlichkeit veröffentlichte, haben ihren literarischen Ruf wesentlich gekräftigt und ihr neue Leser zugeführt. Vermutlich wird als ihre stärkste Schöpfung der Band der „Geschichten aus Altpreußen" (1928) angesehen werden, wenn einmal andere Zeiten nach dem Bleibenden von dieser mütterlich gewandten und im näheren Betracht ganz und gar unliterarischen Frau fragen. In den Erzählungen „Landsleute", „Der Geburtstag", „Engelkes Buße" und am stärksten in der geradezu berühmt gewordenen Geschichte „Fahrt der sieben Ordensbrüder" hat sie die zwielichte Welt des deutschen Ostens, in dem Heidentum und Christentum düstere Jahrhunderte lang ihr Blut gegeneinander opferten, dichterisch gedeutet und aus einer bodennahen geschichtlichen Vision beschworen. Auch die Erzählungen aus dem Bande „Gang in die Dämmerung" (1934) führen wieder in das verewigte Gestern, dessen Strömen sie als Frau mythischer, dunkler und gewisser zugleich spürt, als es wohl ein Mann vermöchte. Ihr kleines Buch „Kinderland" (1931) lieben viele wegen des ahnungsvollen Zurückschwebens in eine friedliche Welt, deren Natürlichkeit noch ganz ohne Bewußtheit oder Auftragsnotwendigkeit war. An äußeren Ehren haben ihr die letzten Jahre alles gegeben, was sich ein Mensch, der sie überwunden hat, dennoch wünschen kann. Sicher aber ist ihr schönstes Verdienst, daß sie den Jüngeren zuletzt ganz Schwester geworden ist, mütterliche Schwester.

William Butler Yeats †. Die Welt und besonders die englisch sprechende Welt ist wieder einmal um einen ihrer „großen alten Männer" ärmer geworden. Nicht lange vor der Vollendung seines 74. Lebensjahres ist am 28. Januar 1939 in Mentone an der französischen Riviera der irische Dichter William Butler Yeats gestorben. Was in diesem Alter an sich immer zu erwarten war, löst bei seinem Eintritt dann aber doch Bestürzung aus. Im Falle Yeats' gehören weit über die unmittelbar Betroffenen, ja über sein engeres und weiteres Vaterland hinaus sicherlich viele gebildete und geistige Menschen aus allen Ländern zu den Tieftrauernden, denen das bloße Im-Leben-Sein dieses großen Menschen allmählich wichtiger geworden war als die lange testierte Unsterblichkeit seiner dichterischen Leistung. Dabei ist Yeats Name und Werk, obwohl er dreiundfünfzig Jahre an führender Stelle produktiv in der englisch-irischen Dichtung stand, gewiß nicht in dem Sinne weltbekannt gewesen wie etwa sein Landsmann Shaw, der übrigens nach Herkunft und Geistesrichtung viel weniger als Yeats ein Ire und viel mehr ein englischer Siedler auf irischem Boden ist. Aber auch jeder dritte Autor irgendeines englischen oder amerikanischen bestseller der Erzählung ist oft mit seinem Namen rascher um die Erde gereist als dieser mächtigste Lyriker der englischen Sprache im letzten halben Jahrhundert, um dessen wenigstens probeweise Übertragung ins Deutsche die verschiedensten Übersetzer seit dem Jahre 1892 bis in die jüngste Zeit bemüht gewesen sind. Sein Werk hat nun einmal alle Sprödigkeit und Esoterik, aber auch den ganzen tiefen Glanz echter Dichtung,

wie sie abgrenzen, Distanz schaffen, „national" machen, selbst wenn ihnen nicht wie im Falle Yeats' obendrein noch der typisch irische Zug des Bewußtseins zum Nationalen und zur Regeneration keltischen Volkstums einwohnen würde. Dies freilich vom Range der Person her gesehen mit einer alles Provinziale und Nationale welthaft läuternden Kraft des Geistes. Man nennt seit langem Yeats als den führenden englischen Symbolisten, das parallele Ingenium zu Mallarmé, Valéry in Frankreich, zu George und Hofmannsthal in Deutschland, Verwey in Holland usw. Obwohl in weit stärkerem Maße nicht „reiner Lyriker", sondern daneben der Schöpfer des neu-irischen Theaters, der Verfasser von Erzählungen und Essays, ja sogar ein politischer Mensch, der sechs Jahre lang Senator des Irischen Parlamentes war, erscheint Yeats von allen genannten Symbolisten und Altersgenossen dennoch Stefan George am verwandtesten. Sein heidnischer „Katholizismus" (bei übrigens protestantischer Konfession), seine tiefe, dabei aber wiederum ins Unvolkstümliche destillierte Beziehung zum Mythos und der Sagenwelt seines Vaterlandes, sein hohes Artistentum auf der Grundlage eines mächtigen Persönlichkeitsethos, nicht zuletzt auch die stark malerische Seite seines Talentes (sein Vater war Maler, er selbst 3 Jahre auf der Dubliner Akademie) rücken ihn in die greifbare Nähe Georges, den man in der Tat bisweilen unmittelbar sprechen zu hören glaubt gerade auch in der brokaten funkelnden Sprache von Yeats' Prosa. Was der etwas jüngere George dann allerdings nicht mehr erreicht hat, den Auslauf in eine wahrhaft krönende Weisheitsperiode des Greisenalters, ist Yeats beschieden gewesen, dessen Gedankenwelt sich einerseits mehr und mehr an die Zeitlosigkeit indischen Mystizismus' anlehnte, andererseits dabei aber von der Form und vom Ausdruck her gesehen allen „heimlichen Orient", alle Juwelenpracht der Sprache, alle Schlangenschuppigkeit des Geistes mehr und mehr abstreifte und die Fähigkeit, „mit einer Mindestzahl schmucklosester Worte etwas entscheidend auszusagen", gerade in seinen letzten Dichtungen wie wenige andere gewonnen hat. „Meine Träume habe ich Dir unter die Füße gebreitet. Tritt sachte auf, du trittst auf meine Träume", heißt es schon in einer berühmten Zeile seiner frühen Gedichte, und die Treue zum Traume ist der Schlüssel dieses Lebens auch bis in sein wunderbares Alter hinein geblieben.

Mit blauen Perlen . . . Wenn eine Europäerin zunächst zusammen mit einer Kameradin, später die Hauptstrecke wegen Erkrankung der andern Dame allein im eigenen Auto durch die Türkei, Syrien, Mesopotamien (den heutigen Irak) und durch Persien fährt, so ist das an sich schon eine solche Leistung, daß man mit Hochachtung den Hut davor zieht. Wenn dann diese Europäerin als Frucht einer oft von unvorstellbaren Schwierigkeiten gehemmten und doch glücklich beendeten Fahrt ein grundgescheites Buch mitbringt, in dem sie mit seltener Klarheit und eindringlichem Verständnis die Probleme des von ihr durchfahrenen Raumes und der von ihr besuchten Völker aufzeigt, so steigert sich die Bewunderung solcher Leistung auf einen ungewöhnlichen Grad. Diese Anerkennung und Bewunderung sollen Margret Boveri nicht vorenthalten bleiben, die beide Leistungen vollbrachte und in dem Buch „Vom Minarett zum

Bohrturm" (Berlin, Atlantis-Verlag) eine politische Biographie Vorderasiens von bleibender Bedeutung schrieb. Margret Boveri steht seit geraumer Zeit in der vordersten Reihe deutscher politischer Publizistinnen — politisch hier in seinem weitesten und echtesten Sinne gefaßt. Ihr Buch „Das Weltgeschehen am Mittelmeer", dessen bedeutender politischer Verstand, Instinkt, Gescheitheit und menschliche Reife nicht nur durch die jetzt schon vorliegende 3. Auflage in deutscher Sprache, sondern auch durch Übersetzungen in andere Sprachen bestätigt wurden, ist auf diesen Blättern seinerzeit gewürdigt worden. Seine Vorzüge, die im Wesen und der Art der Verfasserin begründet liegen, leuchten auch aus ihrem neuen Buche, für das sie freilich wohl weniger Zeit zur Vollendung hatte als für das erste. Man erinnert sich kaum an ein Buch, das mit so meisterhafter Klarheit den ewigen Unterschied zwischen Morgen- und Abendland klarmacht. Margret Boveri ist zweifellos in einer Atmosphäre beheimatet, in der intellektuelle Redlichkeit und klares, rationales Denken selbstverständliche Forderungen sind. Wenn nun ein Mensch aus solcher Umwelt das tiefste Wesen des Morgenlandes so intensiv erfaßt, daß sie auf ihrer Fahrt durch ein Land, in dem der Boden und die Götter jeden Augenblick gut- oder bösartig, meistens aber bösartig, in die Einzelschicksale eingreifen, wo selbst die ewig gleichbleibenden Elemente wie Wasser und Erde etwas ganz anderes sind als in Europa, den Schutz der landesüblichen blauen Perlen gegen das lauernde Unheil als selbstverständliche Notwendigkeit bejaht, so ist das der schlüssigste Beweis, daß hier ein abendländischer Mensch das letzte Geheimnis des Orients begriffen hat. Aus dem Morgenland, der Heimat der Götter, kamen alle großen Verkünder neuer Religionen: Zarathustra, Moses, Christus und Mohammed. Auf einem Boden von letzter Feindseligkeit gegen den Menschen waren jeder Lehre die Herzen geöffnet, die innere wie äußere Wege zeigte, durch Opfer die Härte des Schicksals zu mildern oder gar ganz zu beschwören. Hier wächst der Glaube — und auch jeder Aberglaube, wie die durch die Eisenbartkur der ratio vom Leben und seinen Kräften entfernten Völker ihn nennen. Das Morgenland in seiner Weisheit hat längst die Antwort auf die Gefahren seiner Umwelt gefunden, in der Wunder etwas Alltägliches, Gesetzlichkeit erst etwas noch zu Erkennendes und zu Erstrebendes ist, und antworteten mit einem Sichfügen in die Unerforschlichkeit des über den Menschen verhängten Geschehens. Dort sind die Leiden der Menschheit noch viel sichtbarer, als es unter der zivilisatorischen Tünche des Abendlandes möglich ist, und darum auch die Notwendigkeit, auf ein Größeres zu hoffen, als menschliche Güte und Hilfsbereitschaft es zu geben vermögen. Ihre politische Biographie Vorderasiens hat Margret Boveri in sieben große Abschnitte gegliedert: Die Eroberer; Kirchen, Sekten, Stämme; Die dritte europäische Invasion und der Weltkrieg; Die Aufmarschgebiete des Nachkriegs-Imperialismus; Die alten Staaten in neuer Form; Die arabische Welt; Vorderasien in der Weltpolitik. Das alles wird unterstützt durch ein hervorragendes Kartenmaterial und durch eine unseres Wissens wirkliche Neuerung, indem ein kleines Laien-Wörterbuch für den vorderen Orient dem Texte vorangestellt ist. Hier ist ein Buch, das sich jeder selbst erwerben soll und zu dem wir den

Zugang für niemanden erleichtern wollen, weil nur die eigene Bemühung die Fülle der Erkenntnisse, des Wissens und der Intuition selbst erschließen kann. Margret Boveri läßt in der knappest gefaßten Geschichte das Erleben des Morgenlandes in einer schier verwirrenden Fülle auf uns niederprasseln, und doch verliert man niemals den Ariadnefaden der großen Konzeption. Die Geschichte des Morgenlandes mit ihren ewigen Eroberungen, furchtbaren Grausamkeiten in seltsamer Verbindung mit religiöser Toleranz, dem Aufbauen neuer, unkultivierter Machthaber auf den Grundlagen der Unterjochten, die typische Bauwut solcher Neulinge und was alles sonst dazu gehört: das gibt in diesem Ausschnitt ein Bild der leidensvollen Geschichte der Menschheit überhaupt. Margret Boveri hat wie wenige die Magie des Raumes und des Bodens dort begriffen, und unaufdringlich gibt sie aus diesem ihren Begreifen Anleitungen zur Deutung künftigen Geschehens. Nähern sich Morgenland und Abendland vielleicht schon allein durch die überall wieder sehr hart gewordenen Formen politischen Geschehens einander? Dann wird es gut sein, auch im Abendland blaue Perlen oder einen gleichwertigen Schutz zu tragen . . .

Berliner Theater. Der Versuch, nach einer allgemeinen Linie eines mehr als früher gelenkten Theaterspielplanes zu suchen, wird auch heute vergeblich bleiben. Das Theater wird stets seine Eigengesetzlichkeit wahren und so jedem Leiter eines Theaters die Möglichkeit lassen, aus dem Zwang seiner Aufgabe den Spielplan frei zu gestalten. So bleibt einem Bericht über den Fortgang des Theaterwinters doch nur übrig, die Einzelleistungen aufzuführen. Mit großer Energie ist das umgebaute Schillertheater in Heinrich Georges Hand an die ihm gestellten Aufgaben herangegangen. Die Aufführungen von Schillers „Kabale und Liebe" und Shakespeares „König Heinrich IV.", I. Teil, waren ein voller Erfolg, während die Aufführung der Komödie des dänischen Dichters Ludwig Holberg „Die Wochenstube", in der deutschen Übertragung von Heinrich Goebel, wegen der Sprödigkeit des Stoffes zu keinem vollen Erfolg wurde, obgleich an Einfällen und schauspielerischem Können alles nur Denkbare eingesetzt war. Außer dem Staatlichen Schauspielhaus am Gendarmenmarkt mit seiner Hebbel-Aufführung „Maria Magdalena" und von Schillers „Jungfrau von Orleans" bemühten sich um die Klassiker das Rose-Theater mit der „Hamlet"-Aufführung in der Bühnenbearbeitung Gerhart Hauptmanns und das Deutsche Theater mit Lessings „Minna von Barnhelm", während das Theater am Horst-Wessel-Platz Hebbels „Agnes Bernauer" herausbrachte. In die Märchenwelt führte zu Weihnachten das Deutsche Theater mit Raimunds „Der Bauer als Millionär". In der Nähe der Klassik blieb es mit Anton Tschechows Tragikomödie „Der Kirschgarten", die freilich an die Geduld der heutigen Zuschauer allerhand Anforderungen stellt. Das tut Sardous „Madame Sans-Gêne", die eine wunderhübsche Aufführung im Kleinen Haus mit Käthe Dorsch erlebte, nun gar nicht. Sie wird immer durch ihre Bühnenwirksamkeit siegen. Das Rose-Theater, dessen Arbeit immer wieder anerkannt werden soll, brachte eine gute Aufführung von Hermann Sudermanns Schauspiel „Stein unter Steinen". Fast als eine klas-

sische Aufführung mutete die Wiederbelebung der bitterbösen Komödie von Bernhard Shaw „Der Arzt am Scheidewege“ an, getragen von Werner Kraus und Maria Bard. Man mag kaum glauben, daß es erst zwanzig Jahre her ist, seit man dieses Stück zum ersten Male auf Berliner Bühnen sah. Hjalmar Bergmans Komödie „Der Weber von Bagdad“ war eine Enttäuschung (Deutsches Theater), denn nichts von der sprühenden Satire seiner Prosa war hier zu merken. Mit ungetrübter Freude hingegen gab man sich dem Schluß der Trilogie von Marcel Pagnol „Südfrüchte“ hin (Kleines Haus), deren erste Teile „Der goldene Anker“ und „Fanny“ mit stärkster Wirkung ein Versprechen gaben, das nun der 3. Teil vollgültig einlöste. Es stand ein vorbildliches Ensemble unter Führung von Werner Kraus und Käthe Dorsch auf der Bühne. Hans Friedrich Blunck hat in kluger Erkenntnis der Grenzen seines Stücks „Kampf um Neuyork“ es nicht ein Drama, sondern ein tragisches Spiel genannt. Bekanntlich wird hier der Kampf eines Deutschen aus der Pfalz, des Jakob Leisler, der zu früh kam, behandelt für die Befreiung des neuen Staates aus kapitalistischen Banden und sein tragisches Ende. Im Schillertheater inszenierte Ernst Legal selber sein Schauspiel nach der Odyssee „Gott über Göttern“, dessen Held der kleine Aias ist, der zu einem Träger so großer Probleme und Ideen wurde, daß diese fast den Rahmen des Dramas sprengen. Sonst gab es eine Reihe von Komödien und Lustspielen, von denen Siegmund Graffs Komödie „Begegnung mit Ulrike“ (Kleines Haus) hervorgehoben sei, in der die Sorge, die Tragik des von einer späten Leidenschaft geschüttelten Goethe auf der Bühne sehen zu sollen, durch den Takt des Autors beschworen wurde, denn der Geheimbderat tritt nicht auf. Handfestes Theater war ein Kriminalstück von Paul van den Hurk „Schuß im Rampenlicht“ (Theater in der Saarlandstraße), dessen Bühnengerechtheit noch durch das zugkräftige Milieu, das auch heute noch die Welt hinter den Kulissen und auf der Bühne ist, verstärkt wurde. Ein Film auf der Bühne mit all seinen starken Akzenten und seiner psychologischen Unbeschwertheit war das Schauspiel G. Turners „Wasser für Canitoga“ in der Inszenierung von Fritz Holl, während die Komödie von Fritz Peter Buch „Ein ganzer Kerl“ unterhaltsam genug die Zähmung zweier Widerspenstigen durcheinander darstellt. Einen vollendet lustigen Abend bescherte das Spiel von Armont und Marchand „Der Bridgekönig“ mit Heinz Rühmann (Kleines Haus), und auch die „ganz leichte“ Komödie von W. Somerset Maugham, „Mein Freund Jack“, hatte in den Kammerspielen einen hübschen Erfolg, ebenso die Komödie nach Balzac „Wir alle haben Schulden“. Das Deutsche Theater gab eine Komödie von Ernst Penzoldt „So war Herr Brummel“. Das Kleine Theater brachte die Komödie von Leo Lenz „Fünf Frauen um Adrian“, das Theater am Kurfürstendamm eine Operettenlustspiel genannte Angelegenheit von R. Benatzky „Der König mit dem Regenschirm“, der nicht so wirksam sich erwies wie das alte, immer neue Vorkriegslustspiel von G. A. de Caillavet und Robert de Fleurs, das im Komödienhaus als „Der König in Paris“ mit Georg Alexander herauskam, oder wie das Lustspiel des Ungarn Kálman von Csathó „Meine Tochter tut das nicht“ (Theater in der Saarlandstraße).

WILLY KRAMP

Die Fischer von Lissau

Roman

(5. Fortsetzung)

Als sie sich vor Maries Haus trennten, traten schon die ersten Sterne aus dem blauen Himmel; aber dunkel war es deshalb noch nicht, denn dunkel wurde es jetzt überhaupt nicht mehr am Frischen Haff, jetzt vor Johanni.

Das Mädchen sagte: „Am Sonnabend bin ich noch nie zum Tanz gewesen. Da treiben sie's schlimmer als am Sonntag.

„Mit mir zusammen kannst du es wagen", antwortete er. „Zieh dir dein Sonntagskleid an und warte auf mich, ich komme bald.

„Wo soll ich warten?" fragte sie.

„Auf der Brücke am Rieselgraben. Es dauert nicht lange."

Aber sie blieb noch stehen, lächelte lieb und schüchtern und sagte: „Aber ist deine Mutter nicht krank? Wird sie dich fortlassen?"

„Es dauert nicht lange", wiederholte er laut und wandte sich haffwärts. Das Mädchen lächelte ihm nach . . .

Völlig still lag der Hof der Perbandts unten an der Bucht; er schien in der Luft zu schweben, denn ein zarter weißer Nebel hatte sich vom Haff und von den Wiesen her erhoben und begann an den Mauern des Hauses heraufzusteigen.

Wilhelm trat leise ein, vom Bett der Mutter her rührte sich nichts, nur vom Stall nebenan hörte man das Schnarchen der Schweine und ab und zu das leise Schnauben des Pferdes vor der leeren Krippe. Der Schrank mit den Anzügen stand hinter dem Kopfende des mütterlichen Bettes, unmittelbar neben der Tür. Der Schlüssel steckte noch vom Nachmittag her im Schloß, die Mutter mußte später aufgestanden sein und ihre Kleider ins Spind getan, danach aber in ihrer großen Schwäche wohl vergessen haben, den Schlüssel wieder abzuziehen, wie sie es sonst stets tat.

Noch hatte Wilhelm der Mutter nicht ins Gesicht sehen können; er wollte es auch gar nicht, er dachte nur daran, den guten Anzug des ertrunkenen Bruders schnell aus dem Spind zu nehmen, ihn auf der Diele draußen anzuziehen und dann mit Marie zum Tanzen zu gehen, er war wie verhext, wie betrunken jetzt schon, es brannte ihm in der Kehle und überall im ganzen Leibe vor Verlangen. Als er den Anzug schon im Arm hatte, dachte er plötzlich daran, daß er dem Pferd am Abend nicht zu fressen gegeben habe; eigentlich sollte es zur Nacht auch auf die Koppel getrieben werden, aber er hatte es vergessen, er war ja zu lange fortgeblieben. Die Schweine waren wohl noch von Rosine versorgt worden, und die Kühe blieben ohnehin draußen, aber das Pferd . . .

Aber während er noch unschlüssig durchs Fenster in den steigenden Nebel sah, hörte er auf einmal vom Bett her die leise Stimme der Mutter: „Wieviel hast du bekommen, Wilhelmchen?"

Er erschrak heftig, denn er dachte, daß nun alles verloren sei. Er ließ den Anzug auf die Erde sinken und antwortete: „Achtzig Taler, Mutter."

„Achtzig Taler. Warum steckst du das Licht nicht an, ich bin ja wach."

Er kam ans Bett und steckte ein Licht an.

„Komm", sagte die Mutter. „Gib mir das Geld. Achtzig Taler. Ja, so war es ausgemacht."

Er zählte ihr das Geld im Schein der Kerze vor, ohne Widerstand und ohne zu sagen: „Mutter, gib mir auch etwas davon, denn ich habe ein Mädchen, ich will mit ihr tanzen gehen, ich will ihr Mann sein." Er brachte nichts über die Lippen, aber er war im Herzen zornig und verzweifelt; und als die Mutter vorwurfsvoll sagte: „Du hast das Pferd vergessen, Wilhelm", da stürzte er schnell in den Stall hinüber; ein Schluchzen stand ihm im Halse.

Er war heute nicht gut zu dem Pferde; er dachte nur in einem fort: Sie wird an der Brücke stehen, schmuck und sauber. Sie wird an der Brücke stehen.

Aber er ging doch wieder in die Stube zurück, und als er mit dem Licht zur Mutter trat, sah er, daß sie weinte. Ohne einen Laut weinte sie, aber ihr Mund war offen und zuckte schmerzlich, und Tränen rannen ihr übers Gesicht.

„Weshalb weinst du?" sagte er und blieb ratlos am Bett stehen.

Die Mutter sagte: „Lieber Sohn, heute nacht muß ich vielleicht sterben, ich war so schwach und konnte kein Glied rühren. Ich wartete und wartete, daß du kamst, was hast du nur getrieben, Kind?"

Er stand da, das Licht tropfte, denn er hielt es schief; er brachte nichts heraus.

„Das Licht tropft, Wilhelm", sagte die Mutter. „Stell es auf den Tisch."

Er schüttelte den Kopf und stellte das Licht auf den Tisch.

„Hol das Gesangbuch", sagte sie, schon etwas getrösteter. „Wir wollen ein Lied singen."

Er gehorchte noch immer, was sollte er sonst tun? Aber ihm war die Stimme wie abgeschnitten, und er hatte große Angst; nicht um die Mutter, die den Tod an ihrem Bette spürte, sondern um sein Mädchen, das jetzt allein an der Brücke stand.

„Achtzig Taler", sagte die Mutter mit glücklicher Stimme. „Da können wir wieder vier Morgen Land kaufen mit dem anderen Ersparten, dann haben wir sechsundzwanzig, und in drei Jahren, wenn das Vieh gesund bleibt und das Pferd nicht Schaden nimmt, wieder vier, dann sind es dreißig . . ." Und hieran knüpfte sie ihren alten Spruch: „Ach, lieber Sohn, könnte ich es noch erleben, daß du nicht mehr fischen mußt. – Lies jetzt!"

„Was?" preßte er hervor.

„Eins ist not, ach Herr, dies eine."

Er blätterte im Gesangbuch, immer noch war seine Kehle wie abgeschnürt, er sah durchs Fenster in den steigenden Nebel hinaus, und seine Angst wuchs mit dem weißen Nebel, er wußte fast nicht mehr, was er jetzt vor Angst tun sollte. Da dauerte es der Mutter zu lange, und sie begann das Lied mit feierlicher Schulmädchenbetonung selbst herzusagen:

„Eins ist not, ach Herr, dies eine
Lehre mich erkennen doch.
Alles andre, wie's auch scheine,
Ist ja nur ein schweres Joch,
Darunter das Herze sich naget und plaget
Und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget.
Erlang' ich dies eine, das alles ersetzt,
So werd' ich mit einem in allem ergötzt."

Ihre Stimme war gegen das Ende der Strophe hin stiller, alltäglicher geworden, dabei aber zugleich eindringlicher, so als spräche sie der eigenen Seele gut zu.

Wilhelm horchte gespannt, aber nicht auf ihre Worte, die sie sprach, sondern nur auf ihre abnehmende Stimme. Jetzt machte sie eine Pause. Wollte sie wieder einschlafen, hatte sie den Sohn vergessen? Es war alles still, nur eine Rohrdommel brüllte am Haff dumpf auf wie eine Kuh, und die Schweine schnarchten nebenan im Stall. Aber da begann die Mutter wie im Schlaf die zweite Strophe des Liedes zu sprechen.

Doch jetzt hatte sich Wilhelm leise erhoben. Ohne ein Wort und ohne sich noch einmal nach dem Bett umzusehen, ging er hinaus. Als er schon auf der Diele war, hörte er, wie ihm die Mutter mit leiser, verwunderter Stimme seinen Namen nachrief. Aber da war er schon aus dem Hause und rannte über die Wiesen, mitten durch den Nebel, an den Kühen und Pferden vorbei, die wie schwebende Gespenster sich aus dem Weißen abhoben, lief, was er nur laufen konnte, mit fliegendem, schluchzendem Atem . . .

10.

Marie stand an der Brücke, mit tief gesenktem Kopf, als denke sie über etwas nach. Als Wilhelm so plötzlich aus dem Nebel hervorjagte, erschrak sie und fuhr auf, als wolle sie gleich fortlaufen. Als sie ihn aber erkannte, rief sie laut: „Ach, du lieber Gott, was ist mit dir? Du bist ja ganz weiß im Gesicht?"

„Weil ich so gelaufen bin!" stieß er keuchend hervor.

„Das sieht man", verwunderte sie sich. Und nachdem sie ihn schnell von oben bis unten gemustert hatte, sagte sie noch einmal: „Ja. Das sieht man."

Sie selbst war frisch gewaschen und gekämmt und trug ein weites rotes Kleid, ihr einziges gutes Kleid.

Wilhelm schämte sich unter ihrem Blick und sagte kleinlaut: „Den andern Anzug habe ich auch nicht nehmen können. – Hat dein Vater nichts gesagt?"

„Mein Vater? Na, das ist jetzt alles einerlei", antwortete sie ohne Freude. – „Aber ist denn deine Mutter so sehr krank, oder was war bei euch? Richard hat geschimpft. Ich hätte abends wieder zu ihr hingehen sollen, meint er. War sie wach?"

„Sie merkte es, als ich an den Schrank ging, und wollte mich nicht fortlassen. Na, ich ging trotzdem."

„Ach ja? Aber das war vielleicht nicht gut, Wilhelm?"

„Ich lief einfach los, zuletzt, es wurde mir zu dumm. — Ist dir auch nicht kalt, Marie? Es ist so neblig. Tanzen kann ich so aber nicht, was fangen wir jetzt an?"

„Ach, tanzen können wir wohl immer noch", sagte sie leise. „Ich habe jetzt auch gar keine Lust mehr zum Tanzen. Mir ist die Lust vergangen. Am liebsten möchte ich, daß wir zu deiner Mutter gingen, Wilhelm, ja?"

Hierauf sagte er nicht ja, nicht nein. Sie wandten sich und gingen den Weg am Walde entlang, der nach einer Zeit in die Wiesen einbog und zur Bucht hinunterführte. Kühe und Pferde, die auf ihren Weiden hoch im Nebel schwammen, kamen ihnen lautlos nach, glotzten sie an, schnupperten an ihnen.

Sie ließen beide die Köpfe hängen und gingen anfangs jedes für sich; plötzlich aber kam Wilhelm an Maries Seite und legte ihr erst den einen, dann den andern Arm so stark um den Leib, daß sie seufzend stehenblieb, lächelte und, als er ihr wieder Luft ließ, nur noch zögernd weiterging.

„Das ist etwas Verdammtes!" stieß er hervor.

„Was denn, Wilhelm?" fragte sie laut.

Er antwortete nicht; aber nach einer Zeit schüttelte er den Kopf: „Ich geh' nicht nach Hause, was soll ich dort? Sie schläft ja."

„Man sieht aber Licht im Zimmer brennen", wandte Marie schüchtern ein.

„Das ist höchstens die Kerze am Bett, die kann ruhig brennen."

Sie wußte nicht, was sie sagen sollte, und so ließ sie sich von ihm, dessen warmen, starken Arm sie im Rücken spürte, weiterführen, ganz gleich wohin. Sie kehrten mitten auf dem Wege um und kamen an die Stelle, wo der Gutspark von Aressau in den dichten Forst überging, da sagte Wilhelm: „Ich weiß jetzt das Beste. Wir gehen in die Moosbude und setzen uns hinein. Willst du?"

„Ja, aber ... ach Gott", flüsterte sie.

Die Moosbude lag an der äußersten Ecke des Parks mit dem Blick aufs Haff und war früher eine Art von Gartenhäuschen gewesen. Da aber der Park unter dem letzten Herrn, dem Baron Fernitz, ganz und gar verwildert war, hatte man auch dieses Holzhäuschen mit der Zeit vergessen und in Verfall geraten lassen. Die Kinder des Dorfes benutzten es bei ihren Spielen als angenehmes Versteck, und der Dorfhirte kroch unter das morsche Dach, wenn es regnete.

Nachdem sie nun eine Weile fest umschlungen in der Moosbude gesessen und eines sich des andern in Freude und Zittern immer wieder versichert hatte, so daß das Mädchen zuletzt in Tränen ausbrach und Wilhelm alles, alles vergaß, und nachdem sie endlich wieder still und fröhlich geworden waren, sagte das Mädchen: „Wilhelm, jetzt brennt das Licht bei deiner Mutter nicht mehr!"

Aber der Junge gab zur Antwort: „Meinetwegen laß es brennen oder nicht brennen."

„Ach Gott, Wilhelm", sagte sie da, „so habe ich noch nie einen von seiner Mutter reden hören. Hast du sie denn nicht lieb?"

„Hast du deinen Vater lieb?" fragte er.

„Mein Vater", antwortete sie erschrocken, „der taugt zu nichts, aber deine

Mutter zu allem. Ich sag' es, wie's ist. Mein Vater ist ein Hehler und Stehler, er tat mit Freuden alles Böse, was der Kämmerer ihm sagte. Mein Bruder Hans ist ihm davongelaufen, weil er die Prügel nicht mehr aushielt. Und was hat er mit Onkel Franz alles getan? Wie gut, daß meine Mutter gestorben ist und meine kleine Schwester!" Aber nach diesen Worten legte sie ihr Gesicht in die Hände und senkte den Kopf.

„Bis heute habe ich alles befolgt, was meine Mutter mir gesagt hat, Marie. Aber jetzt — — —"

„Was jetzt, Wilhelm?" stieß sie unter den Händen hervor.

Aber da sah er sie wieder neben sich, die Liebliche, und fühlte und roch sie, und es kam wieder über ihn und dann auch über das Mädchen, daß sie sich aneinanderklammerten wie Ertrinkende und doch sanken und keine Gedanken mehr hatten. Und in immer neuen Wogen griff es sie so, bis lange nach Mitternacht. Da sangen die Sprosser wohl immer noch im Gebüsch, und auch sonst war noch mancherlei wach in Busch und Feld; aber die Nebel stiegen doch schon kälter, und so sagte das Mädchen plötzlich: „Jetzt muß ich nach Hause, Wilhelm. Ach Gott, was soll ich nur sagen, wenn sie mich kommen hören?"

„Sag ihnen, daß wir heiraten wollen."

„O du liebe Güte, ist das wahr?" rief sie erfreut.

„Was sonst soll wahr sein?" antwortete er.

„Aber deine Mutter?" setzte sie nachdenklich hinzu.

Da brauste er wieder auf: „Wirst du bald von meiner Mutter aufhören, Marie?"

„Ich meine nur, wird sie mich auch haben wollen? Ich habe kein Geld und kein Land, und sie weiß, wie alle von meinem Vater reden."

„Das weiß ich alles genau so gut, aber mir ist es einerlei, weil ich nur dich haben will und nicht dein Geld und Gut. Jetzt wird eben weitergefischt wie bisher."

„Mir wäre es alles recht, fischen oder nicht fischen", sagte Marie. „Ich verstehe alle Arbeit, im Haus, auch im Boot, sogar mit Pferden kann ich arbeiten."

„Siehst du!" rief er aus. „Siehst du. Und du würdest auch immer nur das tun, was ich dir sage."

„Ja, etwas anderes würde ich niemals tun", gab sie zu.

„Siehst du", sagte er zum dritten Male. „Aber meine Mutter kennt nur ihren eigenen Willen, und damit Schluß, fertig. — Frierst du?"

„Nein. Mich schüttelte es nur so."

„Komm näher!" befahl er und zog sie an sich. Auch er schauderte etwas im ersten Tagesschein. Drunten am Haff regten sich neue Stimmen, die Sterne wurden auch schon blaß und kühl, sogar der große, rötlichleuchtende, der die ganze Nacht über dem Haff gestanden und zu ihrer Freude geleuchtet hatte als Abend- und Morgenstern.

Marie fing jetzt wieder zu reden an. Sie sagte: „Darauf ruht überhaupt kein Segen, Wilhelm, wenn einer nur nach Land und Geld aus ist. Man sieht es an diesem Gut hier. Da war ein Herr drauf, der Großonkel des Barons, der grub nach Schätzen und stahl auch, wo er konnte, selbst bei den Armen. Und einmal

saß er im Krug, im Winter. Ein junger Mann kehrte ein, der kam vom Markt und hatte einen Beutel voller Taler im Wagen. Er war schon betrunken, und als er mit dem Alten vom Gut noch weiter soff, erzählte er ihm, er könnte trinken, soviel er wolle, er habe es dazu, denn sein Beutel im Wagen sei groß genug. ‚So so', antwortete der Alte nur, diese Spinne, dieser Räuber. Aber nach einer Weile zahlt er, geht hinaus zum Wirt und sagt: ‚Ich fahre nach Hause.' Er fuhr nach Hause, aber in Wirklichkeit stahl er erst den Beutel mit Talern. Als aber der junge Bauer nachher merkte, sein Geld war weg, da traute er sich nicht nach Hause zu seiner Frau. Er fuhr mit Pferd und Wagen aufs Haff und wollte auf die andere Seite, zu seinen alten Eltern in Haffkrug, der Dumme. Denn das Eis war viel zu dünn, und er ersoff mit Pferd und Wagen. Siehst du, so geht's mit dem Geld. Aber auf dem Hof hier ist seitdem auch kein Segen mehr. Der alte Stehler starb in einer Scheune, und auch seine Töchter wurden unglücklich und blieben ohne Männer."

„Warum fuhr der denn aufs Haff, der gewisse Jemand?" sagte Wilhelm.

„Er wußte sich keinen Rat mehr", antwortete sie. „Außerdem war er betrunken. Wenn die Männer betrunken sind, tun sie nur Schlimmes. Ich weiß es von meinem Vater und Richard. Heute trinken sie wieder."

„Und woher weißt du das mit dem Beutel und dem alten Baron? Hat jemand den Ertrunkenen gefragt oder hat der Dieb alles erzählt?"

„Ob du es nun glaubst oder nicht, Wilhelm. Es ist wahr wie die Bibel. So etwas kommt immer ans Licht."

„Wer hat es dir denn erzählt?" forschte er weiter.

Aber sie antwortete nicht gleich; sie schauderte stärker zusammen, horchte mit verdrehten Augen nach dem Käuzchen und den Sprossern im Park und dann nach dem Winde, der sich raschelnd von den Roggenfeldern erhoben hatte und sachte im dichten Laub der Eschen über ihnen wühlte. Erst nach einer Zeit sagte sie: „Wer es mir genau erzählt hat, das weiß ich nicht mehr. Aber fast alle erzählen es noch, weit und breit. – Dann glaubst du wohl auch nicht, daß hier vor der Bucht, wo jetzt nur das Haff ist, einmal ein ganzes Schloß versunken ist, weil der Herr seine Frau ermordet hatte?"

„Nein, wahrhaftig", sagte er und schlug sich fröstelnd den Kragen von der Jacke hoch. „Ich hab' was Besseres zu tun."

„Aber ob du es nun annimmst oder nicht, Wilhelm, der alte Gey sieht heute noch in manchen Nächten die feinen Kutschen vor dem Schloß draußen vorfahren und wieder abfahren."

„Na, laß gut sein, Marie", sagte er und sah nach der Bucht hinab. Ein Segel löste sich dort und schwebte im Nebel fort. Es war schon fast taghell.

„Ich weiß, du glaubst es nicht", flüsterte sie, hob sich auf die Knie und versuchte, die vielen Knitterfalten aus ihrem weiten roten Kleide zu streichen. „Ich meine ja nur, Wilhelm, Geld und Gut allein . . . ach Gott, es wird sicher doch nichts mit uns beiden!"

Und plötzlich legte sie den Kopf in die Hände und weinte ganz laut. Er zog sie wieder an sich, aber sie schüttelte ihn ab und blieb auf den Knien, so daß er sich

neben sie hinknien mußte, als seien sie schon vor dem Traualtar. Er war vor Schreck über diese unerwarteten Tränen so hilflos geworden, daß er kein Wort sagen konnte, um sie zu trösten. Es war auch schon so hell, alles war plötzlich ganz anders als zuvor in der Nacht. Wo waren die Sterne geblieben, wo das milde Dunkel über dem Felde, das zarte Wehen im Park? Auch der Nebel war erst wie ein freundlicher Schleier gewesen, jetzt war er kalt und wässerig. Eine große flache Wolke kam von Westen daher wie eine dunkle Riesenhand, die die Nacht von sich ausstreckte, um all das Ihrige für diesmal zurückzuholen. Die Wolke blieb stehen, und als sie wieder fortging, war es Tag.

Es war Tag, und von seinem Elternhause her hörte Wilhelm lauter die Hähne krähen; das Boot hatte die Bucht verlassen und segelte mit dem frischen Wehen des Tages höher aufs Haff. Und da auf einmal fiel es ihm mit Macht auf seine nüchtern gewordene Seele, daß er seine gute, getreue Mutter ja die ganze Nacht über im Hause hatte alleine liegenlassen und daß sie jetzt womöglich schon gestorben war, so wie sie es vorausgeahnt hatte den Abend zuvor.

„Ach, Marie", sagte er endlich, „hör doch auf zu weinen, ja?"

Sie beruhigte sich, zog ein Taschentuch unter dem zerknüllten Sonntagskleid hervor und sagte: „Ich muß nach Hause, Wilhelm. Kommst du mit?"

„Wohin?" fragte er erschrocken. „Zu dir nach Hause?"

Sie sah ihn nur schnell von der Seite an; ihr Mund verzog sich, und die Tränen begannen wieder zu rinnen, kaum daß sie gestillt waren.

Die Hähne ermunterten sich jetzt auch auf dem Gutshof. Der Wind wehte frischer und blies die Nebel auf, daß sie in Fetzen über den Weg hinschwankten wie weiße Wäsche an der Leine. Neben der Laube raschelte etwas.

„Also gut, dann komm!" stieß er hervor, stand zuerst auf und wollte sie von den Knien aufheben. Aber sie machte sich frei von ihm, sprang hoch, sah sich wild um und sagte: „Laß nur, ich kann ja allein gehen."

Und schon eilte sie mit schnellen Schritten den Weg am Park entlang. Ihr weiter Rock war böse zerknittert und flatterte ihr kläglich um die Beine; sie versuchte, ihn im Laufen fortwährend glattzustreichen, und sah sich nicht mehr um.

Wilhelm lief hinter der Liebsten her, aber er kam ihr gar nicht so schnell nach, wie sie davonrannte. Erst jetzt, da sie ihn nicht mehr wärmte mit ihrem Leib und Atem, spürte er, wie kühl es war in der Morgenfrühe. Als er sie endlich doch erreicht hatte, griff er von hinten nach ihrer Hand, die immer noch, auch im schnellen Lauf, glättend über das rote Kleidchen strich. Da wandte sie sich wieder um, aber ihr liebliches, braunes Gesicht sah jetzt grau aus und war kläglich verzerrt. Und gleich darauf entzog sie ihm ihre Hand und lief mit noch schnelleren Sprüngen so eilig davon, dem oberen Dorfe zu, daß er ihre Gestalt bald nur noch wie einen Schatten durch den Nebel hindurch sah. Ein paar Kühe, die frierend aneinandergedrängt standen, schraken auf und rannten den beiden brüllend längs den Koppelzäunen nach, so weit sie konnten. Dann blieben sie wieder stehen und starrten.

Bis zu den ersten Siedlerhöfen von Aressau folgte Wilhelm seinem Mädchen, dann hielt er keuchend inne, sah ein paarmal nach rechts und nach links, und hier-

auf begann er wieder zu laufen. Aber er bog jetzt nach links ab, er lief mitten durch die Wiesen, kroch durch Balkentore, sprang über Zaundrähte, das Herz am Halse schlug ihm zum Zerspringen....

Als er auf der Diele stand und schon die Hand auf den Drücker gelegt hatte, um die Tür zu seiner Mutter zu öffnen, da vermochte er es nicht. Es war ihm zumute, als solle er im nächsten Augenblick vor das Angesicht seines himmlischen Richters treten, beladen mit nie zu verzeihender Schuld. Er stand und horchte. Er kam nicht über die Schwelle.

Da hörte er ein leises, rasselndes Schnarchen von drinnen. Er trat ein, trat behutsam an das Bett der Schlafenden. Liebe Mutter, dachte er. Ach, liebe Mutter.

Dann setzte er sich leise auf einen Stuhl am Fenster, sah hinaus in den Nebel, der ihm sein Mädchen weggenommen hatte, sah auf seine Hände und Füße herab, sah auf die sauberen Dielen und sah mit verschleiertem Blick wieder auf seine Mutter, die mit weitoffenem Munde, aschfahl und alt im Gesicht, auf dem Bett lag, die Hände gefaltet, als habe sie vor dem Einschlafen sagen wollen: „Wenn es denn sein soll, Herr..."

Und so saß er und saß, bis sich draußen der Tag immer klarer und wärmer auf dem Wasser in der Bucht malte und die alte Rosine aus dem Dorf zum Melken kam.

„Was ist dir?" sagte sie mit ihrem breiten, zahnlosen Munde. Aber sie wartete wie gewöhnlich die Antwort nicht ab, sondern ging in die Küche, um die Eimer zu holen. Als sie wieder in die Stube kam, flüsterte sie in ihrer zischenden Aussprache: „Hast du denn nicht im Bett gelegen, ei ei? Wo warst du denn?" Aber auch jetzt wartete sie die Antwort nicht ab, sondern watschelte breit und vergnügt auf die Wiese hinaus, wo sie die Kühe im verwehenden Nebel suchte, um sie zu melken.

Wilhelm stand leise auf, zog sich Jacke und Stiefel aus und legte sich vorsichtig auf sein Bett. Die Mutter schlief ja auch noch, sie war nicht gestorben, sie würde gesund werden, so konnte er sich getrost... für eine Stunde... legen...

Als er sich ausstreckte, dachte er wieder: „Liebe Mutter." – Aber er war müde, es war sein letzter Gedanke.

11.

Als er erwachte, lärmten draußen die Hühner und Enten, denn es war heller Vormittag geworden.

Er sah die Mutter in Kleidern im Zimmer umhergehen und wie gewöhnlich hantieren. Sie hatte das Frühstück auf dem Tisch fertig zurechtgestellt, sie hatte ihr Bett gemacht und sogar die gelbe Spitzendecke sorgfältig über den Berg von Bettenzeug gebreitet. Alles war wie sonst mit ihr, nur daß sie sich doch etwas sehr langsam bewegte, sich auch manchmal schnell festhielt, wo sie gerade eine Kante zu fassen bekam, und daß ihr Gesicht noch immer so grau und verfallen aussah. Als sie bemerkte, daß Wilhelm aufgewacht war, kam sie zu ihm, setzte sich auf seinen Bettrand, streichelte seine Hand und sagte freundlich mit

leiser Stimme: „Wo warst du denn, Kindchen?" – Da er aber nicht antwortete, sondern nur die Augen niederschlug und zu atmen vergaß, fragte sie nicht weiter, gleich als wisse sie alles. Nach einer Zeit streichelte sie ihn wieder an der Hand und sagte genau so freundlich wie zuvor: „Komm, steh auf. Iß dein Frühstück, Kind."

Während sie noch aßen, schlug draußen der Hund Troll ein Geheul auf. Schritte wurden in der Diele laut, und nach halbem Klopfen trat der alte Szameit ins Zimmer. Er schob die widerstrebende Tochter vor sich her in den Raum, aber sie drehte sich gleich wieder zur Wand zurück und rührte sich nicht. Szameit selbst blieb in der Türe stehen, das dicke, rote Gesicht lächelnd über die fetten Schultern vorgeneigt, und fragte: „Ei, wie geht's denn, Perbandtsche? Da soll man wohl gleich den Pfarrer holen, nein?"

„Für mich nicht", antwortete Lina in dem ruhigen, verächtlichen Ton, den sie meist Männern gegenüber anwandte. Sie gönnte dem bieder und würdig dreinblickenden Alten keinen Blick; das Mädchen hingegen winkte sie freundlich an den Tisch, als es endlich gewagt hatte, sich umzudrehen und Wilhelm und die Mutter anzublicken. Marie sah verhärmt und verweint aus, sie hatte die Hände unter der Schürze gefaltet und blieb steif wie ein Stock an der Wand stehen, den Blick zur Erde geheftet. Statt ihrer trat ihr Vater näher und sagte, händereibend und mit einem zärtlichen Blick auf die jungen Leute: „Soll's zum Sterben nicht sein für uns Alte, so kann er ja auch zu was anderem gebraucht werden für die Jungen, der Herr Pfarrer. Hahaha."

Aber die Mutter schien nicht zu verstehen; sie wischte die Bank neben sich mit der Schürze ab und rief: „Na, Marie, kleine Dumme, warum folgst du nicht, wenn man dich an den Tisch ruft? Komm, iß und trink, mußt mir doch auch wieder bei der Arbeit helfen, wenn der Vater erlauben wird."

Dem alten Szameit schwoll nun doch der breite Nacken. Aber er trat vom Tisch zurück, heiter und gutmütig, als habe er nichts gehört und auch nichts selbst gesagt; er gähnte laut, schob sich die Mütze von seinem ehrwürdig weißen Haar zurück und fing an, vom Wetter zu sprechen. Jetzt war Neumond, seiner Ansicht nach stand schlechtes Wetter nahe bevor, die Luft sei bleischwer. Schade für jeden, der in der vergangenen Nacht nicht gefischt habe oder der heute nicht ausfahren könne!

„Noch schlimmer", sagte die Mutter ruhig, „wer überhaupt kein Boot mehr hat, um auszufahren!"

„Oder wer so krank ist, daß er schon besser stirbt!" gab der alte Szameit freundlich zurück. – „Denn wahrhaftigen Gott, Lina, ein kranker Mensch taugt zu nichts mehr, nicht im Boot, nicht in der Wirtschaft. Was werdet ihr nur anfangen?"

Lina sagte: „Das ist wohl noch nie fremder Leute Kummer gewesen, Szameit."

Da zum erstenmal lachte der Alte laut und tückisch auf, als wolle er sagen: „Aber von jetzt ab wird es fremder Leute Kummer sein!" – Bei diesem Lachen ihres Vaters fing Marie, die mit angehaltenem Atem steif neben der Mutter am Tisch gesessen hatte und kaum einen einzigen Blick auf Wilhelm zu werfen

gewagt hatte, so kläglich zu weinen an, daß es Wilhelm ans Herz griff und er sie schnell über den Tisch hinweg streichelte.

„Und wenn's schon allein nicht mehr geht", fuhr Lina freundlich fort und streichelte auch ihrerseits Maries tiefgesenkten Blondkopf, „ich hab' ja das Tochterchen hier, das kommt und hilft mir, was, du?"

„Liebe Mutter", konnte Wilhelm nur immerfort denken. „Liebe Mutter." Nein, sie war es nicht mehr. Nicht mehr die harte, herrschsüchtige, jähzornige Frau von gestern und vorgestern. Die war gestorben, und eine andere war auferstanden.

Der alte Szameit aber steckte die Hände in die Hosentaschen, ging mit schwer vornüberhängenden Schultern im Zimmer umher und besah ein Stück nach dem andern, als habe er alles mit Geld gekauft.

Nach einer Zeit sagte die Mutter: „Weil du gerade hier bist, Szameit, Wilhelm soll nachher zum Baron auf den Hof und vier Morgen Land kaufen. Der Schloßberg ist freigeworden, hat der Kämmerer sagen lassen, ich hab schon alles mit ihm besprochen. Fehlt nur noch auszusuchen und abzumessen."

Aber als die Mutter diese Worte sprach, hatte ihr Gesicht nicht mehr denselben klaren Ausdruck wie vordem, und als sie nun den Alten mit offenem Maul und funkelnden Augen stehen und nicken sah, da war es fast, als habe sie ihre geheime Freude an seiner blinden, dummen Gier. Auch Marie hatte den von vergossenen Tränen glänzenden Blick zu der Frau aufgehoben und starrte sie fragend an.

Als die beiden Männer nachher auf dem Wege zum Gut waren, fragte der Alte: „Wieviel Land hast du dann mit dem neuen, Wilhelm?"

Wilhelm antwortete: „Sechsundzwanzig Morgen mit dem neuen."

Der alte Szameit ging schneller, als er dies hörte.

Auf dem Gut hieß es: „Der Kämmerer ist nicht da. Geht zum Herrn selber."

Der alte Baron saß hoch und dürr auf einem Stuhl am Fenster; als Wilhelm ihn ansah, beschlich ihn ein Gefühl des Grauens und der Trauer, ähnlich dem, das vor den Särgen des Vaters und der Brüder über ihn gekommen war. Der Baron maß die Besucher, die demütig die Mützen vor der Brust hielten, mit einem scharfen, doch leeren Blick seiner wässerigen Augen, strich sich den grauen Schnurrbart rechts und links von der Geiernase fort und sagte zerstreut: „Jawohl, der Schloßberg ist zu haben. Schon lange übrigens, es hat ihn nie einer gewollt."

Dann sah er dem Rauch seiner Zigarre nach und starrte geistesabwesend durch eines der hohen, vorhanglosen Fenster in die reglos dastehenden alten Eschen hinaus, die zum ferne schimmernden Haff hin ein schmales grünes Tor öffneten; plötzlich erhob er sich, trat an den mächtigen Bücherschrank, dessen Glastüren beim Öffnen klirrten, schlug ein Buch auf und blätterte darin herum, als habe er seine Besucher völlig vergessen. Aber nach einer Zeit schlug er das Buch wieder zu, wandte sich rasch um und sagte: „Also mitkommen, aber schnell! – Conovaidit hieß das Schloß."

Die beiden Männer wußten nicht, worauf der Baron hinaus wollte, wenn

ihnen auch der Name des alten sagenhaften Ritterschlosses bekannt war; sie dachten indessen auch nicht weiter darüber nach, denn das ganze Dorf wußte ohnehin, daß es mit diesem alten Witwer nicht ganz richtig war. Verkaufte er nicht ein Stück seines Landes nach dem anderen?

Der alte Szameit dampfte vor Gier und Eifer, als er mit der Meßrute bergauf, bergab rannte. Er hatte für sich selbst wahrlich seit vielen Jahren kein Land mehr zugemessen; kaum daß er seine kümmerlichen paar Morgen noch zusammenhielt, nachdem die Frau gestorben war. Und doch hatte er einmal den schönsten Hof von seinen Eltern übernommen — wo war er geblieben samt dem großen Boot? Durch die Gurgel gejagt, vom Teufel geholt, und daran hatte Mine schuld! Jetzt war er ein Holzarbeiter, ging auf Tagelohn wie ein Pracher. Keiner im Dorf hatte mehr Angst vor ihm wie früher, am wenigsten diese Lina Perbandt, denn er war alt geworden, ein halber Narr, über dessen Rede die Leute lachten, wenn sie ihn überhaupt anhörten. Doch nun würde er ihr anders beikommen, der hochmütigen alten Trine. Seht her, hier maß er wieder Land ab, einen Morgen, zwei Morgen, drei, vier Morgen. Und seine Augen funkelten, denn dies Land kaufte er so gut wie für sich selbst.

Der Baron stand unbeweglich still und beobachtete jede Hantierung der beiden Männer mit bösen, scharfen Blicken; aber in Wahrheit achtete er wohl kaum auf das, was sie taten, und dachte an ganz andere Dinge als an den Landkauf. Denn als nun alles getan und bestimmt war und als Wilhelm mit dem Gelde in der Hand auf den Gutsherrn zutrat, da schrie der ihn an: „Gib's dem Kämmerer!"

Als aber die beiden Männer, der alte und der junge, daraufhin ihres Weges gehen wollten, befahl er ihnen zu warten und sagte mit veränderter Stimme: „Ja, Conovaidit hieß das Schloß. Auf diesem Hügel stand es. Hier am Haff, an dieser Stelle, es ist kein Märchen. Und Ordensritter lebten darin, die hielten Wacht. Aber ihr wißt wohl gar nicht, wer die Ordensritter waren? Na, sie waren immer nur wenige auf der Welt, wir andern sind mehr, wir Raubritter. Und hier von ihrem Turm aus sahen sie die Burgen der Brüder: Königsberg, Lochstedt, Balga, Brandenburg. — Seht ihr das Kreuz dort, nahe am Walde?"

„Ja", sagten sie.

„Hab' ich selber aufrichten lassen", fuhr der Baron fort. — „Denn es ist hier vor Zeiten viel Blut geflossen am Haff. Das ist wahr, viel, viel Blut!" wiederholte er, wischte sich über die Augen und strich sich nachdenklich den Schnurrbart rechts und links von der Hakennase fort. Die beiden Männer standen wie angewurzelt und rührten sich nicht, denn der alte Baron, dieses letzte dürre Reis aus einem edlen Stamme, stand jetzt so aufrecht und feierlich da auf dem verkauften Schloßberg, als sei er der Herr und Richter weithin über alles Land am Haff, seine Stimme war dunkel und klagend, die sonst so scharf und kurz die Sätze aus dem Munde spie. Er hieß Fernitz, von seiner Familie hieß es, daß sie schon vor den Rittern im Samlande geherrscht habe.

Nach einer Zeit begann der Herr noch einmal, zorniger: „Haben sie es denn nicht gut gemeint mit uns? Wollten sie uns nicht die Angst nehmen vor unseren

grausamen Göttern dort oben im Hain Romove? Aber so sind wir heute, und so waren wir immer: Götterfurcht ist uns lieber als Gottesfurcht. Und unsere Götter, das sind wir selber, darum geben wir sie nicht hin. Hier vor dem Walde, vor Kirche und Schloß, warum haben wir denn Gollin, den Edlen, und seine Brüder erschlagen? Weil sie uns den Gott der Welt verkündigten, den Lebendigen, den nicht wir mit unseren Händen gemacht haben, sondern der uns gemacht hat mit seinen Händen. – Wie heißt du, mein Junge?" wandte er sich plötzlich an Wilhelm. „Bist du nicht einer von Geys Söhnen?"

„Nein", antwortete Wilhelm. „Mein Vater hieß Oswald Perbandt. Aber er ist tot, vor sieben Jahren ertrunken."

Der Baron richtete sich noch steiler auf, als müsse er einem unvermuteten Windstoß standhalten. Er bewegte die Lippen und musterte Wilhelm lange Zeit, wobei die widersprechendsten Empfindungen sich auf seinem mageren, kahlen Gesicht malten. Wilhelm verstand die Sprache dieses Gesichtes nicht, es durchzog ihn jedoch wieder wie Grauen und Mitleid, als der Baron endlich mit leiser Stimme sagte: „Grüß deine Mutter, mein Junge. Sag ihr... sag ihr einen Gruß." – Er schlug mit der Hand durch die Luft, wandte sich mit einem Ruck ab und ging fort.

Der alte Szameit begann zu grinsen, und während sie nun wieder heimwärts gingen, machte er Anspielungen auf Linas Dienstzeit beim Baron, die nur deshalb nicht verwirrend und verletzend in Wilhelms Seele drangen, weil er fort und fort an die dunkle Rede des Barons denken mußte. Wie denn? Waren alle Menschen von Lissau, Aressau und am ganzen Haff ringsum so verdorben wie der alte Szameit und so untreu, wie er heute nacht gewesen war? Gab es nicht viele andere, den alten Gey, die Mutter, die Gläubigen hier und da, die mit Ernst ihr eigenes Herz bezwungen hatten und nichts anderes tun wollten als den Willen Gottes? Dienten auch diese alle nur sich selbst, ihren eigenen Wünschen und Abgöttern, tanzten auch sie noch um das goldene Kalb, dieweil Gott bereits ein neues, klares Wort zu ihnen gesprochen hatte? War es etwa auch das geheime Leiden der Mutter – und ihre jetzige Krankheit – daß sie trotzig ihr Herz zuhielt, wenn ihre Ohren gleich geöffnet waren? War etwa sie, die so unerbittlich den Gehorsam des Sohnes verlangte, auf eine dunkle Art selbst viel tiefer ungehorsam?

Ihn schauderte vor solchen Gedanken, und doch waren sie plötzlich da, schossen aus seinem Herzen empor, wie all das andere Neue daraus emporgeschossen war, die Liebe zu Marie, der Verrat an der Mutter, der Trotz, die Feigheit. Schon einmal hatte ihn etwas so gequält, daß er nicht mehr aus noch ein wußte; damals bei seiner Einsegnung. Aber dies hier war ärger. Es war, als habe Gott selbst ihm mit rascher Hand ein Feuer in die Brust gelegt, dem er nicht zu entfliehen vermochte. Jetzt auf einmal faßte sein Ohr auch etwas von dem kichernden Gemurmel des Alten neben ihm, der sich in unbestimmten Wendungen darüber lustig machte, daß nun einmal die erste Liebe immer die schönste bleibe, man müsse nur wissen, welches die erste gewesen sei; daß ein Gruß ein schönes Ding sei, gewiß, aber in der Jugend nicht immer das einzige Ding zwischen Verliebten,

das solle man doch nie vergessen aufs Alter, auch wenn man noch so ehrbar geworden sei, hahaha. Und so fort und fort. Wilhelm aber dachte mit stockendem Herzen: Was meint er nur, was will er nur? Er nahm sich vor, ihn später zu fragen, denn jetzt vermochte er es nicht, die Zunge war ihm wie gelähmt, und überdies kam er auch gar nicht dazu, weil Szameit ihn plötzlich laut und drohend anfuhr: „Wann willst du heiraten?"

Wilhelm schrak auf: „Das weiß ich noch nicht. Aber ... bald, will ich hoffen."

„Will ich hoffen, will ich hoffen!" äffte der Alte. „Stark will ich's hoffen, hast sie ja auch schnell genug unehrlich machen können, na? Und heute nacht wird wieder gefischt, wir brauchen Geld. Im Herbst ist Hochzeit, fertig!"

„Die Mutter will aber nicht, daß ich allein ausfahre", sagte Wilhelm.

„Mutter, Mutter!" brauste der Alte auf. „Ich, dein Schwiegervater, sage dir, du fährst. Verstanden!"

„Wenn die Mutter nicht mitfahren kann, geht es nicht!" beharrte Wilhelm. „Mit wem soll ich denn arbeiten?"

„Mit Richard, dem faulen Hund, mit wem sonst?"

„Richard ist heute betrunken. Der schläft mir unterwegs ein."

„Daß nur du mir nicht einschläfst, wenn ich dich bei den Ohren nehme!" schrie der „Schwiegervater". – „Richard arbeitet immer noch besser als du, und wenn er zehnmal betrunken ist. Merk dir das!"

„Ganz einerlei!" widersprach Wilhelm bis zuletzt. „Zwei Mann sind nicht genug."

„Dann komm' ich als dritter dazu, und jetzt halt du nur dein freches Maul, du. Sonst ... ich hab' mich schon früher mal an solchem Perbandtschen Aaszeug vergriffen, du weißt Bescheid. – Um sechs Uhr bist du unten beim Boot, oder es geht euch beiden schlecht, dir und Marie! Untersteh dich ..."

Wilhelm konnte nicht antworten, weder ja noch nein. Er war diesem bösen Ansturm nicht gewachsen, und er wußte nicht, wo es ihn jetzt hintreiben würde.

Marie war noch im Hause und machte sich still zu schaffen. Wenn es sich so traf, sah sie Wilhelm mit ihrem lieblichen, schmerzverklärten Lächeln strahlend entgegen, und dann schoß ihm die Erinnerung an die vergangene Nacht feurig durchs Herz. Ja, wahrhaftig, Hochzeit sollte sein, ei, bald, bald! Hochzeit mit der süßen, ängstlichen Marie, gut sollte sie es haben, Glocken sollten laut läuten, Gäste sollten am Tisch sitzen, und sie sollte die Ehre seines Hauses sein! Er sah jetzt selbst ein, daß gleich wieder zum Fischen gefahren werden mußte, ob mit oder wider den Willen der Mutter.

Es war ein sehr heißer, schwüler Nachmittag geworden. Der Himmel, unter dem alles Lebendige nach Atem rang, hatte sich mit dumpfen, weißlichen Dünsten angefüllt, die Möwen selbst, die sonst so munter waren, zogen ihre Schwünge schwerer. Sonst regte sich nichts, nur die Mücken wimmelten in feindlich summenden Wolken bis hoch in den Himmel hinauf.

Als es Zeit geworden war, trat er zur Mutter, die ermattet vor der Bibel saß, ohne zu lesen, und sagte: „Mutter, wir wollen doch noch ausfahren, es wird jetzt so gut gefangen."

Sie schloß die Augen und sagte: „Tu es heute nicht, lieber Sohn."

Er blieb aber dabei und antwortete: „Mutter, ich will im Herbst heiraten, wir haben jetzt das schöne Land und alles. Zur Hochzeit braucht man Geld."

„Mein Gott, nein!" sagte sie und öffnete die Augen wieder. „Heiraten? Na, wen denn?" – Aber sie wartete keine Antwort ab, sondern fuhr gleich fort: „Wer fährt mit?"

„Richard und der alte Szameit", antwortete er leise.

Sie schwieg eine Weile, und über ihr Gesicht kam der alte harte, zornige Ausdruck. Dann befahl sie: „Nein, du tust es nicht! Du bleibst hier! Mit diesem alten Mörder und Tunichtgut, der sein eigenes Boot versoffen hat! Ich leid' es nicht. Und auch Richard schick mir her, wenn du ihn siehst."

Vielleicht, wenn sie wieder so bittend und still gesagt hätte: „Tu es nicht, lieber Sohn!" so würde er gehorcht haben. Nun sie ihm aber befahl wie früher, kam es über ihn wie fremde, zornige Einflüsterungen; er dachte an sein Mädchen und an seine Hochzeit, dachte an Szameits dunkles Reden über die Jugend der Mutter und fand auf einmal den Reim zu manchem anderen, was er zuvor vernommen und gesehen hatte, ohne es zu verstehen, da entfuhr es ihm plötzlich: „Der Baron läßt dich grüßen. Woher kennt er dich eigentlich?"

Aber kaum hatte Wilhelm dies gesagt, so erschrak er selbst bis ins innerste Herz; es war ihm, als habe er seine Mutter geschlagen oder als wäre er mit dem Messer auf seinen Vater gegangen. Lina war kaum merklich zusammengezuckt und mit geschlossenen Augen etwas in sich zusammengesunken. Sie sagte mit leiser Stimme: „Ich habe doch auf dem Schloß gedient, Kind!" – Wilhelm konnte ihr Gesicht nicht mehr ansehen, denn es war hart und grau wie Stein geworden. Er nahm sein Gerät und ging hinaus. Auf der Diele blieb er stehen und horchte zurück, ob die Mutter ihn rufen würde. Aber drinnen rührte sich nichts, nichts. Wie gern wäre er zurückgegangen und hätte alles wieder gutgemacht, aber er konnte nicht; es hatte sich wie ein Ring aus kaltem Eisen um sein Herz gelegt.

Als er vors Haus trat, schlug ihm ein dumpfer, schwerer Wind vom Wasser entgegen. Die Enten im Rohr plärrten matt und klagend, die Mücken stachen wild und blutdurstig, man konnte sich ihrer kaum erwehren. Es war heiß wie in einem Backofen, der Schweiß brach ihm aus, als er nur die paar Schritte zur Bucht hinabging.

Kaum saß er auf dem Bootsrande und starrte mit blindem Blick in das gelbliche Wasser der Bucht, als er laute, lallende Stimmen vernahm. Der alte Szameit und Richard schwankten den Landungsdamm voran; Wilhelm bemerkte wohl, wie es mit ihnen stand, als sie die Böschung des Dammes herunterkrochen, er sagte jedoch nichts, sondern ließ sie ruhig über den Laufsteg ins Boot kommen. Das Herz schlug ihm so dunkel und qualvoll in der Brust, alle seine Sinne waren dumpf und verstockt, sein Wille gelähmt. Der alte Szameit aber hatte ein selbstsicheres, drohendes Gehabe und befahl Wilhelm, alsbald alles fertig zu machen und die Segel zu setzen.

Da löste sich in Wilhelm langsam wieder ein verzweifelter Zorn und stieg

ihm in den Kopf, in die Glieder, er sagte: „Bei dem faulen Wind willst du hinaus? Du bist wohl nicht bei Verstand.“

„Mach schon, mach schon! Keine langen Reden!“ schrie der Alte. „Es kommt Gewitter, Wind haben wir bald genug. Bin mehr auf dem Haff gefahren als du.“

„Bist du? Dann fahr doch mit deinem eignen Boot, wenn du eins hast“, sagte Wilhelm.

„Ob das Aas wohl gehorchen wird?“ brüllte jetzt Szameit und tat, als sähe er sich nach etwas um: „Ich nehm' das erste beste, du!“

Aber Wilhelm hatte keine Angst mehr: „Wag es, mich anzurühren!“ gab er zurück und blieb ruhig stehen.

„Du willst nicht fahren, wenn dir dein Schwiegervater befiehlt!“ zischte der Alte und fuhr mit geballten Fäusten so nahe auf Wilhelm zu, daß dieser seinen Schnapsatem roch und die roten Lasteräderchen auf seiner breiten Nase und in seinen Augen sah.

„Nein“, antwortete Wilhelm. Aber kaum hatte er nein gesagt, so kam plötzlich auch die kleine Marie den Damm entlang gelaufen und stieg mit ins Boot.

„Was willst du hier?“ schrie Wilhelm sie an. „Du bleibst bei meiner Mutter zur Nacht.“

Aber sie lehnte die Stirn gegen den Mast und flüsterte: „Ich muß mitfahren. Der Vater hat es gesagt.“

Wilhelm starrte sie einen Augenblick ratlos an. Dann stotterte er: „Es geht doch nicht... Richard, du sollst zur Mutter kommen... gleich, sie will dir was sagen. Wir warten so lange.“

Richard saß schon auf der Kabinentreppe. Man sah nur noch seinen großen viereckigen Kopf; die Mütze war ihm auf dem fast kahlen Schädel nach hinten gerutscht, die weiße Stirn hob sich grell und seltsam gegen die rotbraunen Backen ab, sein ganzes Gesicht war naß von Schweiß und Tränen. Jetzt öffnete er den Mund, aber er brachte nur einen Laut wie ein ersticktes Schluchzen hervor. Nachdem er einige Male ratlos von Wilhelm auf Linas Haus und von Linas Haus auf Wilhelm gestarrt hatte, schüttelte er heftig den Kopf und verschwand plötzlich nach abwärts. Es gab ein Poltern.

Wilhelm wandte sich wieder an Marie. „Komm mit!“ befahl er. „Wir gehen an Land.“

Er wollte sie an der Hand aus dem Boot ziehen, aber sie leistete Widerstand und sah ihn flehend an. Der Alte gewahrte es und lachte laut los: „Mir recht, huckt euch doch hin zu eurer Alten! — Aber komm' ich zurück, dich schlag' ich zum Krüppel, Rumtreiberin, verfluchte, unehrliche. Soll mir recht sein, noch einmal ins Loch, haha!“ — Sein Zorn schien ganz von ihm gewichen, so sicher war er seiner Sache. Er zog das große Segel auf.

„Fahr mit, Wilhelm!“ bat das Mädchen unter Tränen. „Erbarm dich!“

Da zog Wilhelm den Anker auf und stieß das Boot mit einer Ruderstange ab. Als ein wenig lahmer, dumpfer Wind gegen das Segel stieß und als danach das Boot langsam vorwärts zu kriechen begann, nahm er das Steuer.

Der alte Szameit grinste befriedigt, zog auch das kleine Segel noch auf, ruderte kurze Zeit und kroch dann zu Richard in die Kabine hinab.

12.

Langsam, mit matten, weichen Stößen stieß sie der Wind tiefer ins Haff vor. Über dem Wasser hier draußen hing ein warmer, schwefliger Geruch wie eine Wolke; er legte sich auf die Sinne und machte sie dumpf und schläfrig. Zeitweise blieb das Boot fast still liegen.

Als Wilhelm endlich zu Marie hinüberrief: „Komm doch her!" da sprang sie sofort auf und setzte sich so hart neben ihn hin, daß ihr Gesicht seine linke, frei herabhängende Hand berührte.

„Hast du es ihm erzählt?" fragte er.

„Nein. Nichts, nichts", antwortete sie leise.

„Woher weiß er es denn?"

„Er weiß nur, daß ich mit dir tanzen gehen wollte", sagte sie ebenso.

„Und das andere? Er wußte es doch."

„Als ich nach Hause kam, war er wach und sagte, er wüßte schon, was wir getrieben hätten. Aber er war betrunken, ich sagte es ihm gleich ins Gesicht."

Wilhelm griff nach ihr mit der freien linken Hand: „Sag die Wahrheit, Marie, hat er dich geschlagen? Na?"

Sie legte den Kopf auf die Knie und flüsterte: „Ich habe ihm nichts gesagt. Wirklich nicht. Es ist alles Unsinn mit dem Heiraten, Wilhelm, du brauchst mich nicht zu heiraten, wenn du nicht willst."

Wilhelm brüllte laut: „Richard!"

Aber es kam keine Antwort. Das Mädchen sagte ängstlich: „Laß doch. Sie schlafen. Sie haben doch getrunken."

„Geh Richard wecken. Er soll steuern!" schrie Wilhelm mit verzerrtem Gesicht.

Marie stand sofort auf, aber sie kam noch einmal vom Kabinenloch zurück und ganz nahe zu ihm heran und sagte mit flehender Stimme: „Was hast du vor, Wilhelm? Ach, tu ihm nichts, er ist doch mein Vater, nein?"

„Ein Hund ist er, ein Dieb, ein besoffener Lügner und Mörder, der mir mein Hab und Gut nehmen will!" stieß er zornig hervor.

„Sei nicht zornig. Es hat ja nicht weh getan, ich lief gleich hinaus und blieb draußen, und nachher war er freundlich wie nie zuvor, als er mich zu euch mitnahm. Auch an seine Worte brauchst du dich nicht zu halten!" stammelte sie und schmiegte sich fest an ihn. „Sei gut, Wilhelm, erbarm dich doch. Gott wird ihn schon strafen, er weiß ja gar nicht, wie schlimm er ist. Und wenn du ihm jetzt etwas antust, macht er's mit mir hinterher nur um so schlimmer."

Und als sie nun so warm und ängstlich an ihm lag wie in der vergangenen Nacht, da wurde er wieder ruhig, und sein Zorn legte sich. Zudem wurde er immer müder und matter, der Hitze wegen, und auch weil er in den vergangenen Nächten so wenig geschlafen hatte. – „Trotzdem könnte Richard jetzt steuern", sagte er. „Oder dein Vater, wozu sind die eigentlich im Boot, die beiden?"

„Ja, wenn sie nicht betrunken wären!" sagte sie wieder. – „Die müssen doch erst schlafen."

„Ich muß auch schlafen", beharrte er. „Ich bin müde genug, und nicht einmal vom Saufen."

„Kann ich denn nicht steuern?" fragte sie. „Ich bin nicht müde, und jetzt ist doch sowieso kein Wind?"

„Du?" fragte er bloß, indem er das Steuer fester faßte und den Blick in die unheimlich erstarrte Runde gehen ließ. Aber nach einer Weile sah er wieder zu ihr hinab und sagte: „Na, du hast doch überhaupt nicht geschlafen, du Dumme, was redest du denn?"

Sie aber strahlte ihn an, lange, dann umschlang sie seine freie Hand mit beiden Armen und flüsterte: „Mein Wilhelm... mein mein mein Wilhelm..."

Es wurde immer noch schwüler und drückender trotz des müden, dumpfen Wehens; nach einer Zeit aber quoll der Wind in einzelnen dicken Stößen schon kräftiger auf, das Wasser wurde unruhig und änderte die Farbe mit dem rasch dunkelnden Himmel. Als sie etwa zwei Stunden gefahren waren, standen graue gewitterträchtige Wolkenwände vor und hinter ihnen, böse murrend und knurrend von Zeit zu Zeit; die im Westen hatten an ihrem unteren Rande einen feurigen Streifen, den sie bis spät in die Nacht hinein behielten. Aber immer noch schlich das Boot zumeist traurig dahin; bis nach einer weiteren Stunde der Wind mit einem plötzlichen Satz so heftig gegen die Segel sprang, daß Wilhelm seine liebe Not hatte, das plötzlich schneller treibende Boot richtig unter dem Ruder zu halten.

Dann zogen sich die finsteren Wetter schnell dichter ums Haff zusammen. Ein erster zuckender Schein fuhr fernhin über den halben Himmel. So plötzlich war er aufgeflammt, daß man nicht zu erkennen vermochte, woher er kam und wo er endete. Bald aber nahmen die beiden im Boot die Blitze näher und deutlicher wahr. Sie züngelten drüben auf dem Festland von der Erde aufwärts; oft drei, vier nebeneinander, fuhren sie gewaltig hoch. Andere rollten wie leuchtende Peitschenhiebe weithin durch den Himmel oder bäumten sich wie glühende Schlangen schnell den Horizont entlang. Wieder andere stachen sich mit ihrer zornigen Spitze waagerecht durch die Wolken, und nach einer Zeit, als wieder einmal ein solcher Kreuzblitz, weit im Rücken des Bootes aufzuckend, den ganzen Himmel zum Krachen und Erbeben brachte, sagte Marie leise: „Jetzt haben sie 's in Lissau."

Wilhelm schwieg. Er dachte aber schon lange daran, daß die Mutter jetzt zu Hause am Fenster saß und mit ihrem strengen, gequälten Blick aufs Haff hinausspähte. Vielleicht weinte sie, vielleicht war sie kränker geworden.

Die ersten Tropfen fielen jetzt herab, und wie die Blitze mit so großer Gewalt aus den Wolken hervorbrachen, schlugen sie immer tiefere, blutigere Wunden in den Himmel. Der Wind aber war zum Glück gleichmäßiger und frischer geworden, so daß das Boot von nun an eine gute Fahrt machte.

Nach einiger Zeit kam Richard an Deck. Er hatte jetzt ein paar Stunden geschlafen, war fast nüchtern und sagte: „Warum hast du mich nicht eher geweckt?"

Wilhelm antwortete: „Bleib du jetzt oben, in zwei Stunden müssen wir anfangen zu arbeiten, mit dem Gewitter wird es nicht schlimmer. Auch der Regen wird nicht lange dauern."

Richard nahm das Steuer und sagte noch einmal: „Du hättest mich doch eher rufen können, du bist doch müde."

„Paß jetzt lieber auf, der Wind springt leicht um", schärfte ihm Wilhelm ein, dann kroch er in das dunkle Loch hinab. Der alte Szameit lag da unten auf dem Stroh wie ein Toter und schnarchte mit weit offenem Munde; es roch durchdringend nach Schnaps. So ein Vieh! dachte Wilhelm noch. Aber es war ihm wie Blei in den Gliedern, und im Regen oben konnte man ja nicht liegen; so sank er hin und schlief gleich ein. Das letzte, was er spürte, war Maries Arm unter seinem Kopf und ihr warmer Leib in seinem Rücken.

Nach einer Zeit wachte er aber wieder auf, weil er mit dem Kopf heftig gegen die Kabinentreppe gestoßen war. Als er sich verwundert aufgerichtet hatte, hörte er, daß Richard oben seinen Namen rief. Er kam mühsam auf die Beine, kroch aus der stinkenden Kabine heraus und sah, als er an Deck stieg, wie der Mann am Steuer gerade die Flasche wegsteckte.

„Sauf jetzt nicht, Mensch!" schrie er ihn wütend an. Aber Richard gab schläfrig zurück: „Halt's Maul, nimm das kleine Segel weg. Am großen hab' ich gerade genug bei dem Wind."

Wilhelm nahm das kleine Segel fort. Indessen schien der Wind, wenngleich recht stark, so doch weit beständiger denn zuvor geworden, so daß es selbst für einen halb Betrunkenen keine Kunst mehr war, ein Boot zu regieren, dem man überdies das eine Segel weggenommen hatte. Es mußte übrigens jetzt Mitternacht sein, bald waren sie an Ort und Stelle; es blitzte und donnerte nicht mehr, auch zu regnen hatte es aufgehört.

Wilhelm holte sich seinen Mantel aus der Kabine und legte sich an Deck nieder. Wieder spürte er, als er einschlief, Maries warmen, sanften Arm unter seinem müden Kopf. Sie war ihm gefolgt.

Als dann das Unglück doch geschah, konnte er nicht lange geschlafen haben.

Noch schlafend fühlte er, daß es sich mit Gewalt über ihn ergoß, wie um ihn zu ersticken. Ein Schrei der Todesangst aus Maries Munde machte ihn wach. Er spürte, daß das Wasser ihn schon ganz und gar gegriffen und fortgerissen hatte. Er schlug wild um sich. Einmal traf er etwas Weiches, packte zu und zog sich empor, er machte die Augen auf, da sah er, daß sein großes schönes Boot gekentert war. Wieder schlug ihm Wasser in die Augen, er griff zu und packte ein Bein. Er griff auch mit der anderen Hand zu, blind, rücksichtslos in seiner Todesangst, da hatte er Maries Rock, ihre Hüfte. Er zog sich mit Gewalt näher an das Feste heran, aber jetzt packten ihn schon Hände von oben und halfen ihm hoch....

Das ausgespannte große Segel hatte das Boot am völligen Kentern verhindert, also daß der schmale Holzgrat, auf dem Richard und Marie ritten wie auf einem Fisch, dessen Bauch auf der einen Seite übermäßig geschwollen war, nicht der Kiel, sondern der seitliche Rand des Bootes war.

Als die beiden jetzt Wilhelm hochzuhelfen versuchten, wäre Marie um ein Haar selber wieder von den kräftigen Wellen ins Tiefe gezogen worden; aber Richard hielt sie fest und befahl ihr, sich von nun an besser am Bootsrande festzuklammern. Und dann saßen sie zu dritt auf der schmalen Planke, die kaum höher als eine Handbreit aus dem Wasser hervorsah, sahen sich an im Dunkeln, starrten den endlos daherrollenden Wellen entgegen, sahen sich wieder an und starrten von nun an ohne einen Gedanken nur den Wellen entgegen, die eintönig aus der fahlen Finsternis daherstolperten und das halb untergegangene Boot hoben, trieben und schaukelten wie einen Leichnam, der den Leib voller Wasser hat.

Nach einer Zeit aber verzog Marie das Gesicht und stieß kläglich wimmernd hervor: „Der Vater? Der Vater?"

Die beiden Männer sahen sich um. Von Szameit war kein Zeichen ringsum wahrzunehmen. Der war von alleine so schnell nicht mehr aus der Kabine herausgekommen.

Marie hatte sich dicht an Wilhelm geklammert. Nach kurzer Zeit schon fing sie an zu frieren in den nassen Kleidern, sie zitterte. Wilhelm versuchte den rechten Arm um sie zu legen, doch das ging nicht, denn so wie er saß, kehrte er ihr den Rücken zu, und die Wellen erlaubten noch nicht, daß er sich rittlings umwandte.

Noch zeigte sich kaum ein erster Dämmer über dem Haff; auch war weit und breit kein Licht auf dem Wasser zu sehen. Nach einiger Zeit rief Wilhelm: „Wir müssen um Hilfe schreien."

Und alsbald schrien sie laut um Hilfe, alle drei zugleich. Der Ruf verhallte schaurig in der leeren, stürmischen Luft; keine Antwort kam. Aber plötzlich schrie Marie ein zweites Mal wimmernd auf: sie hatte den weißen Haarschopf ihres Vaters dicht neben sich auftauchen und wieder versinken sehen... gleich als hätten sie ihn mit ihrem Schreien aus seinem Loch hervorgerufen, darin er seinen bösen Rausch ausschlief.

„Ach, du lieber Gott!" fing nun auch Richard plötzlich laut zu klagen an und neigte den Kopf verzweifelt bis aufs Wasser hinab. „Warum hab' ich verfluchtes Schwein auch weiter saufen müssen am Ruder! Ei, du liebes, barmherziges Gottchen, eingeschlafen am Steuer bin ich doch, ich sag's, wie's ist. Was tu' ich, was hab' ich getan, ich gottloses Vieh, drei unschuldige Seelen hab' ich auf mich genommen!"

Und plötzlich schrie er ganz laut auf: „Lina!" Und noch einmal: „Lina, Lina!"

Danach klagte er noch eine ganze Zeit fort, aber die anderen hörten ihn nicht, denn jeder hatte nur mit sich selbst zu tun. Die Minuten schlichen langsam dahin, eine nach der andern. Marie zitterte bald stärker. Ein paarmal hatte sie leise gebetet, aber nun war sie gänzlich verstummt und zitterte nur noch. Denn sie waren alle ganz naß, bis fast zum Bauch hingen sie im Wasser, und wenn das Wasser auch schon wärmer war jetzt vor Johanni, auf die Dauer wurde doch selbst den Männern so kalt, daß sie zitterten. Einzig dem ausgespannten großen Segel verdankten sie es, daß das Boot nicht ganz umgeschlagen war und die

Schlafenden zu ihrem Verderben unter sich gerissen hatte. Genau so hatte man auch nach jenem Unglück der Perbandts vor sieben oder acht Jahren das Boot treibend gefunden; aber damals war das Wasser noch sehr kalt und die Wellen härter gewesen.

„Weiterschreien, nicht aufhören!" rief Wilhelm den anderen zu. Und wieder schrien sie mit vereinten Kräften ins Leere, aber wer sollte sie hören? Nichts kam zurück, auch der weiße Haarschopf tauchte diesmal nicht wieder auf. Da sagte Wilhelm: „Wir müssen warten, bis die Angler von Bahnau kommen. Wir sind nicht weit vom Land, ich sehe es jetzt. In einer Stunde kommen sie, es ist die Stelle. Solange haltet aus! Halt dich gut an mir fest, Marie!"

Und sie klammerten sich an dem Holze fest und hielten aus. Aber leicht war dies nicht, denn jede neue Welle ließ die Beine an der glatten, gewölbten Bootswand wieder abrutschen; so mußten sie alles mit den müder werdenden Händen machen. Marie hatte sich in stummer Todesangst an ihren Liebsten geklammert. Einmal versuchte sie sich mit den Zähnen in seiner Jacke festzubeißen, aber auch das hielt sie nicht durch. Es wurde ihr mit der Zeit wohl auch alles gleichgültig.

Doch schrien sie immer noch von neuem um Hilfe, sobald Wilhelm ihnen das Zeichen dazu gab. Richard war auch noch da und ließ sich nicht absinken; er hatte aber ein totes, stumpfes Gesicht und sagte nach seinen bitteren Selbstanklagen nichts mehr, außer von Zeit zu Zeit: „Ach Gott, mein Gott!" oder: „Lina, Lina!" — Nach einer Zeit brüllte er nicht mehr mit, weil er angefangen hatte, sich zu schicken; und da auch Marie nicht mehr rufen konnte, weil ihr die Zähne zu heftig aufeinanderschlugen, blieb zuletzt Wilhelm allein mit seiner armen Stimme.

Auch er hatte nicht mehr viel Kraft übrig; aber dann sah er auf Marie, hörte ihr Wimmern und Zähneklappern, spürte ihren nassen Leib wie Blei an dem seinen hängen, und auf einmal war ihm, als steige das Wasser näher und höher herauf, als es durfte. Da kam ihm die Erinnerung an die Nacht zuvor, wie sie da auch gegen ihren Willen in einer Woge schreckensvoller Lust ertrunken waren und nicht wußten, ob sie in den Tod oder in ein anderes Leben zusammen eingegangen waren. Und wie sie dann doch wieder ans feste Land geworfen worden waren, zu ihrem Erstaunen fast, und siehe, sie hatten eine kalte Angst gespürt und sich geschämt und waren jedes allein gewesen. Marie hatte keinen Willen mehr, sie wußte vielleicht nicht mehr den Unterschied zwischen jenem Untertauchen und diesem; er aber, Wilhelm, begriff, daß hier nur der Tod, der nackte, kalte Tod auf sie wartete, daß er sie schon alle drei hart im Arme hielt und nicht lange mehr zögern würde, sie in seinen Tanz hinabzuführen. Und da schrie er laut, gellend, unaufhörlich, brüllte wie ein Tier in seiner stechendsten Qual: „Hilfe, hoooo — — — Hilfe — — — hoooo — — —"

Aber da war nichts, wovon Hilfe kommen konnte, und Marie richtete den Kopf nicht mehr auf zu ihm; ihre Arme waren schon ganz starr geworden.

(Schluß folgt)

WILMONT HAACKE

Zeitungswissenschaft als Zweckwissenschaft

Die gesamte Zeitungswissenschaft, eines der Lehr- und Prüfungsfächer der deutschen Universitäten, das sich nach jahrhundertelangen Anfängen und Veranerkennungsversuchen endgültig wohl erst zum Kriegsende auf akademischen Boden festlegen konnte, hat vor wenigen Jahren ein neues Gesicht dadurch bekommen, daß ihr andere, sicher auch klarer umgrenzte Ziele abgesteckt wurden. Sie entstand neu in den letzten Kriegsjahren aus der zu späten Einsicht in die Überlegenheit der feindlichen Propaganda, deren Techniken es zu erlernen und nachzuahmen galt, was aber nie mehr erreicht wurde. Kam damals ihr erster Grundstein sozusagen aus dem Tagebau der Aktualität, so ist sie in früheren und auch in den Nachkriegsjahren immer wieder geplant worden als eine im wesentlichen historisch gewandte, geisteswissenschaftliche Disziplin. Diese schwebte – wenigstens soweit sie den philosophischen Fakultäten beigeordnet war – zumeist als eine Art kulturgeschichtlicher Liebhaberwissenschaft zwischen Germanistik, Geschichte und Philosophie. Für die jungen Semester, die sich in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren als Hörer, Mitarbeiter und schließlich als Examenskandidaten und Doktoranden dieser Wissenschaft widmen wollten, weil ihnen die Erwerbung historischer Kenntnisse und praktischer Hinweise auf dem Wege zum „Zeitungsmann" nützlich erschien, war es nicht immer leicht, ihren Studienplan unter Einbeziehung der Zeitungswissenschaft erfolgversprechend einzurichten.

Diesem Mißstand hat die Einsetzung eines sechssemestrigen Studienplanes der Zeitungswissenschaft entgegengewirkt. Als im Jahre 1934 – wohl im Zusammenhang mit dem Schriftleitergesetz – der neue Lehrplan der Zeitungswissenschaft verkündet werden sollte, schuf diese Absicht zunächst unter den Studierenden – wer zu jener Zeit auf den deutschen Hochschulen war, wird sich dessen erinnern – eine gewisse Beunruhigung, die daraus herrührte, daß man eine Einengung der einst viel besprochenen Freiheit der Forschung befürchtete. Inzwischen hat sich aber seine Einsetzung als durchaus segensreich ausgewirkt. Es ist heute für jeden Studenten leichter, sein Studium von vornherein auch zeitlich im voraus festzulegen. Natürlich wird manche der einzelnen Früchte, die das ehemals zuerst notwendige, ein wenig sorglose Herumhören in der Speisekarte der Fakultäten (die ein gutes Vorlesungsverzeichnis sein sollte), für den einzelnen Begabten doch mit sich brachte, eben die „An-Regung", die immer nur von wirklichen Persönlichkeiten als Funke auf Werdende überspringen kann, durch die Systematisierung nicht mehr reifen. Aber wichtiger ist gewiß die Schaffung einer festen Ordnung für das Gros, aus dem sich die Offiziere einer Wissenschaft oder einer sonstigen öffentlichen Berufung ja erst im Laufe der Bewährungsjahre nach dem Studium herausschälen.

Den besten Einblick in das Wesentliche an der neuen Aufgabenstellung für die Zeitungswissenschaft (und in den „Fahrplan" für ihre Studenten) gibt die Broschüre von Geheimrat Professor Dr. Walter Heide, dem Präsidenten des Deutschen Zeitungswissenschaftlichen Verbandes (DZV.), die den Titel: „Wie studiere ich Zeitungswissenschaft?" (Essener Verlagsanstalt, Essen-Berlin, 1938. 52 Seiten) trägt, und als deren Mitarbeiter Dr. Kurth zeichnet. Hier ist in knappster Form der Weg gezeigt. In der Einleitung findet man eine „Kurz-Geschichte" der Zeitungswissenschaft, die auf Zeilen zusammengedrängt ist, einen Bericht über ihre abermaligen Anfänge, von 1920 an etwa, Hochschulfach zu werden. Der Abschnitt über ihre Organisation klärt auf über die Notwendigkeit, alle früheren Einzelvereine, die sich mit der Zeitungswissenschaft an der Universität beschäftigten, zum DZV. zu vereinigen, der sich heute über das ganze Reich erstreckt, und in dem sich die Studenten, die Lehrer dieser Wissenschaft mit den Freunden des Faches aus der Praxis vereinigt haben. Das Veröffentlichungsblatt ist die Zeitschrift „Zeitungswissenschaft", die Geheimrat Heide und der Münchener Zeitungswissenschafter Professor Dr. d'Ester gemeinsam herausgeben. Weitere Abschnitte unterrichten über die Anforderungen an diesen Wissenschaftszweig durch Partei und Staat, die deutlich zeigen, wie die Zeitungswissenschaft in Anlehnung an den Punkt 20 des Parteiprogramms („Die Lehrpläne aller Bildungsanstalten sind den Erfordernissen des praktischen Lebens anzupassen") zweckgebundener geworden ist, als sie es während ihrer früher stark historischen Blickrichtung gewesen ist. Eine Darlegung der Einrichtungen dieser Wissenschaft, ihrer Institute, ihrer Bibliotheken und ihrer jeweiligen Sonderstellung an den Universitäten und Hochschulen des Reiches dürfte für die Studenten mehr als willkommen sein. Die Schlußchronik „300 Jahre Zeitungswissenschaft" führt den Gedanken, daß Orientierung leicht gemacht werden müsse, gut aus. Die kleine Schrift interessiert jeden Zeitungsmann, sicher auch den gebildeten Zeitungsleser.

Wer den publizistischen Markt dieser Jahre beobachtet, wird feststellen können, daß die Zeitschrift in ihren vielerlei Gestaltungen in stetig steigendem Maße an Absatz und Einflußkraft gewinnt. Manche Zeitung hat ihr gegenüber vielleicht gerade infolge des phantastisch funktionierenden technischen Apparates an „innerem Boden" verloren. Der Zeitungsleser liest flüchtig. Der Zeitschriftenleser liest aufmerksam. Viele Zeitungen sind durchorganisierte Nachrichtenwagen, die für jeden etwas aus der Fülle der Ereignisse anfahren, wobei sich jeder Leser diejenige Neuigkeit, die ihm am meisten zusagt, selbst aussucht. Die Zeitschrift aber hat gewissermaßen schon für ihren jeweiligen Leserkreis ausgewählt. Sozusagen von Natur her ist sie ein Instrument, das sensibler abgestimmt ist für die begrenzte Schar der Zuhörer. Wie im Leben die Zeitschrift der Zeitung manchen Vorzug durch präzisere Arbeit abgenommen hat, so hat sich — vielleicht parallel zu solcher Entwicklung — innerhalb der Zeitungswissenschaft stärker neuerdings der Zweig der Zeitschriftenkunde entwickelt.

In München ist unter der Leitung des Gründers und Leiters des dortigen Fachinstitutes, Professor Dr. d'Ester, von jeher stark mit dem Blick zur Zeit-

schrift geforscht worden. Ein Lebenswerk und zugleich wohl die eigene Liebhaberarbeit persönlichsten Vertiefens legt Professor d'Ester mit einem kulturgeschichtlich überaus weitgespannten und dennoch in alle Tiefen führenden Werke vor über eine deutsche Zeitschrift der Napoleonzeit. Band I heißt „Das politische Elysium oder die Gespräche der Todten am Rhein", Band II „Publizistische Wehr im Westen", „Die Gespräche der Todten als Vorkämpfer des deutschen Gedankens am Rhein von der Französischen Revolution bis Bonaparte". Ein Beitrag zur Entwicklung des deutschen Nationalgefühls und zur Geschichte der deutschen Presse und Propaganda (Neuwied am Rhein, Stüdersche Buchdruckerei und Verlagsanstalt). Dreißig Jahre emsigen Forschens, Suchens und liebevoller Vertiefung haben diese Zeitschriftenmonographie geschaffen, die sich weder ihrem Umfang nach, noch nach ihrer geradezu innigen Bemühung um Einzelheiten, aber auch nicht nach der Vorausschau ihrer Ausdeutung mit irgendeiner anderen ähnlichen wissenschaftlichen Arbeit vergleichen läßt, wie sie beispielsweise für die klassische Zeit in der Schrift von Hans Wahl „Geschichte des Teutschen Merkur" (erschienen 1914) oder in vereinzelten modernen Arbeiten dieser Art vorliegen.

Moritz Flavius Trenk von Tondern, der Herausgeber der Zeitschrift „Gespräche aus dem Reiche der Todten", die von 1786 bis 1819 in Neuwied und Frankfurt erschien, war als kulturpolitischer Publizist ein Mann von Wielands und Schubarts Graden, als Innen- und Außenpolitiker aber ein Mann, den man getrost neben Görres stellen darf. Ein tüchtiger Satiriker war er außerdem: „Ihr meine Herren Amtsbrüder, Journalisten, Zeitungsschreiber, politische Courriers, Nouvellisten, Gazettiers, nehmt es mir nicht übel, wenn ich über euren politischen Kikelkakel lache. Hat doch der beißende Boileau über dem Chorpult der hohen Herren gelacht, und dieses Pult war ein heilig Möbel in der Kirche. Soll es mir also nicht erlaubt sein, über die politischen Ausbrütungen zu lachen, die ihr oder eure Korrespondenten der Welt vorlügt? Laßt uns zusammen in Freundschaft leben, aber laßt uns auch fröhlich sein und lachen. Gott gebe uns ein gutes Jahr und viele Subskribenten!" – Einer Zeit, die sich noch immer an Biographien über die Frauen, Töchter und Schwiegermütter der Geschichte (da die großen Männer selbst kaum noch beschreibbar sind, so hat man sie abgenutzt) satt geschrieben und satt gelesen hat, möchte man empfehlen, sich doch einmal näher mit einem Wackeren zu beschäftigen, dem ein offiziöses französisches Blatt jener Jahre diese höchste Anerkennung von Gegnerseite ausgestellt hat, er habe „den deutschen Opinionen am Rhein mehr genützt als 50000 Soldaten".

Führte die große Arbeit von Professor d'Ester in die Vergangenheit der deutschen Journalgeschichte, so weisen die neuen Schriften des jungen Zeitschriftenkundlers Dr. habil. Ernst Herbert Lehmann von der Berliner Universität ganz in die Gegenwart. Im Herbst 1938 erschien eine Broschüre „Die deutsche Zeitschrift im politischen Kampf" (Karl W. Hiersemann, Leipzig 1938), die darlegte, wie sich die Heimkehr Österreichs zum

Vaterlande und die im Anschluß daran stattfindende Volkswahl im Spiegel der deutschen Zeitschrift nachzeichnete. Das Bändchen war nur ein Kapitel aus dem neuesten Buche von Ernst Herbert Lehmann „Die Gestaltung der Zeitschrift" (Leipzig 1939, ebenda). Dieses neue Werk, das sich als praktische Ergänzung an Lehmanns bisheriges Hauptwerk „Einführung in die Zeitschriftenkunde" (früher hier besprochen) anschließt, untersucht mittels einer Fülle von lebendigem Bildmaterial die neuen Arten der Zeitschriftenformung vom Umschlag, Plakat, Titel und Text her in allen seinen Erscheinungen der persönlichen Ansprache an den Leser. Die politische Bedeutung der sehr aktuellen Schrift, man betrachte zum Beispiel das Kapitel über die Kampfweise der antifaschistischen Zeitschrift, wird unterstrichen durch das dem Bande mit auf den Weg gegebene gedankenreiche Vorwort von Max Stampe, dem Leiter des Zeitschriftenreferates im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda. Ernst Herbert Lehmann verwendet exakte wissenschaftliche Methoden zur kritischen Durchsicht des vielgestaltigen und fast unermeßlichen deutschen Zeitschriftenwesens vom Tage. Für die Geisteswissenschaften wird hiermit sichtbar, wie fruchtbar es sein kann, wenn die Wissenschaft gezwungen wird, nicht nur Theorie oder Abstraktion zu bleiben, sondern „Zwecke" zu erfüllen, der Wirklichkeit des Alltags Helfer und Berater zu sein.

Allerdings hat es ja die Zeitungswissenschaft, da sie von allen geistigen Erscheinungen die lebendigsten Zeugen zur Untersuchung sich vorhält, darin leichter als manche andere Geisteswissenschaft, bei der man durchaus nicht sicher darüber sein kann, ob es überhaupt möglich ist, sie außerhalb der selbstverständlichen, weltanschaulichen Grundverankerung noch weiter zu binden oder ausrichten zu wollen. Dieser Überblick für die Zeitungswissenschaft, wie er sich an Hand einiger wichtiger Neuerscheinungen außerhalb des gewohnten Kranzes der Dissertationen aufweisen läßt, bezeugt jedenfalls, daß diese Wissenschaft, die sich von jeher noch nie klar darüber entscheiden konnte, ob sie dem Gestern oder dem Heute dienen solle, nur in der fruchtbaren Synthese zwischen beiden Aufgabestellungen, zu der sie sich endlich findet, wirklich erfolgreich arbeiten kann. Behält sie diese Stellung, so wird ihr doppelte Skepsis, mit der man ihr immer noch begegnet (nach der nämlich die ganz strengen und bärtigen Philologen insbesondere behaupten, sie wäre keine Wissenschaft, und nach der die Journalisten im Betrieb sagen: wozu brauchen wir eine Zeitungswissenschaft, wenn wir unser Metier im kleinen Finger haben), auf die Dauer erspart bleiben. Denn es hat im Grunde keiner dieser beiden Negationsparteiler recht.

Die Zeitungswissenschaft hat ihre Aufgaben. Und sie löst diese fruchtbar. Ganz abgesehen davon aber, erfüllt sie wie jede andere Wissenschaft die Herzen ihrer Mitarbeiter mit der Freude und dem Denkethos, die geistige Arbeit stärker als jede andere schenkt.

BEILAGENHINWEIS

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Dem vorliegenden Heft unserer Monatsschrift sind folgende Prospekte beigegeben, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, betr. „Die neuen Bücher des Rentsch Verlag".

Hermann Straube, Leipzig C 1, Auenstr. 10, Staatslotterie-Einnehmer.



Groß-Deutschland eine Hilfsgemeinschaft im WHW.

Literarische Rundschau

Von Jagd und Wild

Unter dem Titel „Tage, die man nie vergißt“ hat C. E. Martiny „bunte Blätter und Brüche“ aus seinem Jägerleben vereinigt (Neudamm, J. Neumann. RM 5,60). Aus seiner großen jagdlichen und durchaus weidgerechten Erfahrung berichtet dieser deutsche Jäger von gewiß nicht alltäglichen Jagderlebnissen. Er konnte in deutschen und fremden Revieren ein Jägerglück genießen, um das ihn mancher Grünrock beneiden wird. Er versteht in fesselnder Form, hier echte Jagdabenteuer, die ihn auch mit Bären und groben Keilern zusammenführten, zu berichten. Das Buch, mit vielen Textbildern und Leisten von M. Kiefer-München geziert, bietet dem Jäger wie dem Flintenbesitzer Anregung die Fülle. — Von der gleichen tiefen Naturverbundenheit und Ehrfurcht vor der Kreatur erfüllt ist Franz Hotzen in seinem Buch „Wild und Wald“ (Leipzig, W. Engelmann. 37 Abbildgn.). Forstrat Escherich schrieb diesem prächtigen Buche eines wahren Naturfreundes, der ihre Wunder im Wald und seinen Geschöpfen mit tiefem Verständnis erlebt hat, ein Geleitwort.

Vom sterbenden und werdenden Berlin

In seinem Buche „Das verwandelte Antlitz“ (Berlin, Kommodore-Verlag) führt mit kundigster Hand Harald v. Königswald durch das Berlin von einst: vom Königsplatz geht es über die Zelte ins Tiergartenviertel und von dort zum Karlsbad- und Matthäi-Kirchviertel. Harald v. Königswald, ein guter Preuße, ist ein genauer Kenner vom Werden und Sein der Reichshauptstadt. Wie gut er zu erzählen und zu charakterisieren weiß, wissen unsere Leser, und die Freunde des alten Berlin werden die leise Wehmut zu schätzen und zu würdigen wissen, mit der er das unausweichliche Schicksal einer Großstadt, die nicht absterben will, zu schildern versteht in dem Zwange, ihre eigenen Kinder und die Zeugnisse ihrer Geschichte in Zeiten neuen Wollens zu vernichten. Die Denkmäler der Vergangenheit, die durch eine Fülle von Bildern unterstützt werden, zeigen eindringlich den inneren Wert des von vielen Generationen hier Geschaffenen; am Schluß steht ein Ausblick auf das neue Berlin. — Dieses werdende Berlin steht in dem Buche von Helene von Nostitz „Berlin — Erinnerung und Gegenwart“ (Leipzig, Otto Beyer. 10 farbige Tafeln nach alten Stichen. RM 5,80) stärker im Vordergrund. Helene von Nostitz, der das Berlin des Vorkrieges persönliches Erlebnis ist, weiß von ihm anmutig zu plaudern. Sie beschränkt sich nicht nur auf das eigentliche Berlin, sondern führt den Leser auch nach Spandau, Königswusterhausen, Tegel, Oranienburg und Niederschönhausen mit ihren Schlössern. Von dem neuen Berlin, das auf dem Schutthaufen des alten erstehen soll, spricht sie mit Begeisterung.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Konteradmiral a. D. Gadow, Berlin — Professor Dr. Wolfgang Windelband, Berlin — Dr. A. R. Lindt, Bern — Professor Dr. Willy Hellpach, Heidelberg — Dr. Hans Pflug, Bornstedt-Potsdam — Dr. Willy Kramp, Caporn, Post Groß-Heydekrug — Dr. Wilmont Haacke, Berlin

---

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig • DA. IV. Vj. 1938: 3753 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.

